Oeffentlicher

Schul - Preis.

Zweiter Preis

für

Ernst Schmid,

Schüler der obern Abtheilung
in der zweiten Klasse bei St. Anna.

Augsburg am 24. August 1853.

Schullehrer Ezel.

Neuer Brandenburgischer
Kinderfreund.

Ein
Lesebuch für Volksschulen
von

F. C. Wilmsen,
Prediger an der reformirten Schloßkirche zu Crossen.

Des
Brandenburgischen Kinderfreundes
von

F. P. Wilmsen,
weiland Prediger an der reformirten Parochial-Kirche in Berlin,

vier und zwanzigste, völlig umgearbeitete oder dritte, mit einem Anhange vermehrte Stereotyp-Ausgabe.

(Preis: Sechs Silbergroschen.)

Berlin, 1851.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Vorwort zur dritten Auflage

des Neuen Brandenburgischen Kinderfreundes.

Bei dieser dritten Auflage lag es mir ob, das in der Vorrede zur zweiten Auflage Verheißene wahr zu machen, die historischen Verhältnisse Deutschlands und Preußens nämlich, soweit sie inzwischen entwickelt sind, in diejenigen Abtheilungen des Anhanges, wo sie nicht unerwähnt bleiben konnten und das früher Gesagte berichtigt werden mußte, aufzunehmen. Begreiflicherweise war dies keine leichte Arbeit, denn die Geschicke Deutschlands wenigstens haben sich so entwickelt, daß sie sich vielmehr verwickelt haben. Auch in unsern Preußischen Dingen war es keinesweges leicht für Einen, der eine bestimmte politische Meinung hat, sie so zu schildern, daß doch alles eigne Meinen zurück und das rein Geschichtliche hervortrat. Ich möchte eben nicht behaupten, daß es mir damit ganz gelungen sei, doch ist der redliche Wille dazu dagewesen, und es wird dem Kundigen dieses Streben so wie jene große Schwierigkeit nicht entgehen. Da der Anhang vorzugsweise für die Lehrer geschrieben ist, so werden diese wenigstens ein Maß in dem Gesagten für den Stoff ihrer Mittheilungen haben.

Von einigen Seiten war mir der Wunsch ausgesprochen worden, die außereuropäischen Staaten in der Geographie etwas genauer behandelt zu sehen, weil vielen Lehrern wohl das Europäische, nicht aber jenes Außereuropäische bekannt oder Hülfsmittel darüber und dazu zur Hand seien. Bei dem Strom der Auswanderung, der sich

von Europa aus dorthin ergießt und das Kolonie-Wesen vielleicht bald nothwendig machen dürfte, schien mir ein solcher Wunsch doppelt gerechtfertigt, und bin ich daher dem Zuge, den die Auswanderung genommen, vornehmlich gefolgt. Um Raum zu diesen weiteren Ausführungen zu gewinnen, habe ich die nach den gemachten Erfahrungen überflüssigen Rechnenaufgaben im Kinderfreund ganz weggelassen. Ich werde mich übrigens bemühen, dem Anhang bei jeder neuen Auflage eine korrektere Gestalt, eine flüssigere Sprache, eine gedrungenere Ausführlichkeit und eine immer größere Lesbarkeit auch für die Schule zu geben.

Da der Raum, durch den Anhang beschränkt, es nicht gestattet, jedesmal das Vorwort zur ersten Auflage in dieser neuen Ausgabe des Kinderfreundes wieder abzudrucken, doch aber mir daran gelegen sein muß, die Grundsätze, welche dem Buche *diese* Gestalt gegeben haben, immer wieder aussprechen zu können, so stelle ich hier das Nöthige aus den Vorworten für die beiden ersten Auflagen zusammen.

Der ältere Brandenburgische von meinem verstorbenen Vater im ersten Jahre dieses Jahrhunderts herausgegebene Kinderfreund war für die damalige Volksschule geschrieben; seitdem ist die Volksschule eine ganz andere geworden, es mußte also auch das Buch ein ganz anderes werden. Die Kindespflicht schien mir von dem Sohne zwar auch die möglichste Erhaltung eines durch sein Alter und seine Verbreitung ehrwürdig gewordenen Werkes, aber doch vor Allem die Aufnahme und zeitgemäße Fortführung der väterlichen Idee zu fordern.

Die Aufnahme der vielbesprochenen Realien *) ist in einer Auswahl versucht worden, welche Wesentliches und Interessantes zu vereinigen bemüht gewesen ist. An Voll-

---

*) *Vetter* und *Preuß* haben dieselben zwar grundsätzlich verworfen, doch ist ihr Lesebuch diesem Grundsatze nicht treu geblieben. Es enthält Erzählungen aus der Geschichte, Naturgeschichte, Erdkunde u. s. w., nur zerstreut und ungeordnet. Grade die Realien bieten den vortrefflichsten Stoff. Es handelt sich also nur um Vollständigkeit.

ständigkeit ist in einem Lesebuche nicht zu denken: in ihrer ganzen Ausdehnung müssen die Realien den Lesestoff trocken und uninteressant machen; auch hieße dies, dem Lehrer Alles vorweg- und die Arbeit ganz abnehmen. Es ist aber die Aufgabe hierbei vielmehr diese, ihm passende Gelegenheit zu angemessener Belehrung, dafür empfängliche Gemüther und in einigen Beispielen gute Anleitung zu Beidem zu verschaffen. Dies ist in der vorliegenden Bearbeitung versucht worden: Naturgeschichte, Naturlehre, Erdkunde, Geschichte und Religion (auch diese kann, sofern sie einen bestimmten Stoff mitzutheilen hat, zu den Realien gerechnet werden) sind in einzelnen Erzählungen, Gesprächen, selbst Gedichten, theils anschaulich, theils übersichtlich zu machen versucht worden.

Das Buch selbst setzt fertige Leser voraus. Unter diesen macht es, als das Höchste, was in Elementarschulen vorkommen könnte, vier Stufen, denen die vier Abschnitte im Buch möglichst entsprechen sollen. Diese Abschnitte enthalten in Unterabtheilungen den Lesestoff, der den Kindern stufenweise gegeben werden soll. Darin möchte nun ein Unterschied dieses Lesebuchs von den vorhandenen, namentlich von dem trefflichen Preußischen Kinderfreunde bestehen, daß diese Stufen unterschieden sind, das Zusammengehörige übersichtlich nebeneinander gestellt, und dem Ganzen eine fortschreitende Ordnung zu geben versucht worden ist. Dabei aber ist diese Ordnung keineswegs so streng festgehalten worden, daß jeder Abschnitt abgeschlossen für sich als Stufe dastände; vielmehr gehen alle vier Abschnitte wieder mannigfach in einander über, um so Raum und Befriedigung für verschiedene Bedürfnisse und Verhältnisse zu gewähren.

Verständige Auswahl und Berücksichtigung der Verhältnisse werden also den Lehrer durch die Abschnitts-Eintheilung nicht verlassen, wie es mir denn überhaupt nicht einfallen konnte, die Selbstthätigkeit des Lehrers ganz ertödten und ihm den ganzen Lehrstoff fix und fertig in die Hände legen zu wollen.

Aus diesem Grunde kann dem Buche aus der Unvollständigkeit, in welcher die Realien aufgenommen worden sind, kein Vorwurf gemacht werden, denn ein Lesebuch ist kein Lehrbuch; überdies giebt der Anhang für den Lehrer und unter Umständen auch dem Schüler das Nöthige. Wenn dies letztere auch nicht für die Abschnitte und die biblische Geschichte gilt, so sollen sie doch nur dem Lehrer in einigen Beispielen Anleitung zur angemessenen Behandlung dieses wichtigsten und schwierigsten Stoffes geben. Für den Abschnitt II. B. „Uebungssätze für den deutschen Sprachunterricht" findet der Lehrer einen leitenden Faden in dem Inhalts-Verzeichniß.

Crossen, im Juni 1851.

C. Wilmsen.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

Kurze Sätze zur Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens.

1. Vermischte Sätze.

Aus diesem Lesebuch kann ich viel Nützliches und Gutes lernen, darum will ich es in Acht nehmen und nicht zerreißen, sondern fleißig zu Hause und in der Schule darin lesen.

Mein Lesebuch ist für mich sehr nützlich, wenn ich mit Aufmerksamkeit darin lese und mir dasjenige merke, was ich gelesen habe.

Auf jeder Seite meines Lesebuchs steht eine Zahl. Diese heißt die Seitenzahl. Sie dient dazu, daß ich leicht aufschlagen und jede Stelle im Buche finden kann.

Ich kenne mein Lesebuch, denn ich habe mir gemerkt, wie es aussieht, damit ich es von andern Dingen und Büchern unterscheiden kann. Auch den Titel meines Lesebuches habe ich mir gemerkt.

Ich kenne noch nicht viel Gegenstände, denn ich bin noch sehr jung und unerfahren, aber ich kenne doch z. B. allerlei Dinge, welche aus Holz gemacht sind: Tische, Stühle, Bänke, Thüren, Fensterrahmen, Balken, Tafeln, Schwellen, Besenstiele, Kellen, Treppen, Thorwege, Stöcke, Bretter, Schachteln. — Kennst du auch solche, welche nicht aus Holz gemacht sind?

Wenn die Sonne aufgeht, so ist die Nacht zu Ende, und der Tag fängt an oder bricht an. Der Tag ist zu Ende, wenn die Sonne nicht mehr scheint. Der Tag währt also eigentlich nicht 24 Stunden. Warum nicht? — Der Anfang des Tages heißt? — Die Mitte des Tages heißt? — Das Ende des Tages heißt? —

Die vier Tageszeiten heißen: Morgen, Mittag, Abend und Nacht.

Sieben Tage gehören zu einer Woche. Die Woche fängt sich mit dem Sonntage an und endigt sich mit dem Sonnabend. Wie heißt aber der zweite, dritte, vierte und fünfte Wochentag?

Wenn zwei und funfzig Wochen zu Ende sind, so sagt man: ein Jahr ist geendigt, und dann fängt sich ein neues Jahr an. Der erste Tag eines neuen Jahres heißt der Neujahrstag. An diesem Tage wünschen Freunde, Nachbaren, Hausgenossen und Bekannte einander Glück und Freude. — Auf dem Titel meines Lesebuchs steht die Zahl des Jahres, in welchem es gedruckt worden ist. Sie heißt?

Dreihundert und fünf und sechzig Tage machen ein Jahr aus. Der letzte Tag im Jahre heißt: der ein und dreißigste December.

Vom ersten Januar bis zum letzten December zählen wir 365 Tage. Sechs Monate machen ein halbes Jahr, und drei Monate ein Vierteljahr aus.

Vier Wochen und zwei oder drei Tage dazu machen einen Monat aus. Die Namen der zwölf Monate heißen nach der Ordnung also: Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, October, November und December.

Im December, Januar und Februar ist es Winter; im März, April und Mai ist es Frühling oder Lenz; im Juni, Juli und August ist es Sommer; im September, October und November ist es Herbst.

Im Frühlinge werden die Bäume grün; im Sommer bekommen sie Früchte; im Herbste verlieren sie ihre Blätter, und ihre reifen Früchte werden abgepflückt; im Winter stehen sie ganz kahl und entblättert da.

Die ersten Blumen, welche sich sehen lassen, sobald der Winter zu Ende ist, und die Sonne wärmer scheint, sind die Schneeglöckchen, die Veilchen, die Krokus und die Hyazinthen.

Im Januar ist es gewöhnlich sehr kalt, und im Juli ist es gewöhnlich sehr heiß.

Im December fällt gewöhnlich viel Schnee, und im April viel Regen; im März und im October kann man recht deutlich den Uebergang aus einer Jahreszeit in die andere merken. Aus welchen wohl — in welche? — Und woran? Im Februar und November pflegt es naß und daher schmutzig zu sein. Im April fangen die schönen Tage an, im August hören sie auf. Mai und Juni sind die schönsten Monate des Jahres.

Einige Menschen sind ungewöhnlich groß, so daß sie sich bücken müssen, wenn sie durch eine Stubenthür gehen wollen; solche Menschen nennt man Riesen.

Es giebt auch ungewöhnlich kleine Menschen, welche wie Kinder aussehen, ob sie gleich schon alt und ausgewachsen sind, diese nennt man Zwerge.

Wer hungrig ist, will essen; wer durstig ist, will trinken; wer müde ist, will schlafen; wer neugierig ist, will gern etwas Neues wissen; wer sehr traurig ist, will gern weinen; wer mitleidig ist, will gern den Unglücklichen helfen; wer vor Frost zittert, will sich wärmen.

Wer nichts weiß, soll etwas lernen; wer krank ist, soll sich des Essens enthalten oder fasten; wer nicht arbeiten mag, soll auch nicht essen; wer seinen Eltern nicht gehorcht, soll Strafe leiden; wer nicht hören will, wenn man ihn ermahnt, soll fühlen.

Wer sich beschmutzt hat, muß sich waschen; wer gesund bleiben will, muß nicht zu viel essen oder trinken; wer etwas lernen will, muß fleißig und aufmerksam sein; wer die Nacht gut schlafen will, muß am Tage fleißig arbeiten und weder zu viel essen, noch zu viel trinken; wer bei seinen Hausgenossen beliebt sein will, muß dienstfertig, aufrichtig und freundlich sein.

Wer viel Geld einnimmt, kann auch viel Geld ausgeben, oder er kann auch etwas aufsparen. Wer ein Handwerk gelernt hat, kann sich selbst ernähren. Wer krank und schwach ist, kann sich nicht selbst ernähren. Wer nicht fleißig und aufmerksam in der Schule ist, kann nichts lernen.

Ich habe in der Küche folgende Dinge gesehen: Töpfe, Eimer, Schüsseln, Teller, Kessel, Näpfe, Kannen, Kellen, Quirl, eine Zange, einen Mörser, eine Pfanne, ein Reibeisen, einen Bratspieß, einen Vorstwisch, eine Stürze, eine Butterbüchse, eine Lampe, viele Deckel, Tassen, Büchsen und einen großen Wasserkrug.

Die Töpfe hat der Töpfer aus Thon gemacht; einige sind glasirt, einige aus Eisen; hat diese auch der Töpfer gemacht? Die Eimer hat der Böttcher gemacht; sie sind hölzern und haben hölzerne oder messingene Bänder. Die Kessel hat der Kupferschmied aus Kupfer gemacht. Die Kellen und Quirl sind aus Holz geschnitzt; die Zangen und Pfannen sind eisern; der Schmied hat sie gemacht. Auch können sie in einer Eisengießerei gegossen sein. Die Lampen und Büchsen sind aus Blech; der Klempner verfertigt sie.

Ich wohne in einem Hause, welches viele Stuben und Kammern, mehrere Küchen, einige Keller, einen Boden und einige Verschläge enthält. Das Dach des Hauses ist mit Ziegeln gedeckt. Ich habe schon ein Haus gesehen, welches nicht mit Ziegeln, sondern mit Stroh gedeckt war. Die Dächer der Kirchen sind zuweilen mit Schiefer gedeckt. Die Ziegel liegen auf starken Latten dicht neben einander, und unter den Ziegeln liegen schmale und dünne Brettchen, welche Spletten heißen. Es giebt aber auch Häuser, welche eigentlich gar kein Dach, oder doch nur ein plattes haben, und solche, welche nicht mit Ziegeln oder Schiefer oder Stroh gedeckt sind.

Alle Stuben unseres Hauses sind mit gehobelten Brettern belegt oder gedielt. Die Dielen liegen auf den Balken und sind darauf festgenagelt. Die Balken hat der Zimmermann aus Baumstämmen gemacht. Er gebraucht dazu ein Beil. Die Holzhauer haben ein großes Beil, welches man eine Axt nennt. Bretter und Dielen werden häufig in einer Schneidemühle geschnitten; das geht viel rascher. Ueberhaupt macht man jetzt

Alles, durch die Erfindungen, die man gemacht hat, viel schneller als sonst. Was sonst viele Menschen mühsam mit ihren Händen machten, machen jetzt die Maschinen in den Fabriken viel schneller und besser.

Ich bin ein Mensch, denn ich kann mich bewegen, wie ich will, ich kann empfinden und denken. Ich habe schon Schmerz, Freude, Mitleiden und Angst empfunden.

Ich gehe aufrecht, kann meinen Kopf in die Höhe richten und ihn nach allen Seiten herumdrehen. Ich kann sprechen und singen. Das alles können die Thiere nicht so gut; sie gehen zur Erde gebückt, sehen den Himmel nicht an und können nicht mit einander sprechen. Psalm 139, 14.: Ich danke dir drüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl.

Ich kann sehen, hören, fühlen, schmecken und riechen, und dies können die Thiere auch. Ich kann Vergnügen und Schmerz empfinden; auch die Thiere können vergnügt sein und Schmerz empfinden.

Ich weiß, daß ich meine Füße zum Gehen, meine Augen zum Sehen, meine Ohren zum Hören, meine Zunge zum Schmecken und Sprechen, meine Hände zum Arbeiten gebrauchen kann; aber ein Thier weiß dies nicht.

Ich kann darüber nachdenken, wozu man Eisen, Steine, Kalk, Holz und andere Dinge gebraucht; aber die Thiere können nicht nachdenken.

Ich kann begreifen, warum ein Ding so sein muß, wie es ist; z. B. warum ein Haus Fenster, Thüren und Schornsteine haben, warum der Ofen von Thonerde und nicht von Holz gemacht werden, warum man die Pflanzen begießen, und die Erde umgraben muß. Ich kann begreifen, warum jeder Topf einen Henkel haben, und das Messer vorne scharf und am Rücken glatt und stumpf sein muß. Ich weiß, warum meine Schuhe von Leder und nicht von Holz oder Blech oder Tuch gemacht sind, und warum ein Wagen nicht mehr, als vier Räder haben darf.

Ich kann einsehen, warum ich nicht immer thun darf, was ich will, warum ich gehorsam, fleißig und aufmerksam sein muß. — Ich weiß, warum die Thürme hoch, die Dächer schräg und abschüssig, die Keller gewölbt sind; warum die Küchen einen Herd von Steinen und nicht von Brettern haben, und die Straßen gepflastert sein müssen.

Wie nennt man die kleinen Haare, welche über dem Auge sind? Sie haben für das Auge eben den Nutzen, den das Dach für das Haus hat. — Welchen also?

Der Tisch und die Bank sind einander ähnlich; denn beide sind hölzern, beide nutzen sich durch den Gebrauch ab, beide verbrennen im Feuer, beide hat der Tischler gemacht. Aber sie sind

auch einander unähnlich. Der Tisch ist höher und breiter, als die Bank, er hat stärkere Füße und eine andere Bestimmung, als die Bank.

Die Rose ist der Nelke ähnlich, denn beide sind Blumen, beide haben einen schönen Geruch und schöne Farben, beide haben eine Wurzel, Blätter und Stengel, beide entstehen aus einer Knospe. Aber die Rose riecht stärker, als die Nelke; die Rose hat nur Eine Farbe, die Nelke ist gewöhnlich bunt. An der Rose sind Stacheln, aber an der Nelke nicht. Die Rose hat breite und runde Blätter, die Nelke aber schmale und länglichte. Ich habe jetzt die Rose mit der Nelke verglichen, aber ich habe auch beide von einander unterschieden.

Im Garten wachsen Mohrrüben, Bohnen, Erbsen, Radieschen, Gurken, Weintrauben, Rettige, Salatkräuter, allerlei Arten von Kohl, Petersilie, Kerbel, Schnittlauch, Pfefferkraut, Salbei, Spargel. Dies sind Gartenfrüchte.

Auf dem Felde wächst Roggen, Weizen, Buchweizen, Gerste, Hafer, Flachs, Futterkräuter, Hanf und Kohl. Auch Linsen, Bohnen, Erbsen und Kartoffeln wachsen auf dem Felde und heißen daher Feldfrüchte.

Auf den Bäumen wachsen Birnen, Aepfel (nicht Aeppel), Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsichen und Nüsse. An den Sträuchern wachsen Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren, Himbeeren. Die Erdbeeren sind roth, die Brombeeren sind schwarz, die Johannisbeeren sind weiß oder roth. Alle diese Früchte kann man essen, wenn sie reif sind. Unreife Früchte sind schädlich. Man nennt diese Früchte Obst.

Alle Vögel haben zwei Füße. Die Ochsen, Kühe, Schweine, Schafe, Katzen, Ziegen, Pferde und viele andere Thiere haben 4 Füße, daher nennt man sie vierfüßige Thiere. Die Fische, die Schlangen und die Würmer haben keine Füße. Die Insekten haben Füße, und zwar niemals weniger, als 6. Die Fliegen haben 6 Füße.

Die Spinnen haben 8 Füße; der Kellerwurm, ein Insekt, hat 14 Füße. Der Vielfuß hat über 100 Füße.

Der Mensch kann mit seinen zwei Füßen stehen, gehen, laufen, springen, tanzen, schurren, das Spinnrad drehen, die lockere Erde feststampfen, große und kleine Schritte machen, marschiren, trampeln.

Der Mensch kann mit seinen Händen fassen, greifen, festhalten, kratzen, streicheln, drücken, ein Rad drehen, eine Glocke ziehen, drechseln, schreiben, malen, zeichnen, schleifen, heben, den Hut abnehmen und aufsetzen, die Violine, die Leier, die Harfe, das Klavier spielen, die Peitsche führen u. s. w.

Die meisten Thiere haben eine besondere Stimme. Die angenehmste Stimme hat der Mensch.

Ich habe gehört, wie der Hund bellt und knurrt, wie die Ziege meckert, das Schaf blökt, der Pfau schreit, das Ferkel quiekt, die Maus pfeift, und das Pferd wiehert.

Ich weiß, daß die Wölfe heulen, die Löwen brüllen, die Bären knurren oder brummen, die Katzen mauen oder schnurren, die Füchse klaffen, die Störche klappern, die Schlangen und die Schwäne zischen, die Bienen summen, die Frösche quaken, und die Grillen zirpen.

Die Thiere haben von Natur eine warme Kleidung. Denn einige sind mit Haaren oder mit Wolle, andere mit Federn, noch andere mit Schuppen, einige mit Borsten oder Stacheln bedeckt.

Das Fleisch der Thiere dient dem Menschen zur Speise. Das Fleisch der Ochsen nennt man Rindfleisch. Es wird gekocht. Das Fleisch, welches noch nicht gekocht ist, heißt rohes Fleisch.

Nicht nur von dem Fleische, sondern auch von der Milch der Thiere nähren wir uns. Wir trinken Kuhmilch, Schafmilch und Ziegenmilch.

Auch die Häute der Thiere weiß der Mensch zu gebrauchen. Er macht Leder daraus. Es giebt Bockleder, Kalbleder, Rindsleder, Schafleder, Roßleder, Hirschleder und Rehleder.

Der Baum steht fest, weil er eine Wurzel hat. Auf der Wurzel steht der Stamm. Der Stamm hat Aeste, und an den Aesten sitzen die Zweige, an den Zweigen die Knospen. In den Knospen stecken die Blätter und die Blüthen. Die Blätter zieren die Bäume und geben Schatten. Aus den Blüthen entstehen die Früchte. Wenn die Früchte reif sind, so kann man sie essen.

Die Bäume versorgen den Menschen nicht nur mit ihren saftigen Früchten, sondern sie erfreuen ihn auch im Frühling durch ihre schneeweißen oder rosenrothen Blüthen, erquicken ihn durch ihren Schatten, wenn es heiß ist, und wärmen ihn im Winter durch ihr Holz.

Ich weiß einige wohlriechende Blumen zu nennen: Rosen, Nelken, Veilchen, Levkoyen, Hyazinthen, Maiblumen, Lilien, Goldlack, Aurikeln.

Ich kenne auch einige Blumen, welche keinen Geruch haben: Tulpen, Ranunkeln, Malven, Rittersporn, Vergißmeinnicht, Schneeglöckchen, Astern.

Die meisten Kräuter haben einen starken Geruch, z. B. Pfefferkraut, Melisse, Salbei, Pimpinelle, Beifuß, Petersilie, Kerbel.

Das Gras wächst überall. Sein schönes, frisches Grün schmückt Wälder und Wiesen, erquickt das Auge und ernährt viele Thiere. Das abgeschnittene und getrocknete Gras nennt man Heu. Ochsen, Kühe, Schafe und Pferde fressen gern Heu und werden stark davon.

Hunde, Katzen, Hühner und Gänse fressen kein Heu. Die Hunde und Katzen nähren sich meistentheils vom Fleische, Hühner und Gänse vom Korn, besonders von der Gerste.

Zur Speise dienet dem Menschen das Fleisch der Ochsen, Kühe, Kälber, Hammel, Schweine, Ziegen, Hirsche, Rehe, Hasen, Hühner, Gänse, Enten, Puten, Tauben, Krammetsvögel, Lerchen, Fasanen, Rebhühner. Auch das Blut und die Milch einiger Thiere gehören zu den Nahrungsmitteln der Menschen.

Zur Speise dienen dem Menschen die Früchte der Bäume und Stauden, die Blätter und Wurzeln vieler Pflanzen, z. B. die Blätter der Kohlpflanze, des Sauerampfers, des Spinats, der Salatpflanze.

Der Mensch soll sich mit den Speisen nicht nur sättigen, sondern sie sollen ihm auch gut schmecken; er soll sich mit Wohlgefallen sättigen. Darum hat der gütige Gott dafür gesorgt, daß es Dinge giebt, womit man die Speisen würzen, das heißt: ihnen einen Wohlgeschmack geben kann, und diese Dinge sind fast überall im Ueberfluß vorhanden.

Wie heißen die Gewürze? Salz, Zucker, Kümmel, Essig, Zwiebeln (Bollen), Majoran, Pfeffer, Zimmt, Dill, Fenchel, Anis, Thymian. Welches von diesen Gewürzen gehört nicht in das Pflanzenreich?

Das Getreide und die Kartoffeln sind diejenigen Früchte des Feldes, von welchen der Mensch den größten und den mannichfaltigsten Nutzen zieht. Aus dem Getreide werden Brot, Semmel, Kuchen und alle Arten von Backwerk bereitet. Die Kartoffeln sind eine nicht weniger nützliche Frucht. Sie sind nun seit etwa 70 bis 80 Jahren eine dem Menschen und dem Vieh gleich unentbehrliche Nahrung geworden. Aus den Kartoffeln macht man Mehl, Stärke, Syrup, Zucker, und bereitet daraus unzählige Speisen. Versuche es einmal, alle die Arten, wie man die Kartoffeln zubereiten kann, herzuzählen; denke auch daran, wie viele von deinen Lieblingsspeisen darunter sind. Was wirst du aber sagen, wenn ich dir erzähle, daß ein reicher Mann in England einmal ein Gastmahl gab, bei welchem er seinen Gästen 30 verschiedene Gerichte vorsetzte, und siehe da! — sie waren alle aus Kartoffeln bereitet. Aus den Kartoffeln zieht man auch das bekannte, weit verbreitete, aber schädliche Getränk, den Branntwein.

Es giebt auch Wurzeln, welche dem Menschen zur Speise dienen, z. B. die Petersilienwurzel, die Zuckerwurzel, die Pastinaken, der Sellerie.

Es giebt mancherlei Arten von Erde, z. B. Sand, Lehm, Thon, Kreide, Kalk. Den Sand gebraucht der Maurer, um ihn mit Kalk zu vermischen. Den feinen Sand streut man auf die nasse Schrift, damit sie nicht verlösche; man bestreut auch die

Stuben damit. Den Lehm gebraucht der Töpfer, wenn er einen Ofen setzen will; auch zum Bauen wird er gebraucht. Die Scheunen und Ställe haben einen Fußboden von festgestampftem Lehm. Aus Thon macht man Töpfe, Schüsseln, Teller, Näpfe und Krüge. Die Kreide wird zum Schreiben und Färben, der Kalk zum Bauen gebraucht.

Die Steine werden auf mancherlei Art gebraucht. Einige zum Mahlen des Getreides in der Mühle, andere zum Schleifen der Messer, Scheeren, Beile, Degen und Gläser, noch andere zum Bauen und Pflastern, z. B. Kalksteine, Sandsteine, Marmor und Kieselsteine. Einige kostbare und schöne Steine dienen dem Menschen zum Schmuck, und diese heißen Edelsteine. Der Diamant ist ein Edelstein, und zwar nicht nur ein schöner, sondern auch ein sehr nützlicher Edelstein; denn man kann das Glas damit zerschneiden.

In der Erde findet man Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Steinkohlen, Torf, Salz, Edelsteine.

Ich habe goldene Ringe, silberne Löffel und silberne Münzen, kupferne Kessel, Pfannen und Töpfe, eiserne Zangen, Nägel, Schlösser, Schlüssel und Riegel, zinnerne Schüsseln und bleierne Kugeln gesehen.

Ich wohne in einer Stadt. Diese Stadt nenne ich meine Vaterstadt oder meinen Geburtsort, weil ich darin geboren bin. Ein große Stadt besteht aus vielen hundert, oft auch aus mehreren tausend Häusern, welche in langen Reihen neben einander und gegen einander über stehen. Zwei Reihen Häuser, zwischen welchen ein breiter Weg hindurch geht, machen eine Straße aus. Ist der Weg nur schmal, so nennt man ihn eine Gasse.

Ein schönes und großes Haus heißt ein Pallast. Ein Haus, welches aus Steinen gebaut ist, heißt ein massives Haus.

In einem Lande liegen Städte, Flecken und Dörfer. In den Dörfern wohnen die Bauern oder Landleute. Zwischen den Städten und Dörfern liegen Felder, Gärten, Wiesen, Berge, Hügel, Thäler, Wälder, Gebüsche, Teiche, Seen, Flüsse, Bäche und Quellen.

Auf den Feldern wächst Getreide; in den Gärten wachsen Obstbäume, Blumen und Kräuter; auf den Wiesen wächst Gras und Klee, auf den Bergen Wein und Buschwerk, auf den Hügeln Korn, Kraut und Gras; in den Thälern fließen Bäche und Flüsse; in den Wäldern singen die Vögel, und halten sich die wilden Thiere auf; in den Gebüschen verstecken sich die Hasen; in den Seen, Teichen und Flüssen leben die Fische und Frösche; die Bäche und Quellen geben gutes Trinkwasser.

Wenn man zwei Stunden gehen muß, um von einem Orte zum andern zu kommen, so liegen diese beiden Oerter eine Meile von einander entfernt.

Ein Weg, der von einer Stadt zur andern führt, und mehrere Meilen fortgeht, heißt eine Landstraße. Ein Weg, der von beiden Seiten mit Bäumen besetzt ist, heißt eine Allee. Eine gepflasterte Landstraße heißt eine Chaussée oder eine Kunststraße; ist diese mit eisernen Geleisen oder Schienen belegt, so nennt man sie eine Eisenbahn. Auf einer solchen fahren aber nicht gewöhnliche, mit Pferden bespannte Wagen, sondern Dampfwagen.

Ein Wagen, der täglich, oder doch alle Woche einigemal zu derselben Zeit von einem Orte zum andern fährt und allerlei Sachen, auch Briefe und Geld mitnimmt, heißt ein Postwagen. Wer mit einem solchen Wagen etwas wegschicken will, muß es nach einem Hause hinbringen, welches das Posthaus heißt, und auf den Brief schreiben, wohin er, und an wen er gebracht werden soll.

2. Von Städten und Ländern.

In den Städten wohnen Bürger, Beamte, Soldaten mit ihren Offizieren, Künstler, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker, Tagelöhner und Bettler. Da giebt es schlechte, gute, schöne und prächtige Häuser. Auf den Straßen und Plätzen stehen Brunnen und Buden, Bäume und Statüen, Laternen und große Fässer mit Wasser gefüllt. Wozu wohl?

Jede Straße und jede Gasse hat ihren eigenen Namen. In den Straßen wohnen Bäcker, Brauer, Stellmacher, Schmiede, Schlosser, Schuhmacher, Schneider, Zinngießer, Kaufleute, und ein jeder hat ein Schild an seinem Hause über der Thür hangen, woran geschrieben oder gemalt ist, was bei ihm zu finden oder zu kaufen ist.

Die Personen, welche dafür sorgen, daß Ordnung, Sicherheit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit in der Stadt erhalten wird, nennt man Polizeibediente.

In jeder Stadt ist ein Marktplatz. Auf diesem Platze versammeln sich an bestimmten Tagen in jeder Woche Diejenigen, welche Lebensmittel, z. B. Gemüse, Früchte, Fleisch, Butter, Käse, Mehl, Eier zu verkaufen haben, und Diejenigen, welche solche Lebensmittel einkaufen wollen. Jene heißen Verkäufer, und diese Käufer.

Die Kartoffeln werden in einem hölzernen Maß, welches eine Metze heißt, gemessen. Eben so Mehl und Früchte. Die Butter wird auf einer Wage gewogen. Die Käse werden nach der Größe verkauft, oder, wie die Eier, gezählt. Funfzehn Eier oder Käse machen ein Mandel aus, dreißig ein halbes Schock, und sechzig ein ganzes Schock.

Die flüssigen Dinge, z. B. Oel, Wein, Bier, Essig, Syrup, Branntwein, werden in einem Gefäße von Blech gemessen, welches ein Quart heißt oder auch ein Maß.

Tuch, Leinwand, Band und dergleichen wird mit einer Elle gemessen. Holz wird mit einem Maßstabe gemessen, welcher ein Fuß heißt, weil er ungefähr so lang ist, wie der Fuß eines erwachsenen Menschen. Zwei Fuß machen eine Elle aus, und eine Elle ist ungefähr so lang, wie der Arm eines erwachsenen Menschen.

Der Apotheker bereitet Arzneimittel aus heilsamen Kräutern, und verkauft sie; der Gewürzkrämer, auch Materialist genannt, handelt mit Pfeffer, Zucker, Zimmt, Salz, Gewürznelken, Muskatenblüthen, Kaffee, Syrup, Zuckerkant, Rosinen, Mandeln, Feigen, Ingwer, Safran, Honig, Wachs, Kreide u. s. w. Der Eisenkrämer verkauft Messer, Scheeren, Beile, Sensen, Sicheln, Spaten, Harken, Schaufeln, Pflugeisen, Nägel. — Der Fabrikant verfertigt baumwollene oder seidene oder wollene Waaren; auch giebt es Fabrikanten, die Eisen, Kupfer, Stahl u. s. w., kurz alle Metalle auf ihren Maschinen, oder durch Feuer und Wasser verarbeiten.

Auf dem Markte habe ich Weiber vor großen Tonnen sitzen sehen, welche mit Wasser angefüllt und voller Fische waren. Diese Fische waren alle feil oder zu verkaufen: Hechte, Barsche, Sander, Quappen, Aale, Karpfen, Plötzen, Stinte, Bleie, Schleie, Welse u. s. w.

Die Stadt, in welcher ich wohne, heißt?

Diese Stadt liegt in einem Lande, welches — heißt und zu Deutschland gehört. Es ist nur ein kleiner Theil des großen Deutschlands oder Germaniens. Daß Deutschland sehr groß ist, könnt ihr daran sehen, daß mehr als 2300 Städte darin liegen, und 42 Millionen Menschen darin wohnen. Die größten unter diesen vielen Städten Deutschlands heißen: Wien, Berlin, Hamburg, Dresden, Frankfurt am Main, Stettin, Magdeburg, Breslau und München. Aber obgleich Deutschland ein so großes Land ist, so macht es doch nur einen sehr kleinen Theil von einem noch viel größeren Lande aus, welches Europa heißt. Und auch das große Europa ist nur ein kleiner Theil von der unermeßlich großen Erde; sie hat noch vier andere viel größere Theile, welche Asien, Afrika, Amerika und Süd-Indien heißen.

Die Erde ist also sehr groß. Wolltet ihr auf einem Schiffe um die ganze Erde herumfahren (und das könnt ihr, denn die Erde ist rund herum mit einem großen und tiefen Wasser, welches das Meer genannt wird, umgeben), so hättet ihr eine Strecke von ungefähr 5400 Meilen zu fahren. Aber obgleich die Erde so groß ist, so macht sie doch nur einen sehr kleinen Theil der Welt, das heißt: alles Dessen aus, was Gott geschaffen hat. Denn zu der Welt gehören ja alle die unzählbaren Gestirne, die ihr am Himmel erblicket, also auch die Sonne, die allein vierzehnhunderttausendmal größer ist, als unsere Erde.

Man kann auf mancherlei Art von einem Orte zum andern kommen oder reisen: zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen und zu Schiffe.

Diejenigen Häuser an der Landstraße und in den Städten, in welchen jeder Reisende für Geld Wohnung, Nahrung und Bequemlichkeit haben kann, heißen Wirthshäuser oder Gasthöfe. Der, welchem ein solches Haus gehört, heißt ein Gastwirth.

Da, wo zwei Wege sich kreuzen, ist ein Scheideweg. Man pflegt an den Scheidewegen einen hölzernen Wegweiser hinzustellen. Dies ist ein Pfahl, an welchem zwei hölzerne Arme befestigt sind. Auf jedem Arm steht der Name des Ortes, nach welchem der Weg führt, auf den der Arm hinweist. So bewahrt man die Reisenden vor dem Verirren. Auf dem großen, weiten Meere, welches fast dreimal so groß ist als das Land, kann man sich freilich nicht so leicht zurecht finden. Aber auch hier sind Leuchtthürme, Vorgebirge, hohe Berge, die Stellung der Gestirne und vor allen Dingen der Compaß, d. h. ein Instrument mit einer Nadel, die immer nach Norden weist, Mittel, um seinen Weg nicht zu verlieren.

Wer oft auf Reisen gewesen ist, hört und sieht sehr Vieles, lernt allerlei Menschen, Thiere, Pflanzen und Dinge kennen, bekommt mit einem Worte viel Erfahrung. Wer noch nicht viel gesehen und gehört hat, ist unerfahren. Kinder haben noch wenig Erfahrung.

Alle die Menschen, welche in einem Lande beisammen wohnen und einerlei Sprache reden, heißen zusammengenommen ein Volk. Jedes Volk hat seinen eigenen Namen. Das Volk, zu welchem wir gehören, heißt das Deutsche Volk oder die Deutschen. Aber Deutschland ist in mehrere große und kleine Länder getheilt, und die Einwohner dieser Länder haben wieder ihre eigenen Namen, ob sie gleich alle zusammen Deutsche genannt werden, da sie alle in dem großen Deutschlande wohnen. Das Land, in welchem wir geboren sind, heißt unser Vaterland. Da unser Vaterland ein Theil von Deutschland ist, so können wir uns Deutsche nennen, oder auch Preußen, weil derjenige Theil von Deutschland, in welchem wir wohnen, einen Theil des preußischen Staates ausmacht.

Wenn Einer von uns aus seinem Vaterlande wegreisete und käme bis dahin, wo dieses Land sich endigt, und ein anderes anfängt, so wäre er an die Grenze des Landes gekommen. Die deutschen Länder, welche unserem Vaterlande am nächsten liegen, und sich also da anfangen, wo unser Vaterland aufhört, heißen: Sachsen, Hessen, Braunschweig, Hanover, Mecklenburg und Oesterreich. Die Menschen, welche in diesen Ländern wohnen, sind also unsere Nachbaren. Diese Länder könnte man Grenzländer nennen.

In großen und fruchtbaren Ländern wohnen viel Menschen, in kleinen und unfruchtbaren Ländern wohnen gewöhnlich wenig Menschen. Woher kommt das? In jedem Lande giebt es große und kleine Städte, Flecken und Dörfer. Die größeste und bedeutendste Stadt eines Landes heißt seine Hauptstadt. Die Hauptstadt unseres Vaterlandes heißt Berlin. Berlin ist eine große Stadt; denn wer um die ganze Stadt herumgehen wollte, würde einen Weg von mehr als zwei Meilen zu machen haben, und als man vor einigen Jahren die Häuser in Berlin zählte, fand es sich, daß die Stadt über zehntausend Häuser in sich faßte. In diesen Häusern wohnten damals über dreimal hunderttausend Menschen.

Potsdam ist eine viel kleinere Stadt, denn es hat nur 24,000 Einwohner, Brandenburg an der Havel 14,000, Neu-Ruppin 6,400, Wusterhausen an der Dosse nicht mehr als 2,000 Einwohner. Alle diese Städte liegen in demjenigen Theil unseres Vaterlandes, den man die Provinz Brandenburg nennt, und zwar in dem Theil, welcher der Regierungs-Bezirk Potsdam heißt. In demselben liegen noch folgende bemerkenswerthe Städte: Brandenburg mit 13,000, Rathenow mit 4,000 Einwohnern; Perleberg, die Hauptstadt der sogenannten Priegnitz, mit 5,200 Einwohnern; Prenzlau, die Hauptstadt der ehemaligen Ukermark, mit 10,500 Einwohnern.

3. Von den Leibes- und Seelenkräften des Menschen.

Kannst du sehen, o so sieh
Nach verbot'nen Dingen nie,
Laſs dich dies und das nicht blenden,
Sieh auch nicht nach Allem, Kind!
Sieh nach edlen Gegenständen,
Vieles Sehen macht oſt blind.

Kannst du hören, o so hör'
Immer Gutes, immer mehr.
Sei hübsch taub bei losen Sachen,
Die des Leichtsinns Zunge spricht;
Ach! das Ohr kann Unruh' machen!
Höre Kind, und hör' auch nicht.

Kannst du schmecken, so entweih'
Nie den Sinn durch Schwelgerei,
Lern' auf reine Freuden merken,
Laſs dich jedes frohe Mahl
In der Liebe Gottes stärken,
Er giebt Gutes ohne Zahl.

Kannst du riechen, o so sei
Der Natur mit Dank getreu.
Nur dem Hauche frischer Lüfte,
Und der Speisen Lieblichkeit,
Und dem Reiz der Blumendüfte
Bleibe dieser Sinn geweiht.

Kannst du fühlen, o so flieh,
Was die Wollust giebt, und nie
Raube sie dir Muth und Kräfte.
Bleiben Herz und Körper rein,
O so werden dir Geschäfte
Noch im Alter Freude sein.

Ich weiß, daß ich mit den verschiedenen Theilen meines Körpers mich bewegen kann, und zwar besser und vielseitiger als die Thiere; ich weiß, daß ich verschiedene Gliedmaßen an meinem Körper habe, mit denen ich diese Bewegungen ausführen kann; meine Hände haben Kraft und Geschicklichkeit zu den mannichfaltigsten, künstlichsten und größesten Dingen; meine Augen sehen alle sichtbaren Dinge; mit meinen Ohren höre ich Alles, was einen Schall giebt; mit meiner Nase rieche ich, was einen Wohl- oder Uebelgeruch hat; mit meiner Zunge und meinem Gaumen schmecke ich, was einen Geschmack hat, sei er angenehm oder unangenehm; durch mein Gefühl kann ich unterscheiden hart und weich, rauh und eben, warm und kalt, groß und klein: aber ich merke wohl, daß meine Glieder sich nicht selbst bewegen, daß meine Ohren nicht selbst hören, meine Augen nicht selbst sehen; denn wenn ich todt bin, und selbst oft schon wenn ich schlafe, können meine Glieder und Sinne von dem Allen nichts thun. Es muß also in mir Etwas sein, was diese Dinge in Bewegung setzt und in Thätigkeit bringt.

Ich finde nun auch noch andere Kräfte und Fähigkeiten in mir, die in meinen Gliedern und Sinnen ihren Sitz nicht haben.

Ich kann mich an Das erinnern, was ich gestern in der Schule gelernt und vorgestern gegessen habe, und wo ich vor drei Tagen um diese Zeit gewesen bin. Ich kann mir vorstellen, wie das Schiff aussahe, das neulich unter der Brücke wegfuhr, und wie der Rock beschaffen war, den ich sonst getragen habe. Ich kann mir vorstellen, wie mein Vater, meine Mutter, mein Bruder aussehen, ob ich sie gleich jetzt nicht vor mir sehe.

Ich kann mich an dies Alles erinnern, oder mir das Alles vorstellen, ohne dazu meinen Kopf oder meine Hand oder meinen Fuß, ohne daß ich Augen, Ohren und Nase dazu gebrauche. Das, womit ich mir etwas vorstelle und mich an etwas erinnere, ist meine Seele. Sie ist in mir, aber ich kann sie nicht sehen,

sondern ich kann nur an meinen Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen merken, daß ich eine Seele habe.

Hätte ich keine Seele, so könnte ich nichts begreifen, nichts lernen, nichts verstehen; ich könnte weder rechnen, noch schreiben, noch lesen. Denn indem ich alles Dies thue, muß ich zugleich denken, und denken kann ich nur mit meiner Seele. Hätte ich keine Seele, so könnte ich nicht Schmerz oder Freude, Lust oder Unlust empfinden; ich könnte weder lieben noch hassen, weder lachen noch weinen, weder mitleidig noch hartherzig sein.

Hätte ich keine Seele, so könnte ich weder einen Willen haben, noch etwas begehren oder verlangen, weder Entschlüsse noch Vorsätze fassen. Meine Seele ist es also, die in mir denkt, fühlt und will.

Mit meiner Seele kann ich mir eine Vorstellung von allen Dingen, die ich mit meinen 5 Sinnen wahrnehmen kann, machen. Diese Dinge machen zuerst auf meine Sinne einen Eindruck. Das schöne Grün der Bäume z. B., die bunten Farben der Blume, die edle Gestalt des Pferdes, die schönen Züge eines menschlichen Angesichtes, alles Dies macht auf mein Auge einen Eindruck. Ebenso erhält mein Gehör einen Eindruck durch die erschütternden Schläge des Donners, die entzückenden Töne der Musik, die sanfte oder rauhe Sprache eines Menschen. Meine Sinne machen dann wieder mit den Nerven, durch welche sie mit der Seele in Verbindung stehen, Eindrücke auf diese meine Seele, und so erhalte ich eine Vorstellung, durch welche ich nach und nach eine unendliche Menge von Dingen in meine Seele aufnehmen kann.

Nun kommen die verschiedenen Kräfte meiner Seele: der Verstand ordnet die vielen Dinge nach ihren Eigenschaften und Merkmalen; das Gefühl sagt mir, ob sie mir angenehm oder unangenehm sind, einen starken oder schwachen Eindruck auf mich machen, und der Wille endlich möchte sie im Besitz haben und strebt nach ihnen, oder er verschmäht sie und stößt sie zurück.

Weil der Mensch dies Alles kann, und davon ein Bewußtsein hat, sagt man von ihm, er hat Vernunft, oder er ist ein vernünftiges Wesen.

Mit meiner Seele denke ich, indem ich rechne, an die Zahlen, welche ich zusammenzählen oder theilen oder vervielfältigen soll. Mit meiner Seele denke ich an den Menschen, von dem der Lehrer erzählt, oder von dem ich in dem Lesebuche Etwas lese. Mit meiner Seele denke ich an das Spiel, welches ich spielen will, wenn die Schulzeit zu Ende ist. Mit meiner Seele denke ich, indem ich in der Schule plaudern will, an die Strafe, welche der Lehrer auf das Plaudern gesetzt hat.

Könntest du wohl etwas Kluges sprechen, wenn du keine Seele hättest und mit deiner Seele nicht denken könntest? Ich spreche mit dir, und du antwortest mir auf meine Fragen. Hast du die Antworten alle erst auswendig lernen müssen? Nein, du hast nachgedacht über meine Fragen, und dann hast du geantwortet.

Warum möchtest du deinen Rock nicht mit einem zerrissenen oder abgetragenen vertauschen? Nicht wahr, weil du beide mit einander verglichen und bemerkt hast, daß dein Rock nicht zerrissen und nicht abgetragen, also besser ist, als jener? Aber nicht wahr, auch darum, weil du dich schämst, mit einem zerrissenen Rocke zu gehen, weil es dir aber Freude macht, gute Kleider zu tragen. Du sagst nun: ich will meinen Rock behalten und nicht tauschen, denn mein Rock ist besser. Indem du vergleichst und urtheilst, gebrauchst du deine Seele oder deinen Verstand, indem du etwas empfindest, gebrauchst du dein Gefühl, und indem du dich entschließest, deinen Rock zu behalten, gebrauchst du deinen freien Willen. Du sollst dich aber noch besser kennen und noch höher achten lernen. Die Tugend, die Liebe, die Frömmigkeit, die Ewigkeit — kannst du wohl alle diese Gegenstände mit deinen Sinnen wahrnehmen? Nein! Eine Vorstellung kannst du dir demnach davon nicht machen; durch dein Denken kannst du dir aber, mit Hülfe des Gefühls, einen Begriff davon machen. Siehe! so kannst du auch Gott, den doch Niemand gesehen hat, noch sehen kann, in deine Seele aufnehmen.

Gott aber ist ein Geist, und du bist nach seinem Ebenbilde geschaffen. Darum sagst du auch von dir: ich habe einen Geist.

4. Einige Begriffsbestimmungen.

Was nicht geschehen kann, ist unmöglich.

Es ist unmöglich, daß ein Schüler Etwas lerne, wenn er nicht aufmerksam und fleißig ist. Es ist unmöglich, daß Einer gesund bleibe, wenn er zu viel ißt und trinkt. Es ist unmöglich, daß das Feuer nicht brenne, oder daß der Todte wieder lebendig erscheine, oder daß Einer in den Mond reise und die Sonne vom Himmel ziehe.

Was sein und geschehen soll oder muß, ist nothwendig. Es ist also nothwendig, daß der Mensch gesunde Nahrungsmittel zu sich nehme, um zu leben, daß er schlafe, um Kraft zur Arbeit zu haben, daß der Schüler aufmerksam sei, um Etwas in der Schule zu lernen, daß der Unordentliche ordentlich werde, und der Lügner das Lügen ablege. Was ist bei der Arbeit nothwendig?

Alle Menschen müssen sterben, denn sie sind sterblich. Alle Blumen müssen vergehen, denn sie sind vergänglich. Alles Glas

muß zerbrechen, denn es ist zerbrechlich. Alle Kinder müssen lernen, denn sie sind unwissend. Nicht alle Schriften müssen gedruckt werden, denn —. Nicht Alles, was man von Andern sieht, soll man nachahmen. Warum nicht? Aber wenn man an Andern etwas Gutes sieht, das soll man nachahmen.

Was nicht sein und geschehen muß, sondern auch anders sein und unterbleiben kann, heißt zufällig. Daß vor einem Hause ein Hund des Abends heult, und daß in diesem Hause ein Mensch stirbt, ist etwas Zufälliges, denn der Hund hätte auch heulen, und doch kein Mensch sterben können. Daß Einer, der in die Lotterie setzt, etwas gewinnt, ist zufällig. Daß der Tisch grün und nicht roth angestrichen ist, ist zufällig.

Das, was man durch eine Handlung erlangen oder zu Stande bringen (bewirken) will, heißt die Absicht der Handlung oder der Zweck. Wenn Eltern ihre Kinder in die Schule schicken, so haben sie dabei eine Absicht. Welche? Wenn der Knabe auf das Eis geht, so hat er dabei eine Absicht. Welche? Wenn der Kaufmann zur Messe nach Frankfurt reist, so thut er es in welcher Absicht? Wenn die Obrigkeit befiehlt, daß Keiner etwas aus dem Fenster auf die Straße gießen oder schütten soll, so hat sie eine gute Absicht hierbei. Welche? Wenn der Lehrer den Schüler straft, so hat er hierbei welche Absicht? Wenn Einer von dem Andern Böses spricht, so hat er welche Absicht? Dies ist eine schlechte Absicht.

Dasjenige, wodurch man seine Absicht erreichen will, heißt ein Mittel. So ist die Arzenei ein Mittel wozu? — Die Aufmerksamkeit — die Mäßigkeit im Essen und Trinken — der Schlaf ein Mittel — das Licht — Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit Mittel zum Wohlstande — Uebung ein Mittel zur Geschicklichkeit. Kann man immer dadurch seine Absicht erreichen, wodurch man sie erreichen will? Warum nicht immer? Wie sind die Mittel also sehr oft?

5. Allerlei Fragen.

Wer bis hierher mit Aufmerksamkeit und Nachdenken gelesen hat, der wird folgende Fragen richtig beantworten können.

Weißt du Alles zu nennen, was in diesem Zimmer ist? Weißt du auch alle deine Kleidungsstücke zu nennen? Kannst du aber auch alle Theile deines Körpers und alles Das nennen, was zur Nahrung gehört? — Jetzt nenne mir die Bestandtheile eines Hauses? — Jetzt alle die Sachen, welche du in der Schule nöthig hast? — Jetzt nenne mir zahme oder Hausthiere? — Was für Sachen hast du in der Küche gesehen? — Aber was darf in der Küche nicht fehlen, wenn alle diese Sachen in der Küche wirklich genutzt werden sollen? — Nenne mir jetzt einige Dinge, welche

von Natur eine grüne Farbe haben? — Nun einige, welche schwarz sind? — Jetzt einige, welche sehr leicht sind? — Und nun einige, welche recht schwer sind? — Nenne mir den sechsten Monat im Jahre? — Den vorletzten Monat im Jahre? — Zu den Fähigkeiten deines Geistes gehört auch Dies, daß du mit deinen Verstandes-Kräften von bekannten Dingen aus unbekannte finden kannst. Dies heißt: schließen. Ebenso, wenn dir von einem Gegenstande das Wichtigste bekannt ist, kannst du über ihn urtheilen, d. h. ihm diese oder jene Eigenschaft beilegen oder absprechen. Wenn du nun diese beiden Fähigkeiten deines Denk-Vermögens anwendest, so wirst du folgende Fragen wohl beantworten können. Kannst du mir wohl sagen, woraus dies Buch besteht, und was daran zu bemerken ist? Welches von den euch bekannten Büchern wird wohl am meisten gelesen? Wie heißt das Buch, welches alle Menschen, die lesen können, einmal lesen müssen? Welches Buch sollten alle Menschen lesen? In wiefern kann man wohl auch die Natur ein Buch nennen? Wer kann mir ein recht großes Gut dieses Lebens nennen, welches aber meistens nur Die zu schätzen wissen, die es nicht besitzen? Welches Gut sollte man wohl am höchsten schätzen?

Wie nennt man wohl den Mann, der es wagt, seinen Kopf in den Rachen eines wilden Thieres zu legen? Welche Thiere pflegt man gewöhnlich für Geld zu zeigen? — Welches Getränk ist das reinste und gesündeste? Welches das gefährlichste? Wie kann man am schnellsten reisen? Was muß ich thun, wenn ich mich mit einem entfernten Freunde unterhalten will?

Sage mir einige Dinge, welche im Wasser größer und weicher werden? — Welche im Wasser schmilzen? — Nenne mir etwas Süßes? — Etwas Bitteres? — Nenne mir die Theile eines Holzwagens? — einer Kutsche? — eines Spinnrades? — Nenne mir einige Fehler? — einige Tugenden? — Nenne mir die Tugenden eines guten Schülers?

Im Herbste ist es nicht so — wie im Sommer. Im Herbste werden die Früchte —? Im Winter ist es sehr? Von der Kälte wird das Wasser zu? Aber es kommen auch mitunter warme Tage. Wenn dann der Schnee schmilzt und zu — wird, so sagt man: es ist Thauwetter eingetreten. — Wer im Winter nicht frieren will, muß? Und was für Kleider muß er haben? —

Die vier Jahreszeiten heißen?
Die zwölf Monate heißen?

Wer nicht arbeiten mag, sondern lieber nichts thut, heißt ein — Mensch.

Wer in der Schule nicht fleißig und aufmerksam ist, kann auch nichts — und bleibt —.

Wenn viel Schnee gefallen ist, so fährt man in —. Auf dem Wasser fährt man in — oder —.

Im Wasser leben die —. In der Luft leben die —. In der Erde leben die —. Im Sumpfe leben die —.

Die Birke trägt keine —. Aber ihr Holz ist sehr —.

Die Federn gebraucht man zum —. Die Schiefertafeln zum —, die Nadeln zum —, die Augen zum —, die Ohren zum —, die Nase zum —, die Zunge zum —, die Füße zum — und —? Die Hände zum —, die Zähne zum —, die Pferde zum —, die Messer zum —, das Wasser zum — und zum —, das Netz zum —, die Flinte zum —.

Wer nicht hören kann, den nennt man? Wer nicht sehen kann, den nennt man? Wer nicht reden kann, ist? Wer nicht gut gehen kann, der heißt?

Wer über solche unglückliche Menschen spotten und lachen kann, der verdient? Jeder gute Mensch bedauert sie und hat mit ihnen herzliches?

Bucklicht, stumm, taub oder blind —
Darf ich wohl darüber lachen,
Oder die noch schamroth machen,
Die nicht gut gewachsen sind?
Nein, verehren will ich den,
Der mir gab gesunde Glieder,
Und auf meine kranken Brüder
Allezeit mit Mitleid sehn.

Sehr schön ist der Gesang einer — und einer —. Aber der Sperling kann nicht —. Der Hahn kann nur —. Jedes Thier hat seine eigene —. Das Schwein —, der Hund —, das Schaf —, das Pferd —, der Ochse —, die Maus —, das Huhn —.

Meinen Rock hat der — gemacht. Das Brod backt der —. Den Kohl pflanzt —. Die Schuhe sind von dem — verfertigt. Das Leder zu den Schuhen macht der — aus den Fellen der Kälber und aus den Häuten der Ochsen. Hüte macht der —. Die Pferde beschlägt der —. Den Wagen macht der —. Die Kessel macht der —.

Der Tischler gebraucht —, um zwei Stücke Holz an einander zu befestigen, und der Töpfer gebraucht —, um einen Ofen zu setzen.

Wessen Beruf ist es, in der Nacht zu wachen, damit die übrigen Menschen sicher und ruhig schlafen können? Wer muß mitten in der Nacht arbeiten, damit seine Mitbürger am Morgen essen können? Welche Menschen können sich bei ihren Berufsgeschäften nicht rein halten? Und welche müssen bei ihren Geschäften Gestank ausstehen? — Welche Menschen müssen ihr Leben oft in Gefahr setzen und Menschenblut vergießen, um ihre Mitbürger vor Gewaltthätigkeit und Gefahr zu schützen?

Welche Menschen sorgen besonders für die Bequemlichkeit ihrer Mitbürger? Und welche für ihr Vergnügen? Welche für ihre Sicherheit? Welche für den Putz?

Welche müssen knieend arbeiten? Welche müssen bei ihrer Arbeit klettern? Welche kriechen und rutschen? Welche unter der Erde arbeiten? Welche im Wasser und auf dem Wasser? Welche in den Wäldern? Welche müssen beständig gehen, um ihr Brot zu verdienen? Welche müssen mit den Händen und Füßen zugleich arbeiten? Welche müssen viel Hitze bei ihrer Arbeit ausstehen? Welche viel Kälte? Welcher Menschen Beruf erfordert es, fast nie zu Hause, sondern immer auf Reisen zu sein? Welche müssen beständig Blut vergießen? Von welchen Handwerkern könnte man sagen: sie leben vom Winde? —

Nun sollst du mir auch zeigen, daß du mit deinen Verstandeskräften Dinge mit einander vergleichen und von einander unterscheiden kannst.

Sage mir: wo und wann hört man ein Geläute, und wem giebt man das Geleite?

Wo giebt es Bären, und wo findet man Beeren?

Was macht man mit einer Axt, und was heißt es: die Waaren sind zur Achse hergekommen?

Was wird gefeiert, und womit wird gefeuert?

Welcher Unterschied ist zwischen läuten und leiten, zwischen Zähne und zehne, zwischen Gericht und Gerücht, zwischen bereichern und beräuchern, zwischen Teich und Teig, zwischen Säulen und Seilen?

Wozu dient ein Zaum, und wozu ein Zaun?

Ist Ro'gen und Roggen einerlei?

Nenne mir Kerne und Körner. Kennst du Kärrner?

Was wird gepflückt, und was wird geflickt?

Wer fliegt, und wer pflügt?

Sage mir den Unterschied zwischen Keulen und Keilen, zwischen Beule und Beile, zwischen Reue und Reihe, zwischen spühlen und spielen, räumen und reimen, düngen und dingen, bezeugen und bezeigen? Was soll man bezeugen? Und was muß man jedem Menschen bezeigen? Weißt du Pflug, Fluch und Flug zu unterscheiden?

Wie nennt man die Anstalt in der Küche, worauf Feuer gemacht und gekocht wird? Und wie nennt man eine Menge Thiere, welche von einem Hirten zusammengetrieben und bewacht werden? — Sage mir den Unterschied zwischen heutig und häutig, zwischen Körben, Kerben, Reusen und Reisen.

Möchtest du lieber gemahlenen oder gemalten Kaffee haben? Lieber spielen oder spühlen?

Welcher Unterschied ist zwischen Thau und Tau, zwischen Gewähr und Gewehr, zwischen Leim, Lehm und Lein?

Wer gebraucht bei seiner Arbeit Leim? Wer Lehm? Und wer Lein?

Nenne mir ein wildes Thier, ein zahmes vierfüßiges, einen Vogel, ein Insekt, einen Wurm? Nenne mir ein Raubthier, ein diebisches Thier, ein Thier, welches gern klettert, einen Vogel, der sich in der Nähe der Menschen ein Nest baut. Weißt du auch ein Thier, welches sich unter der Erde eine Wohnung bereitet, und eins, welches eben so gut im Wasser als auf dem Lande wohnen kann? Nenne mir einige sehr fleißige und emsige Thiere. Nun einige vorzüglich große Thiere.

Kannst du mir sagen, was man aus Flachs macht? Und was aus Hanf? Was aus Lumpen? Was aus Kupfer? Was aus Lehm? Was aus Thon? Was aus Wachs? Was aus Silber und Gold?

Zweiter Abschnitt.

A. Leichtere Lesestücke zur Beförderung guter Gesinnungen und zur Schärfung des Verstandes.

1. Anfang und Ende.

Aller Anfang sei mit Gott, dann folgt auch sein Segen,
Und an diesem ist ja doch Alles nur gelegen.
Tempel, Kirche, Thurm und Dom, Kanzeln und Altäre,
Baut der Mensch mit frommer Hand auf zu Gottes Ehre.
Mächtig ruft der Glocke Klang der Gemeinde Menge,
Und es tönen feierlich Orgel und Gesänge;
Gottes Wort, als Heil und Trost, wird erbau'n die Frommen,
Selig sind sie allzumal, die da gläubig kommen.
Aber ach! die Macht der Zeit stürzt selbst Tempels Hallen;
Doch sein Wort bleibt ewig stehn — mögen sie auch fallen.
Drum will ich bei seinem Wort ewiglich verbleiben,
Und mich soll nicht Lust, nicht Schmerz je von dannen treiben,
Denn ich weiß, die Welt vergeht mit den Herrlichkeiten,
Doch wer seinen Willen thut, bleibt in Ewigkeiten.

2. Der Morgen.

Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen; da ist der Wald so kirchenstill, kein Lüftchen mag sich regen; noch sind nicht die Lerchen wach, nur im hohen Gras der Bach singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen manch ein Spruch, wie Gott uns treu geblieben; Wald und Blumen nah und fern, und der helle Morgenstern sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch durch alle Sinnen leise, da pocht an's Herz die Liebe auch in ihrer stillen Weise, pocht und pocht, bis sich's erschließt und die Lippe überfließt von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall im Busch ihr Lied erklingen, in Berg und Thal erwacht der Schall und will sich aufwärts schwingen, und der Morgenröthe Schein stimmt in lichter Gluth mit ein: laßt uns dem Herrn lobsingen.

E. Geibel.

Schöneres giebt es auf der ganzen Welt nicht, als einen schönen Morgen. Es ist Alles so still, so feierlich, so frisch und ausgeruht; es sieht doch wirklich Alles so aus, als wenn es sich auf den kommenden Tag freute und bereitete. Man merkt noch gar nichts von der Unruhe und Hast des Lebens und von den bösen Leidenschaften der Menschen. Kommt es euch nicht auch so vor, als wenn die bösen Menschen den Morgen nicht leiden möchten, und darum viel länger schliefen, als die guten? Ist es euch nicht auch so, als wenn ihr des Morgens nicht sündigen könntet, und euch mehr, als den ganzen Tag über, fürchtetet, etwas Unrechtes zu thun, ein schlechtes Buch zu lesen, Fluch und Schimpf auszustoßen und Dergleichen? — Der Morgenstern, der der Sonne vorhergeht, die kleinen Wölkchen, die an schönen Morgen am Himmel zu stehen pflegen, das sanfte Licht, das gar nicht so blendet, wie am Tage, die Ruhe und Stille, die uns die leisesten Töne hören läßt: das Zirpen der Schwalben in ihren Nestern, das Girren der Tauben im Schlage, das Blöken der Lämmer im Stall — das Alles macht einen wunderbar friedlichen und lieblichen Eindruck auf die Seele. Aber es sind doch eigentlich nur recht Wenige, die das erleben; die Meisten liegen in der schönsten Zeit des Tages in ihren Betten. Die es aber erleben, die Knechte und Mägde, die Landleute und Arbeiter, ich fürchte, daß unter denen auch nur Wenige sind, die das so recht fühlen. Laßt euch aber diese herrlichen und reinen Empfindungen nicht entgehen, ihr Kinder! Gewöhnet euch an ein frühes Aufstehen. Die Morgenstunde hat wirklich

Gold im Munde; denn wie das Gold das köstlichste Metall ist, so sind die Morgen-Empfindungen die aller kostbarsten. Man sagt nicht umsonst: jung gewohnt, alt gethan! Es gilt das auch für jeden Tag. Wie man des Morgens anfängt und gestimmt ist, so wird auch wohl der übrige Tag werden. Darum fangt nur den Tag recht gottwohlgefällig an, danket Dem, der euch den schönen Morgen und die frische Kraft gegeben hat, freuet euch dankbar eures Lebens, so sollt ihr sehen, ihr werdet auch den Tag über ganz im Stillen, und ohne daß ihr euch viel Mühe gebt, so gesinnt sein. Und damit auch euer Körper recht frisch sei, so gehet, so oft ihr es könnt, hinaus des Morgens in Gottes frische Luft, lasset euch von dem Thau des Himmels die Augen auswaschen, und trinket aus dem Brunnen der Tiefe den frischen Trunk, so werdet ihr rüstig und wohlgemuth an das gehen, was der Tag euch bringt und von euch fordert.

Wandersmann und Lerche.

Wandersmann. Lerche, wie früh schon fliegest du jauchzend der Morgensonne zu?

Lerche. Will dem lieben Gott mit Singen Dank für Leben und Nahrung bringen, das ist von Alters her mein Brauch; Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang, und wie er schritt mit munterem Gang, war es so froh, so hell den Zwei'n im lieben, klaren Sonnenschein. Und Gott, der Herr im Himmel droben, hörte gar gern ihr Danken und Loben.

Hey.

3. Vor der Schule zu lesen.

Es blieben einst zwei Kinder steh'n, die g'rad zur Schule sollten geh'n, sie dachten Dies und dachten Das, das Lernen sei ein schlechter Spaß.

Und sprachen dann mit leichtem Sinn: ei laßt uns doch zum Walde hin, das Spielen ist der Thierlein Brauch, laßt spielen uns mit ihnen auch.

Sie luden dann im Walde ein zum Spiel die Thiere groß und klein; doch sprachen die: „Es ist uns leid, wir haben jetzo keine Zeit."

Der Käfer brummte: „das wär' schön, wollt' ich mit Euch so müßig geh'n, ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n, dem alten ist nicht mehr zu trau'n."

Das Mäuslein sprach zu ihnen fein: ich sammle für den Winter ein; und ich, das weiße Täubchen sprach, zum Neste dürre Reiser trag.

Das Häschen winkte freundlich blos: ich könnte um die Welt nicht los; ihr seht, mein Schnäutzlein ist nicht rein, das muß im Fließ gewaschen sein.

Da kam ein junger Hahn daher, sie riefen: Liebster Monsieur Er, er hat doch wahrlich nichts zu thun und kann ein bischen bei uns ruh'n.

Pardon! Ich hab' vom Adel Gäst' und arrangire heut ein Fest! So spricht der Hahn voll Gravität, verneigt sich steif und kalt — und geht.

D'rauf dachten sie in ihrem Sinn, — du Bächlein plätscherst doch so hin, komm', spiel' mit uns, sei mit uns froh! Das Bächlein sprach erstaunt: Wie so?

Ei, seht die faulen Kinder! seht! ich weiß nicht wo der Kopf mir steht; sie meinen, ich hätt' nichts zu thun, und kann doch Tag und Nacht nicht ruh'n.

Menschen, Thiere, Gärten, Wälder, Wiesen, Thal und Berg' und Felder, alle muß das Bächlein tränken, und die Töpfe auch noch schwenken.

Kinder wiegen, Mühlen treiben, Bretter schneiden, Erz zerreiben, Wolle spinnen, Schifflein tragen, Feuer löschen, Hämmer schlagen.

Ich kann euch Alles sagen nicht, weil mir dazu die Zeit gebricht. So sprach's und sprang von Ort zu Ort, und husch! war gleich das Bächlein fort.

Da war ihr Muth dem Sinken nah, als Einer einen Finken sah, der auf dem Aste saß in Ruh und pfiff sein Lied und fraß dazu.

Sie riefen: Ach, Herr Biedermann, der all' die schönen Lieder kann, du hast gewiß recht viele Zeit und bist mit uns zum Spiel bereit.

Potz Tausend! hab' ich recht gehört, ihr Kinder scheint mir recht bethört. Ich hab' gejagt den langen Tag den Mücken, sie zu fangen, nach.

Nun wollen doch die Jungen mein gefüttert und gewartet sein; dann pfeif' ich mit der Brüder Chor den Kleinen meine Lieder vor.

Doch sprecht, was habt ihr denn gemacht, die also schlecht von mir gedacht? Kehrt um, ihr Müßiggänger, ihr, und stört die Leut' nicht länger hier.

Von allen Thierlein so belehrt, sind d'rauf die Kinder froh gekehrt, und wußten, daß dem Fleiß allein des Spieles Lust ein Preis kann sein.

Bäumer.

4. In der Schule.

Kommt, ihr lieben, fleiß'gen Mädchen, Lottchen, Jettchen, Hannchen, Käthchen! hier sind Nadeln, hier sind Fädchen, näht mir gleich ein feines Nähtchen; nicht zu breit und nicht zu schmal, haltet's immer recht egal; macht die Stiche nicht zu groß,

sonst geht Alles wieder los; Müh' und Arbeit sind dahin, näht ihr nicht nach meinem Sinn. Lottchen, ei, du meine Zeit! plagt dich denn die Eitelkeit? Willst du gleich vom Spiegel gehn und hübsch auf die Arbeit sehn! Jettchen, Hannchen, ei, ei, ei! über eure Plauderei! Wollt ihr gleich die Mäulchen halten! gebt doch Acht! sonst näht ihr Falten. Aber hier mein kleines Käthchen, seht, das ist ein fleiß'ges Mädchen.

5. Nach der Schule.

Das ist wahr: es ist etwas Prächtiges, wenn die Schule aus ist, und man sich nun froh und munter ergehen, oder vielmehr sich laufen lassen kann, denn ich wenigstens in meiner Jugend, ich kannte das Gehen kaum; es ging immer im Galopp. So erzählt ein bekannter Gelehrter. Denke ich an die eigne Lust, mit der meine Brust erfüllt war, wenn es nun aus dem engen Zimmer hinaus ins Freie zum Ballspiel oder Zeckjagen ging, oder gar, wenn die Ferien angingen, und der Vater den Onkel Landprediger zu besuchen erlaubte, so will ich es keinem Kinde verargen, wenn es am Schluß der Stunden jauchzend ins Freie stürmt. Und doch giebt es Umstände, unter denen das Bleiben noch vorzuziehen ist und dem Kinde gar nicht schwer fällt. „Wer will noch da bleiben?" pflegte mein Lehrer zu sagen, wenn die Schule aus war, „dem will ich etwas Schönes zeigen und ihn noch etwas Besseres lehren!" Und da holte er denn Bücher mit schönen Bildern, auf denen allerlei fremde Thiere, Menschen und Städte abgebildet waren, erzählte und erklärte, und wir wilden Jungen hörten mit Lust zu, denn er wußte uns immer in Verwunderung zu versetzen, und Kinder thun nichts lieber, als sich verwundern. Die Freude, die ich an einem solchen Bilderbuche hatte, wenn ich es einmal in die Hände kriegte, kann ich gar nicht beschreiben; ich sprach und träumte Tag und Nacht davon, und noch heutiges Tages schwebt mir ein Bilderbuch vor, vorn mit einem Guckkästner, das lange vor meiner Seele als das Köstlichste stand, was ein Mensch besitzen könnte. Aber noch mehr fast erfreuten uns Jungen die kleinen Künste, die uns der Lehrer lehrte. Er hatte eine Drechselbank und verstand das Korbflechten. Beides lernte ich von ihm, namentlich das Drechseln, mit unsäglicher Lust. Was für schöne Kegel, Kugeln, Schachfiguren u. s. w. habe ich mir da gedrechselt! Und hört nur, wie es weiter damit ging und mir später zu Statten kam. Ich zog mit unserer Armee nach Frankreich; dort wurde ich verwundet und blieb in einem Gebirgsdörfchen zurück. Ich genaß von meiner Wunde. Aber wie nun wieder zur Armee oder in die Heimath kommen? Da hat mir das Drechseln durchgeholfen. Ich wußte mir, wenn auch nur sehr mühsam, eine Drechselbank zu verfertigen. Da

habe ich denn tapfer gedreht und den rohen Bergbewohnern allerlei Nöthiges und Niedliches zusammengedrechselt. In den Abendstunden pflegte ich auch noch Körbe zu flechten, die bei den Frauen und Mädchen großen Absatz fanden. Dort, im südlichen Frankreich, an der Grenze von Spanien, ladet man Alles auf Maulthiere, denen rechts und links Körbe herabhängen. Mit solchen Körben und Künsten habe ich mir so viel verdient, daß ich bis in eine Hafenstadt gelangen konnte, wo ich meine Landsleute fand. Wie dankbar bin ich meinem Lehrer dafür gewesen, daß er mir Lust gemacht hatte, noch nach der Schule bei ihm in die Schule zu gehen! Jeder Lehrer sollte so ein Handwerk erlernen und seinen Schülern nebenbei beibringen; das würde die wilde Jugend von manchen dummen Streichen und manch' schlechter Gesellschaft abhalten. Ihr sehet nun aber, ihr Kinder, man muß nicht nur in der Schule lernen.

6. Mäuschen.

Frau. Mäuschen, was schleppst du dort mir das Stück Zucker fort?

Maus. Lieb' Frau, ach vergieb, habe vier Kinder lieb; waren so hungrig noch; gute Frau lass mir's doch!

Da lachte die Frau in ihrem Sinn, und sagt': Nun, Mäuschen, lauf' nur hin! ich wollte ja meinem Kinde so eben auch etwas für den Hunger geben. Das Mäuschen lief fort; o wie geschwind! die Mutter ging fröhlich zu ihrem Kind.

Hey.

7. Kind und Schwalbe.

Kind. Schwälbchen, du liebes, nun bist du ja wieder von deiner Wanderung da! Erzähle mir: wer sagte dir, dass wieder es Frühling wurde bei mir?

Schwalbe. Der liebe Gott im fernen Land, der hat mir's gesagt und mich hergesandt.

Und wie sie so weit war hergeflogen, da hat sie sich nicht in der Zeit betrogen. Der Schnee schmolz weg, die Sonne schien warm, es spielte manch' fröhlicher Mückenschwarm; die Schwalbe litt keinen Mangel noch Noth, sie fand für sich und die Kinder Brod.

Hey.

8. Die Sanftmuth.

Die sanfte Hedwig wollte nicht nach Fritzens wilder Art die Knabenspiele spielen. Er bittet; — nichts; — er zürnt; sie will nicht hören. Da hob er seinen Stab, auf dem er ritt, halb scherzend, drohend halb empor, und ach! der schwere Stab

fiel — auf Hedwigs Kopf. Das arme Kind erfüllt die Luft mit seinem Klagegeschrei; es warf vor Schmerz sich auf die Erde nieder. Und Fritz erschrak; er fing mit an zu weinen und bat sie kläglich, aufzustehen. Sie weint und steht nicht auf. „Ach, liebe Schwester, da, nimm den Stock und schlag' mich zweimal wieder! Ich dulde es gern, denn ach! ich hab's verdient; steh' auf!" — „Nein, Fritz, der Schlag that gar zu weh," — versetzt das gute Kind — „ich kann dich so nicht schlagen."

Bruckner.

9. Das Vogelnest.

Knabe, ich bitt' dich so sehr ich kann, o, rühre mein kleines Nest nicht an; o sieh nicht mit gierigen Blicken hin, es liegen ja meine Kinder drin; o, greife nicht mit den Händen hinein, sie werden erschrecken und ängstlich schrein!

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern, doch stand er behutsam still von fern. Da kam die Mutter Vogel zur Ruh, flog hin und deckte die Kleinen zu, und sah so freundlich den Knaben an: hab' Dank, dafs du ihnen kein Leid gethan.

Hey.

10. Knabe und Hündchen.

Knabe. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich grade sitzen lern'!
Hündchen. Ach, soll ich schon lernen, und bin so klein!
O, lafs es doch noch ein Weilchen sein!
Knabe. Nein, Hündchen, es geht am besten früh;
Denn später macht es dir grofse Müh'.
Das Hündchen lernte; bald war's geschehn;
Da konnt' es schon sitzen und aufrecht gehn,
Getrost in das tiefste Wasser springen,
Und schnell das Verlorne wiederbringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
Lernt' auch, und wurd' ein kluger Mann.

Hey.

11. Die Sonne und der Wind.

Einst stritten sich Sonne und Wind, wer von ihnen beiden der Stärkere sei, und wurden einig, Derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, am ersten nöthigen würde, seinen Mantel abzulegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen, Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte, aber auch immer fester und fester wickelte er sich in seinen Mantel ein, und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kraftvoll ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter, die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte nicht länger den Mantel auf seinen Schultern zu erdulden. Er warf ihn ab, und erquickte sich im Schatten eines Baumes, indessen die Sonne sich ihres Sieges erfreute.

Durch Milde und Freundlichkeit läßt sich mehr erreichen, als durch Ungestüm und Strenge.

Bäumer.

12. Spätzchen am Fenster.

Guten Morgen, ihr fleißigen Mädlein, habt ihr gesprochen euer Gebetlein, so gebt auch mir armen, hungrigen Schlucker Etwas von euerem Brötlein und Zucker.

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein, die ihr drillt und dreht euer Rädlein! Zwei Spatze sind am Fenster, ein alter und ein junger, und haben beide gar großen Hunger.

Grüß' euch Gott, ihr fleißigen Mädlein, guten Appetit zu eurem Brätlein; wir wollen euch dabei nur sagen, wir haben auch einen leeren Magen.

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein, ei, wie schnell haspelt ihr euer Fädlein! Wir haben wohl einen guten Kittel, aber für's Picken und Schnappen keine Mittel.

Guten Abend, ihr fleißigen Mädlein, ei, wie näht ihr so fein euer Nähtlein! Macht nur ein nettes und warmes Röcklein, gebt mir ein gutes, übriges Bröcklein.

Gute Nacht, ihr fleißigen Mädlein! Schon wird es dunkel, schließt euer Lädlein, schlaft und schlummert und träumet bis morgen, dann könnt ihr wieder für's Spätzlein sorgen.

F. Güll.

13. Der Fuchs und der Iltis.

Einst hatt' ein Iltis eine Gans gefangen; er trug sie fort mit vieler Müh'. Zu rechter Zeit kam Meister Fuchs gegangen; „ei, speisest du nun gar solch grobes Federvieh?" sprach er den Räuber lächelnd an. „Ich meinte, nur die zarte Taube sei deine Kost. Fürwahr, ich glaube, du hast zum Nothbehelf den Schreier abgethan." „Ja, wolltest du zwei Küchlein dafür geben," begann der Iltis — „gäb' ich sie wohl hin." „Freund, zwei? Ich will dir fünfe dafür geben," rief Meister Fuchs, „so wahr ich ehrlich bin!" Mit Freuden ward der Vorschlag angenommen. Und Meister Fuchs — er soll noch wiederkommen.

Wer schnell und mehr, als du verlangst, verspricht, hat Lug im Herzen — trau' ihm nicht!

Krummacher.

14. Ein Brief Luthers an sein Söhnchen.

An
sein liebes Söhnlein, Hänsigen Luther.

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnchen. Ich sehe gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Söhnigen, und fahr' fort; wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldne Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdelein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen der Garten ist, weß die Kinder wären? Die gerne beten, lernen und fromm sind, sprach er. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, dürfte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möcht, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken und Cimbeln haben, und Lanzen, auch mit kleinen Armbrusten schießen! Und er zeigte mir eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel goldene Pfeifen, Geigen und Armbruste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten: darum konnte ich des Tanzes nicht erharren, sprach aber zu dem Manne: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnchen Hänsigen schreiben, daß er fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: es soll ja sein, gehe hin und schreib' ihm flugs also. Drum, liebes Sohnlein Hänsigen, lerne und bete getrost, und sage es Lippus und Justen auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit bis dem Allmächtigen befohlen, und grüße Muhme Lenen und gieb ihr einen Buß von meinetwegen. 1530.

15. Das Kind unter den Wölfen.

Auf dem Riesengebirge lebte einmal eine arme Frau, die hatte ein kleines Kind und auch eine große Heerde. Die Heerde aber gehörte nicht der Frau, sondern sie hütete sie nur. Da saß sie einmal mit ihrem Kinde in dem Walde und gab ihm Brei aus dem Napfe, und die Kühe weideten unterdessen auf dem Grase.

In dem Walde aber waren böse Wölfe, und als die Kühe von dem Grase in den Wald gingen, wo es kühl war und auch viel Gras wuchs, dachte die Frau, der Wolf könnte kommen und könnte die Kühe fressen. Da gab sie dem Kinde den Napf mit dem Brei und einen hölzernen Löffel dazu, und sagte: „Da, Kindchen, nimm und iß; nimm aber den Löffel nicht zu voll." Nun stand sie auf und ging in den Wald und wollte die Kühe hinaus treiben. Wie nun das Kind so allein da saß und aß, kam eine große, große Wölfin aus dem Walde herausgesprungen, gerade auf das Kind los, und faßte es mit den Zähnen hinten an der Jacke und trug es in den Wald. Da die Mutter wiederkam, war kein Kind mehr da, und der Napf lag auf der Erde, aber der Löffel lag nicht dabei; denn den hatte das Kind in der Hand festgehalten. Wie das die Mutter sah, dachte sie gleich: Das hat kein anderer gethan, als der Wolf, und lief in das Dorf und schrie entsetzlich, daß die Leute heraus kamen.

Unterdessen kam ein Bote durch den Wald gegangen, der hatte sich verirrt und wußte nicht, wo er war. Wie er so durch die Büsche geht und den Weg sucht, hört er etwas sprechen, und denkt gleich: Da müssen wohl Leute sein! Und es sagte immer: „Geh' oder ich geb' dir was." Wie er nun das Gebüsch von einander thut und sehen will, was es ist, sitzt ein Kindchen auf der Erde und sechs kleine Wölfchen drum herum, die fahren immer auf das Kind zu und schnappen ihm nach den Händen, — aber die alte Wölfin war nicht dabei, die war wieder in den Wald gelaufen, und wenn ihm nun die Wölfchen nach den Händen schnappen, schlägt das Kind sie mit dem hölzernen Löffel auf die Nase, und sagt immer dazu: „Geh' oder ich geb' dir was!"

Der Bote wunderte sich und lief geschwind hin und schlug mit dem Stocke unter die kleinen Wölfe, daß sie alle davon liefen, und das Kind nahm er geschwind von der Erde in die Höhe und lief und lief; denn er dachte: die alte Wölfin könnte wiederkommen. Da währte es gar nicht lange, da kamen die Bauern aus dem Dorfe mit Heugabeln und Dreschflegeln und wollten den Wolf todt machen. Die Mutter kam auch mit, und da sie sah, daß der Wolf das Kind nicht gefressen hatte, war sie sehr vergnügt und dankte dem guten Manne tausendmal, und noch mehr dem lieben Gott, daß er ihr Kind nicht hatte fressen lassen.

Ranke.

16. Fromme Einfalt.

Einmal ging Mutter Liese zur buntbeblümten Wiese mit ihren Kinderlein. Sieh da, im Erlenschatten spaziert auf Blumenmatten ein Täublein zart und fein;

Hübsch mit dem Köpfchen nicket's, bald da-, bald dorthin picket's mit rothem Schnäbelein. „Seht," sprach die fromme Mutter, „das kleine Ding sucht Futter, nun merket fleißig auf:

Wenn es was aufgepicket seht, seht ihr's jetzt? so blicket es in die Höh' hinauf. Drum, Kinder, wenn ihr esset, das Beten nicht vergesset, seht auch zum Himmel auf!"

17. Das Kind im Schnee.

Ein kleines Mädchen von 8 Jahren wurde von seinen Eltern in die Schule geschickt. Die Schule war aber nicht an dem Orte, wo sie wohnte, sondern in einem benachbarten Dorfe. Weil es nun etwas weit dahin war, so aß das Mädchen zu Mittag gewöhnlich bei einer Verwandtin, der Mutter Schwester, die in dem Schuldorfe wohnte, und kam erst Nachmittag oder gegen Abend nach Hause; ja manchen Tag, wenn zu schlechtes Wetter war, blieb sie wohl gar bei dieser Verwandtin.

An einem Sonnabend, im Winter, war das Mädchen auch in die Schule gegangen. Es war sehr kalt und schneite stark. Nach Tisch will sich das Kind nicht halten lassen, sondern macht sich auf den Weg, um zu den Eltern zurückzugehen; weil aber der Schnee so dicht vom Himmel herabfiel und auch den Boden schon ganz bedeckt hatte, so irrt das Kind vom rechten Wege ab, geht immer in das Feld hinein und kommt nicht nach Hause. Die Mutter hat darüber keine Sorge; bei diesem schrecklichen Wetter, denkt sie, wird die Schwester das Kind gewiß nicht von sich gelassen haben! Und so beruhigt sie auch den Vater, als dieser des Abends von seiner Arbeit nach Hause kommt.

Am andern Morgen, Sonntag früh, geht die Mutter nach dem Schuldorfe, um ihrer Tochter die Sonntagskleider zu bringen. Aber, wie erschrickt sie, als sie ihr Kind nicht findet! Sie läuft von Haus zu Haus, sucht und fragt überall, aber es ist nicht da. Sie holt den Vater, auch die Nachbarn kommen auf das Geschrei herbei; sie rufen, scharren und graben im Dorfe umher im Schnee, der die Nacht hindurch fast häuserhoch aufgetrieben worden war; dann suchen sie im Felde, an allen Zäunen und in allen Gräben, finden aber nichts.

Ach, welche Angst mußten da die armen Eltern empfinden, und wie mochten sie zu Gott beten, daß er ihnen doch ihr Kind wiedergeben möchte!

Um den Mittag, als man schon ganz vom Suchen ermüdet war, geht der trostlose Vater mit einem seiner Nachbarn noch einmal in das Feld weit hinein, die Mutter aber bleibt von fern, und scharrt weinend mit dem Stabe im Schnee. Da erblicken sie auf einmal, wie der Wind mit einem kleinen Hute spielt, und denselben vor ihnen hertreibt. Der Nachbar läuft

und sieht an einem frischen Schneehügel einen sehr rothen Fleck. Er erschrickt und denkt, es sei der blutige Kopf des Kindes, das vielleicht in der Nacht von einem hungrigen Thiere zerrissen und aufgezehrt worden sei. Ihm graut, und er mag nicht näher gehen. Nun sieht es auch der Vater; ihm schaudert ebenfalls, doch überwindet er sich und geht hinan. Und siehe da! der rothe Fleck ist kein Blut, sondern das rothe Tuch, welches dem Kinde von der Mutter um den Kopf gebunden worden war. Und unter dem Tuche — welch Entzücken für den geängstigten Vater! — sieht das Kind mit hellen Augen hervor und lacht den Vater an. Es war aber bis an den Mund im Schnee begraben. Sie scharren es nun eilends heraus, und siehe, es ist warm und frisch und gesund; denn der Schnee hatte es umhüllet und warm gehalten.

Das liebe Kind ward nun sogleich nach Hause getragen. Wie groß die Freude der Mutter war, daß sie ihr Töchterchen wiedergefunden, läßt sich nicht beschreiben. Sie brachte das Kind sogleich zu Bette und gab ihm Warmes zu trinken. — Da sprach das Kind: „Mutter, mich hungert auch recht, hast du mir nicht gestern Abend etwas aufgehoben?“ Die Mutter giebt ihm zu essen, und nun erzählt es den Eltern und den Leuten, die herzugekommen waren, was sich seit gestern mit ihm zugetragen habe. Der Vater aber saß und weinte laut, und konnte sich vor Mitleid und Freude gar nicht fassen. Das Kind erzählte also: „Da ich gestern von Mutters Schwester wegging, kam ich bald in das Feld hinein; da konnte ich den Weg nicht wiederfinden. Hernach kam ich über einen großen zugefrornen Teich; da ging ich immer weiter. Es dauerte sehr lange. Manchmal stand ich still und weinte; da froren mir die Augen zu, ich rieb sie aber immer wieder auf. Einmal, da sah ich etwas, das sah aus wie unser Haus. Nun freute ich mich sehr und lief dahin; aber es war ein großer Stein. Da setzte ich mich nieder, denn ich war sehr müde. Es ward dunkel; da fing ich an zu weinen und schlief ein. Da träumte mir, es käme ein alter Mann, der deckte mich mit weißen Tüchern zu. Ich schlief die ganze Nacht. Früh Morgens aber rauschte etwas um meinen Kopf, und ich wachte auf; da war es ein schwarzer Hund, der mir den Schnee um den Kopf hinweg scharrte und mir meinen Hut abriß. Die Sonne war eben aufgegangen und schien so hell.“ Ein Nachbar fragte nun das Kind: „Aber warum standst du denn nicht auf und gingst nach Hause?“ — „Ich war so fest,“ antwortete es. „Fror dich denn nicht sehr?“ fragte er weiter. „Nein,“ sprach das Kind, „die Sonne schien so warm.“ „Weintest du denn nicht viel?“ — „Nein,“ antwortete es, „das that ich auch nicht.“ „Was dachtest du denn aber, als du so lange im Schnee lagest?“ — „Ich dachte,“ sprach das Kind, „der Vater würde wohl kommen.“

Alle wunderten sich der Rede des Kindes und dankten dem lieben Gott, der seinen Schnee um das Kind gehüllt hatte, gleich warmen Tüchern, damit es nicht in der Kälte umkäme.

Ranke.

18. Der Wachtelgesang.

Horch nur, wie schallt es so lieblich dort vor: „fürchte Gott, fürchte Gott!“ ruft mir die Wachtel in's Ohr. Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt, mahnt sie den Horcher am Saatengefild: „liebe Gott! liebe Gott! er ist so gütig und mild.“

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag: lobe Gott! lobe Gott! der dich zu lohnen vermag! Siehst du die herrlichen Früchte im Feld? Sieh' sie mit Rührung, Bewohner der Welt! danke Gott! danke Gott! der dich ernährt und erhält.

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur, bitte Gott, bitte Gott! und er verschonet die Flur. Machen die künftigen Tage dich bang, tröste dich wieder der Wachtelgesang: traue Gott, traue Gott! deutet ihr lieblicher Klang.

19. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald in gutem und schlechtem Wetter; das hat von unten bis oben nur Nadeln gehabt statt Blätter. Die Nadeln die haben gestochen, das Bäumlein das hat gesprochen:

Alle meine Kameraden haben schöne Blätter an, und ich habe nur Nadeln, Niemand rührt mich an. Dürft' ich wünschen, was ich wollt', wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein, und früh ist's aufgewacht, da hatt' es goldene Blätter fein, das war eine Pracht. Das Bäumlein sprach: Nun bin ich stolz, gold'ne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward, ging ein Jude durch den Wald, mit grofsem Sack und grofsem Bart, der sieht die gold'nen Blätter bald. Er steckt sie ein, geht eilends fort und läfst das leere Bäumchen dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen: Die gold'nen Blätter dauern mich, ich mufs vor den Andern mich schämen, sie tragen so schönes Laub an sich. Dürft' ich mir wünschen noch Etwas, so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schlief das Bäumlein wieder ein, und früh ist's wieder aufgewacht; da hatt' es glasene Blätter fein; das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh, kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein grofser Wirbelwind mit einem argen Wetter, der fährt durch alle Bäum' geschwind und kommt an die gläsernen Blätter. Da lagen die Blätter von Glase zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern: Mein Glas liegt in dem Staub, die andern Blätter dauern mit ihrem grünen Laub. Wenn ich mir noch Was wünschen soll, wünsch' ich mir grüne Blätter wol.

Da schlief das Bäumlein wieder ein, und früh ist's wieder aufgewacht; da hatt' es grüne Blätter fein. Das Bäumlein lacht und spricht: Nun hab' ich doch Blätter auch, dafs ich mich nicht zu schämen brauch'.

Da kommt mit vollem Euter die alte Geis gesprungen; sie sucht sich Gras und Kräuter für ihre Jungen. Sie sieht das Laub und fragt nicht viel, sie frifst es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer. Es sprach nun zu sich selber: Ich begehre nun keiner Blätter mehr, weder grüner, noch rother, noch gelber. Hätt' ich nur meine Nadeln, ich wollte sie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein, und traurig ist es aufgewacht. Da besieht es sich im Sonnenschein und lacht und lacht! Alle Bäume lachen 's aus, das Bäumlein macht sich aber nichts daraus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht? Und warum denn seine Kameraden? Es hat bekommen in einer Nacht wieder alle seine Nadeln. Dafs Jedermann es sehen kann: geh' 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an. Warum denn nicht? Weil 's sticht.

20. Moses und das Geisfell.

Die Waidtasch' um den Hals, den Hirtenstecken
In seiner Hand, trieb Moses einst in Ruh'
Kameel und Rinder durch Gebüsch und Hecken
Der Heimath Amra's, seines Vaters, zu.
Die Sonne sank. Schon naht' er sich dem Flecken,
Der ihn empfing, da kam Ben Kapathu,
Sein Aeltervater, weinend ihm entgegen.
Der Kleine trieb sein Vieh mit rascher'n Schlägen.
Und als er ihm genaht, da sprach der Knabe
Zum Greise mitleidsvoll: „Was weinest du?"
„Ach Kind, mir nahmen alle meine Habe
Die Araber;" so rief Ben Kapathu —
„Da bat ich meinen Sohn um eine Gabe;
Allein er schlug mir rauh die Thüre zu.

Drum nimm mich mit zurück in Amra's Hütte!
Wer weiß, bewegt sein Herz nicht Kindesbitte."
„Herr," sprach der Knab', erweicht von seinen Klagen,
Mein Vater Amra ist ein rauher Mann;
Doch jede Kränkung will ich gern ertragen,
Die dir des Alters Bürd' erleichtern kann."
Drauf lief er schnell, es Amra anzusagen:
„Mein Vater, zünd' ein Hirtenfeuer an!
Ben Kapathu geht ein zu deiner Hütte;
Empfang ihn gastfrei nach Aegyptersitte!"
„Er fleht um Obdach. Send', o Herr, den Armen
Von deiner Thür nicht ungetröstet fort!
Laß an dem Herde sich den Greis erwarmen,
Gönn' in der Hütt' ihm einen Zufluchtsort!"
Er schwieg. — Doch Amra's Herz blieb ohn' Erbarmen.
„Nimm," sprach der Geizhals, „jenes Geisfell dort,
Das reich' ihm, seine Blöße zu bedecken;
Alsdann geleit' ihn gleich hinaus zum Flecken!"
Dem Knaben ging das Herz vor Wehmuth über.
Er schnitt das Geisfell in der Mitt' entzwei,
Und als ihn Amra schalt, da sprach er: „Lieber,
Du bist betagt. Wer weiß, wie bald, — verzeih! —
So geht dein Weg an meiner Thür vorüber.
Ein gutes Geisfell hat der Hälften zwei.
Davon gehört die eine hier dem Alten,
Die zweite dir; die will ich aufbehalten."
Und Amra stand und sann mit düst'ren Mienen
Dem hohen Sinne dieser Worte nach;
Und so entrüstet er zuvor geschienen,
So liebreich gab er seinem Kinde nach.
Noch lag das halbe Geisfell zwischen ihnen.
Er sah es an. Sein Herz im Busen brach,
Es überfloß von Scham und von Erbarmen.
Er ging hinaus, den Vater zu umarmen.

Falk.

21. Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach,
Da dacht' es einmal nach
Und sprach:
„Daß ich hier unten blüh',
„Lohnt sich kaum der Müh',
„Muß mich überall bücken
„Und drücken

„Bin so in's Nied're gestellt,
„Sehe gar nichts von der Welt,
„Drum wär' es ganz gescheidt gethan,
„Ich stieg' ein Bischen höher hinan." —
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Wiesenland
Mit eig'ner Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt sich auf's Wandern.
„Drüben der Hügel wär' mir schon recht,
„Wenn ich den erreichen möcht',
„Könnt' ich ein Stückchen weiter sehn;
„Dahin will ich gehn."
Und so, im behenden Lauf,
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden,
Meint' es: „von allen Landen
„Sieht man hier oben kein großes Stück,
„Man hat keinen freien Blick;
„Aber auf jenem Berge dort,
„Das wär' ein Ort,
„Wo ich wohl möchte stehn,
„Um in die weite Welt zu sehn.
„Drum wär' es noch gescheidter gethan,
„Ich stieg' ein Bischen höher hinan!"
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Hügel, wo es stand,
Zieht es mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt sich auf's Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in so raschem Lauf,
Es muß sich verpusten, muß öfter ruhn.
Endlich, mit niedergetretenen Schuh'n,
Auf beschwerlicher Bahn,
Kommt's Veilchen oben an,
Pflanzt sich dort wieder ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei," spricht es, „hier ist's schön,
„Aber Alles kann man doch nicht sehn;
„So ein Berg
„Ist doch nur ein Zwerg.
„Auf der Alp da droben,
„Das wär' eher zu loben,

„Da möcht' ich wohl sein!
„Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
„Hörte die Eng'lein musiziren,
„Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!"
Und aus dem Berge, wo es stand,
Zieht es wieder mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Begiebt sich noch einmal auf's Wandern.
Die Reise macht diesmal viel Beschwer,
Kein Weg, kein Steg war ringsumher,
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick,
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück.
Da setzt es die letzte Kraft noch dran,
Zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßen nicht hinein,
Der Wind der bläst so hart,
Das Veilchen vor Frost erstarrt,
Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein,
Friert sehr an Händen und Beinen:
Da fängt's bitterlich an zu weinen;
Die blauen Bäckchen werden weiß,
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis.
„Ach, wär' ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort.
Darauf sank es um
Und blieb stumm.
„Hast du im Thal ein sich'res Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus."

Förster.

22. Die Familie Sauberzweig.

Auf einem Postwagen war einst unter den Reisenden davon die Rede, dafs in der guten alten Zeit die Kinderzucht doch eine ganz andere gewesen sei, als jetzt. „Man kann sich nicht wundern, sagte ein Reisender, dafs es jetzt so viel sündiger in der Welt hergeht, als sonst, denn von Erziehung ist doch wohl nur noch selten in den Familien die Rede; die Eltern lassen es gehen, wie es eben will, und da wird denn aus den Kindern, was zufällig aus ihnen werden will. Von einer bestimmten Hausordnung, von Morgen- und Abendgebet, von Ernst und Strenge gegen Unsittlichkeit findet man nur noch selten Etwas.“ Die jüngern Reisenden lobten die jetzige

Freiheit und wollten von der alten Strenge und Ordnung nichts wissen. „So ganz ist christliche Zucht doch aber noch nicht von uns gewichen, fiel ein Reisender ein, der bis jetzt geschwiegen hatte. Ich selbst habe Folgendes erlebt, was mir sehr tröstlich gewesen ist und einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat.“

„Im Frühjahr des Jahres 1840 kam ich auf meiner Geschäftsreise spät Abends, sehr ermüdet und selbst etwas krank, in ein Dorf in der Neumark, wo man zum Unglück ein ländliches Fest feierte. Alle Stuben in der Schenke waren voll Bauern, die sich bei einer lärmenden Musik belustigten, so dafs ich das Bedürfnifs, auszuruhen, unmöglich befriedigen konnte. Der Wirth hatte nicht einmal Zeit, auf meine Fragen nach dem Ortsprediger oder der Gutsherrschaft zu antworten, und ich beschlofs daher, da ich sah, dafs ich durchaus hier keine Ruhe finden würde, auf's Gerathewohl selbst nach dem Einen oder dem Andern auszuschauen. Nach längerem vergeblichen Suchen stand ich vor einem Hause still, das mir durch seine freundliche Lage und durch helles Licht in seinem Innern auffiel. Ein Mann stand in einem kleinen Vorgärtchen und antwortete auf meine Fragen, dafs weder ein Amtmann noch ein Prediger hier im Orte sei. Ein Wort gab das andere, und ich erzählte ihm meine Verlegenheit. Freundlich lud er mich ein, näher zu treten, er sei zwar nur der Schulze des Ortes, aber er wolle mir helfen, so gut er könne, ich möchte nur in seinem Hause vorlieb nehmen. Ordnung und Reinlichkeit traten mir auf den ersten Blick entgegen, obgleich Alles sehr einfach und schmucklos war. Die Frau des Hauses, welche eben mit der Anordnung des Abendtisches beschäftigt war, gab mir zutraulich die Hand und hiefs mich willkommen. Wollen wir noch ein wenig in den Garten gehen? fragte mich der freundliche Bauer, es fehlt doch wohl noch eine Viertelstunde, bis wir essen. Obgleich es zum Beschauen eines Gartens schon zu dunkel war, folgte ich ihm, der mich, als wir einer Laube näher traten, leise gehen hiefs. Ich hörte Stimmen und konnte bald die tiefere Stimme eines Mannes an den höhern einiger Kinder unterscheiden. Man hatte von der Laube, die etwas erhöht lag, die Aussicht auf ein weites Feld, an dessen Horizont sich noch eine schwache Abendröthe zeigte. Der Lehrer — denn der war es, und zugleich der Küster des Ortes — schlofs eben eine einfache, aber ergreifende Schilderung der Schönheit und Ruhe des Abends und forderte dann eines der Kinder auf, ein Abendgebet zu sprechen. In demselben Augenblicke bemerkte er uns aber, und seine Bewegungen verriethen uns den Kindern. Sie waren offenbar verlegen

und halb beschämt; doch der Vater sprach: Ihr dürft euch nicht schämen, meine Kinder, dieser Herr ist auch ein Christ, und wird euch nicht schelten, dafs ihr euren Tag mit Gott endet. Der Lehrer fühlte wohl, dafs die Kinder jetzt zu schüchtern geworden seien, und brachte nun selbst in wenigen, aber herzlichen Worten Gott Dank für den vollbrachten Tag dar. Wir kehrten, nachdem ich Lehrer und Kinder begrüfst hatte, zum Hause zurück und fanden eine einfache Abendmahlzeit aufgetragen. Nach einigen Minuten gab der Vater das Zeichen, sich niederzusetzen. Er selbst hatte eben einige Worte des Gebets gesprochen, als noch eines der Kinder, welches sich wohl verspätet hatte, eintrat. der Hausvater runzelte die Stirn und sprach: mein Kind, du weifst, um welche Stunde wir bestimmt essen. Du wolltest wohl nicht mit uns essen, also ifs nun auch nur draufsen allein. Bei Tische sprachen die Kinder zwar leise, aber doch unbefangen mit einander, während der Schulze eine Unterhaltung mit mir führte, in welcher er einen äufserst gesunden Verstand und eine vortreffliche Gesinnung entwickelte. Nach dem Abendbrot fragte er den Lehrer nach seiner Rechnung. Ich wufste anfangs nicht, was er damit meinte; endlich sahe ich, dafs der Lehrer die guten und die fehlerhaften Handlungen der Kinder auf ein Blatt aufgezeichnet hatte. Der ehrwürdige Vater durchlas Alles mit einer nachdenklichen, ernsten Miene; aber als er fertig war, ergriff er seine Frau bei der Hand, und sprach: freue dich, Mutter, unsere Kinder haben an diesem Tage mehr gut als schlecht gehandelt. Er gab dann denen, die Lob verdient hatten, Zeichen seines Wohlgefallens, denen, welche gefehlt hatten, theils ernste, theils sanfte Verweise, und ich sah deutlich, wie die Kinder über das Eine erfreut und durch das Andere ergriffen waren. Das vorher hinausgewiesene Kind war inzwischen wieder hereingekommen, und grade dies forderte der Vater auf, um es, nachdem es beschämt worden war, wieder zu ermuthigen, sich an's Klavier zu setzen und ein Abendlied zu spielen. Es wählte das schöne Lied von Gellert: Herr, der du mir das Leben u. s. w. Alles sang mit, der Vater den Bafs, der Lehrer den Tenor, und ich für mein Theil konnte mich der Thränen nicht enthalten; so gerührt war ich, in einem einfachen Bauerhause so treffliche Kinderzucht, so viel herzliche Gottesfurcht, Ordnung und andere christliche Tugenden angetroffen zu haben.

Die Postreisenden schienen diese Mittheilungen mit Theilnahme gehört zu haben. Selbst die jungen Reisenden waren nachdenklich geworden. Wahre Frömmigkeit und Sittlichkeit üben immer wohlthätigen Einflufs aus.

23. Die vier Brüder.

Vier Brüder geh'n Jahr aus, Jahr ein im ganzen Land spazieren; doch jeder kommt für sich allein, uns Gaben zuzuführen.

Der Erste kommt mit leichtem Sinn, in reines Blau gehüllet, streut Knospen, Blätter, Blüthen hin, die er mit Düften füllet.

Der Zweite tritt schon ernster auf, mit Sonnenschein und Regen, streut Blumen aus in seinem Lauf, der Ernte reichen Segen.

Der Dritte naht mit Ueberfluß und füllet Küch' und Scheune, bringt uns zum süßesten Genuß viel Aepfel, Nüss' und Weine.

Verdrießlich braust der Vierte her, in Nacht und Graus gehüllet, sieht Feld und Wald und Wiese leer, die er mit Schnee gefüllet.

Nun sagt mir, wer die Brüder sind, die so einander jagen? Leicht räth sie wohl ein jedes Kind, drum brauch' ich's nicht zu sagen.

24. Der Herbst.

Wohl ist der Herbst ein Ehrenmann: er bringt uns Schnabelweide; auch Nas' und Auge lockt er an und überspinnt Thal ab, Berg an, das Feld mit bunter Seide.

Schon lange lüstet uns der Gaum, aus seinem Korb zu naschen! Wann reift doch Apfel, Pfirsich, Pflaum? Oft sehn und hören wir im Traum, wie's niederrauscht und haschen.

Schaut auf und jubelt hoch im Tanz! wie sich die Bäume färben, gelb, roth und blau, im bunten Glanz! er kömmt, er kömmt im Asterkranz, der Herbst, mit vollen Körben!

Von Früchten regnet's rund herum, und was nur gehn kann, sammlet: der Eine läuft den Andern um und schreit und macht den Rücken krumm; und Alles schmaust und taumelt.

Was blinkt von jener Mauer her, so gelb und blau im Laube? Die Leiter an! Wie voll und schwer drängt sich in Trauben Beer' an Beer', an Ranken Traub' an Traube.

Der Baum dort mit gestütztem Ast will auch so gerne geben. Den Apfelbrecher her in Hast, und nehmt behend ihm seine Last, im Winter was zu leben!

Komm', Boreas, *) und stürme du das Laub den Bäumen nieder! wir machen dir das Pförtchen zu und naschen Nuß und Obst in Ruh' und trinken klaren Cider **)!

Voß.

---

*) Der Nordwind.

**) Obstwein.

25. Die Störche.

(Ein Märchen.)

Auf dem letzten Hause in einem kleinen Dorfe stand ein Storchnest. Die Storchmutter saß im Nest bei ihren vier kleinen Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen schwarzen Schnabel, denn der war noch nicht roth geworden, hervorsteckten. Ein kleines Stück davon entfernt stand auf dem Dachrücken ganz stramm und steif der Storchvater; er hatte das eine Bein unter sich gezogen und stand so still, man sollte glauben, er wäre aus Holz gehauen. Ei, dachte er, das sieht gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache hat beim Neste; sie können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin, und glauben sicher, daß ich kommandirt worden bin, hier zu stehen. Und er fuhr fort, ganz gravitätisch auf einem Beine zu stehen. — Unten auf der Straße spielte eine ganze Schaar Kinder, und da sie die Störche gewahr wurden, sang einer der muthigsten Knaben, und später sie allesammt, den alten Vers von den Störchen:

„Storch, Storch, fliege heim,
Stehe nicht auf einem Bein;
Deine Frau im Neste liegt,
Wo sie ihre Jungen wiegt.

Das eine wird gehenkt,
Das and're wird versengt,
Das dritte man erschießt,
Wenn man das vierte spießt!"

„Höre nur, was die Knaben singen!" sagten die kleinen Storchkinder; „sie singen, wir sollen gehenkt und versengt werden!"

„Danach sollt ihr euch nicht kehren!" sagte die Storchmutter; „hört nur nicht danach, so schadet es gar nichts!"

Aber die Knaben fuhren fort zu singen, und sie ätschten den Storch mit den Fingern aus; nur ein Knabe, welcher Peter hieß, sagte, daß es unrecht sei, die Thiere zum Besten zu haben, und wollte auch gar nicht mit dabei sein. Die Storchmutter tröstete auch ihre Jungen: „Kümmert euch nicht darum," sagte sie; „seht nur, wie ruhig euer Vater steht, und zwar auf einem Beine!"

„Wir sind so bange!" sagten die Jungen und zogen die Köpfe tief in das Nest zurück.

Am nächsten Tage, als die Kinder wieder zum Spielen zusammenkamen und die Störche erblickten, sangen sie ihr Lied:

„Das eine wird gehenkt,
Das and're wird versengt!" —

„Werden wir wohl gehenkt und versengt werden?" fragten die jungen Störche.

„Nein, sicher nicht!" sagte die Mutter; „ihr sollt fliegen lernen, ich werde euch schon exerciren! Dann fliegen wir hinaus auf die Wiese und statten den Fröschen Besuch ab, die verneigen

sich vor uns im Wasser, singen: „koar, koar!“ und dann essen wir sie auf; das kann ein rechtes Vergnügen abgeben!“

„Und was dann?“ fragten die Storchjungen.

„Dann versammeln sich alle Störche, die hier im ganzen Lande sind, und so beginnt das Herbstmanoevre; da muß man gut fliegen, das ist von großer Wichtigkeit; denn wer dann nicht ordentlich fliegen kann, wird vom General mit dem Schnabel todt gestochen; deshalb gebt wohl Acht, Etwas zu lernen, wenn das Exerciren anfängt!“

„So werden wir ja doch gespießt, wie die Knaben sagten, und höre nur, jetzt singen sie es wieder.“

„Hört auf mich und nicht auf sie,“ sprach die Storchmutter. „Nach dem großen Manoevre fliegen wir nach den warmen Ländern, o, so weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo es dreieckige Steinhäuser giebt, die in eine Spitze auslaufend bis über die Wolken ragen; sie werden Pyramiden genannt und sind älter, als ein Storch es sich denken kann. Da ist ein Fluß, welcher aus seinem Bette tritt, dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht im Schlamm und ißt Frösche.“

„O!“ sagten alle Jungen.

„Ja! da ist es herrlich! Man thut den ganzen Tag nichts Anderes, als essen, und während wir es so gut haben, ist in diesem Lande nicht ein Blatt auf den Bäumen; hier ist es so kalt, daß die Wolken in Stücken frieren und in kleinen weißen Lappen herunterfallen!“ Das war Schnee, den sie meinte, aber sie konnte es ja nicht deutlicher erklären.

„Frieren dann auch die unartigen Knaben in Stücke?“ fragten die jungen Störche.

„Nein, in Stücke frieren sie nicht; aber sie sind nahe daran und müssen in der dunkeln Stube sitzen und duckmäusern; ihr könnt dahingegen in fremden Ländern herumfliegen, wo es Blumen und warmen Sonnenschein giebt!“

Nun war schon einige Zeit verstrichen, und die Jungen waren so groß geworden, daß sie im Neste aufrecht stehen und weit umhersehen konnten, und der Storchvater kam jeden Tag mit schönen Fröschen, kleinen Schlangen und alle den Storch-Leckereien, die er finden konnte, geflogen. O, das sah lustig aus, wie er ihnen Kunststücke vormachte! Den Kopf legte er gerade herum auf den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er, als wäre es eine kleine Knarre, und dann erzählte er ihnen Geschichten, alle zusammen vom Sumpfe.

„Hört, nun müßt ihr fliegen lernen!“ sagte eines Tages die Storchmutter; und nun mußten alle vier Junge hinaus auf den Dachrücken. O, wie sie schwankten! wie sie mit den Flügeln balancirten! und waren doch nahe daran, herunter zu fallen.

„Seht nur auf mich!“ sagte die Mutter, „so müßt ihr den Kopf halten! so müßt ihr die Füße stellen! eins, zwei! eins, zwei! Das ist das, was euch in der Welt forthelfen soll!“ Dann flog sie ein kleines Stück, und die Jungen machten einen kleinen unbeholfenen Sprung, bums! da lagen sie, denn ihr Körper war zu schwerfällig.

„Ich will nicht fliegen!“ sagte das eine Junge und kroch wieder in das Nest hinauf, „ich kümmere mich nicht darum, nach den warmen Ländern zu kommen!“

„Willst du denn hier erfrieren, wenn es Winter wird? Sollen die Knaben dich zu henken, zu sengen und zu braten kommen? Nun werde ich sie rufen!“

„O nein!“ sagte der junge Storch, und so hüpfte er wieder auf das Dach, wie die Andern. Den dritten Tag konnten sie schon ordentlich ein Bischen fliegen, und da glaubten sie, daß sie auch schweben und auf der Luft ruhen könnten; das wollten sie; aber bums! da purzelten sie, darum mußten sie schnell die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben unten auf die Straße und sangen ihr Lied:

„Storch, Storch, fliege heim!“

„Wollen wir nicht hinunterfliegen und ihnen die Augen ausschlagen?“ sagten die Jungen.

„Nein, laßt das sein!“ sagte die Mutter, „hört nur nach mir, das ist weit wichtiger! Eins, zwei, drei! nun fliegen wir rechts herum; eins, zwei, drei! nun links um den Schornstein! — Seht, das war sehr gut! der letzte Schlag mit den Flügeln war so niedlich und richtig, daß ihr die Erlaubniß erhalten sollt, morgen mit mir in den Sumpf zu fliegen! Da kommen mehrere nette Storchfamilien mit ihren Kindern; zeigt mir nun, daß die meinen die niedlichsten sind, und daß ihr einherstolziert; das sieht gut aus und verschafft Ansehen!“

„Aber sollen wir denn nicht an den unartigen Buben gerächt werden?“ fragten die jungen Störche.

„Laßt sie schreien, was sie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken auf, kommt nach dem Lande der Pyramiden, wenn sie frieren müssen und kein grünes Blatt oder einen süßen Apfel haben!“

„Ja, gerächt wollen wir werden!“ zischelten sie einander zu, und dann wurde wieder exercirt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner ärger, das Spottlied zu singen, als gerade der, welcher damit angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner, er war wohl nicht mehr denn sechs Jahre; die jungen Störche glaubten freilich, daß er hundert Jahre zählte, denn er war ja so viel größer als ihre Mutter und ihr Vater, und was wußten sie davon, wie alt Kinder und große Menschen sein könnten. Ihre ganze Rache

solle diesen Knaben treffen, er hatte ja zuerst begonnen, und er blieb auch immer dabei. Die jungen Störche waren so ärgerlich, daß, so wie sie größer wurden, sie es auch weniger dulden wollten; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie schon Rache erhalten sollten; aber sie wollte sie nicht eher, als am letzten Tage, wo sie dort im Lande wären, nehmen.

„Wir müssen ja erst sehen, wie ihr euch bei dem großen Manoevre benehmen werdet. Besteht ihr schlecht, so haben ja die Kinder nicht Unrecht gehabt, denn dann werdet ihr von dem General gespießt.“ Nun gaben sich die Jungen so viel Mühe, daß es eine Lust war, mit anzusehen, wie sie niedlich und leicht dahinflogen. — Nun kam der Herbst. Alle Störche begannen sich zu sammeln, wie sie am Ende August alle Jahr zu thun pflegen. Das war ein Manoevre! Da wurden weite Uebungen angestellt. Und siehe da! die jungen Störche machten ihre Sache so gut, daß sie das Zeugniß: „ausgezeichnet gut mit Frosch und Schlange“ erhielten. Das war das allerbeste Zeugniß, was es nur auf der Welt geben kann, denn es war eßbar.

„Nun sollen wir gerächt werden!“ drangen die Jungen in ihre Mutter.

„Ja gewiß,“ sagte Storchmama; „wißt ihr, was ich mir ausgedacht habe? Wir Störche müssen den Menschen-Eltern alle die kleinen niedlichen Menschen-Kinder bringen, die ihnen der liebe Gott schenken will. Nun weiß ich den Teich, wo die Menschchen verborgen liegen und schlafen und so lieblich träumen. Alle Eltern wollen gern ein solch liebliches Kindchen haben, und alle Kinder wollen einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester haben. Die Kinder auf der Straße auch. Nun wollen wir nach dem Teich hinfliegen und eins für jedes der Kinder holen, die nicht das häßliche Lied gesungen haben.“ „Aber der, der zu singen angefangen hat, der böse Bube,“ schrien die jungen Störche, „was machen wir mit dem?“

„Da liegt im Teich ein kleines, todtes Kind, das hat sich todt geträumt, das wollen wir ihm bringen; da wird er sehr, sehr weinen, daß wir ihm einen kleinen, todten Bruder gebracht haben.“

„Ja, ja, das wollen wir thun,“ klapperten die jungen Störche, und wollten gleich wegfliegen. „Aber dem guten Knaben,“ rief die Mutter, „der da sagte, es sei unrecht, euch zu schimpfen, den werdet ihr doch nicht vergessen? Dem wollen wir einen Bruder und eine Schwester bringen. Da wird er sich mal recht freuen. Und weil der Knabe Peter heißt, sollt ihr allesammt Peter heißen.“

Und es geschah, wie sie sagte, und so werden alle Störche seitdem Peter genannt.

Andersen.

26. Der Winter.

Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer; sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an, er scheut nicht süß noch sauer.

Er zieht sein Hemd im Freien an und läßt's vorher nicht wärmen, und spottet über Fluß im Zahn und Kolik in den Därmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang weiß er sich nichts zu machen, haßt warmen Trank und warmen Klang und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr, wenn's Holz im Ofen knittert, und um den Ofen Knecht und Herr die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht, und Teich und Seen krachen, das klingt ihm gut, das haßt er nicht, dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus beim Nordpol, an dem Strande; doch hat er auch ein Sommerhaus im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier, gut Regiment zu führen, und wenn er durchzieht, stehen wir und sehn ihn an und frieren.

Claudius.

27. Weihnachtsfreuden.

Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freu'n! welch' ein Jubel, welch' ein Leben wird in unserm Hause sein! Einmal werden wir noch wach, heißa! dann ist Weihnachtstag!

Wie wird dann die Stube glänzen von der großen Lichterzahl! schöner, als bei frohen Tänzen ein geputzter Kronensaal. Wißt ihr noch, wie vor'ges Jahr es am heil'gen Abend war?

Wißt ihr noch mein Räderpferdchen, Malchens nette Schäferin, Jettchens Küche mit dem Herdchen und dem blankgeputzten Zinn, Heinrichs bunten Harlekin mit der gelben Violin?

Wißt ihr noch den großen Wagen und die schöne Jagd von Blei; uns're Kleiderchen zum Tragen und die viele Näscherei; meinen fleiß'gen Sägemann mit der Kugel unten dran? —

Welch' ein schöner Tag ist morgen! Neue Freuden hoffen wir! uns're guten Eltern sorgen lange, lange schon dafür. O gewiß, wer sie nicht ehrt, ist der ganzen Lust nicht werth.

Nein, ihr Schwestern und ihr Brüder, laßt uns ihnen dankbar sein, und den guten Eltern wieder Zärtlichkeit und Liebe weih'n, und auf's Beste uns bemüh'n, Alles, was sie kränkt, zu flieh'n.

Laßt uns nicht bei den Geschenken neidisch auf einander seh'n; sondern bei den Sachen denken: wie erhalten wir sie schön, daß uns ihre Niedlichkeit lange noch nachher erfreut?

28. Der kleine Schornsteinfeger.

Ein Schornsteinfeger-Junge in Wien fegte einst im Pallaste einer Prinzessin früh Morgens einen Kamin. Er stieg aus demselben durch ein Thürchen heraus, und kam in ein prächtiges Zimmer. Da er allein zu sein glaubte, besah er genau alle Kostbarkeiten und Verzierungen darin. Er trat zuletzt an den Nachttisch hin, über dem eine goldene, mit Diamanten besetzte Repetiruhr hing. Mit bebender Hand nahm er sie herunter, betrachtete und bewunderte sie neugierig; endlich kam er in Versuchung, sie einzustecken. Aber, dachte er bei sich, ich würde ein Dieb sein, und ein Dieb, das ist doch etwas Schreckliches! — Doch wurde sein Wunsch immer stärker: du möchtest doch die Uhr haben, so würdest du ein reicher Mensch! Die Prinzessin ist reich genug, und Niemand sieht dich! Wankend stand der Knabe da, gereizt zum Diebstahl. — Aber Gott weiß es doch, daß ich ein Dieb bin, wenn mich auch kein Mensch sieht; ich würde doch keine Ruhe haben. Und Diebe kommen nicht in den Himmel; es steht geschrieben: du sollst nicht stehlen! Alle diese Gedanken fuhren schnell durch seine Seele und beunruhigten ihn dergestalt, daß er die Uhr wieder hinlegte. Schnell stieg er in den Kamin zurück und ging von seiner Arbeit nach Hause, in der Meinung, daß Niemand ihn im Zimmer bemerkt habe. Eine Dame aber, die in dem Nebenzimmer noch im Bette lag, war bei offener Thüre Zeuge seines Kampfes gewesen. Sie ließ noch an eben dem Tage den Kaminfeger-Jungen zu sich rufen, lobte ihn wegen seiner Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit und machte ihm das Anerbieten, ihn etwas Besseres auf ihre Kosten lernen zu lassen. Dies ergriff er begierig und war sehr fleißig in der Erlernung von Sprachen und Wissenschaften. Er blieb immer in der Furcht Gottes und wurde ein braver, wohlhabender, allgemein geachteter Mann.

29. Der Winter.

Ist denn da droben Baumwoll' feil? sie schütten uns ein gutes Theil herab auf Garten und auf Haus; es schneit doch auch — es ist ein Graus; und doch hängt noch der Himmel voll von solcher Waare, seh' ich wol.

Wo Jemand wandert, nah und fern, der kaufet von der Baumwoll' gern, trägt sie auf Hut und Schultern nach und eilt davon zum nächsten Dach. Sagt, ist es denn gestohlnes Gut, daß ihr so lauft, so eilig thut?

Und Gärten ab und Gärten auf hat jeder Pfahl sein Käppchen auf; sie sehn wie große Herren drein und glauben sich geschmückt allein. Den Nußbaum nahm man auch nicht aus, noch Kirchendach, noch Herrenhaus.

Wohin man sieht, ist Schnee und Schnee, in Wald und Thal, auf Feld und Höh'! Manch' Samenkörnchen, klein und zart, liegt in der Hülle wohl verwahrt; es harrt auf seinen Ostertag, wie sehr, wie lang' es schneien mag.

Manch' Sommervöglein schöner Art liegt in der Hülle wohl verwahrt; es weiß von Kummer nicht, noch Klag' und harrt auf seinen Osterstag; und währt's auch lang' — er kommt gewiß; indessen schläft es sanft und süß.

Doch wenn im Lenz die Schwalbe singt, die Frühlingssonne niederdringt, o, dann erwacht's in jedem Grab und streift das Todtenhemdchen ab. Wo irgend sich ein Löchlein zeigt, empor das junge Leben steigt.

Da fliegt ein hungrig Spätzlein her, ein Krümchen Brod ist sein Begehr; seht, welche fleh'nde Mien' es macht! — es hatt' auch nichts seit gestern Nacht. Ja, Bürschchen, wohler mag dir sein, harrt Korn in allen Furchen dein.

Hier! Laß auch was dem spätern Gast! Komm wieder, wenn du Hunger hast! Es muß doch wahr sein, wie man spricht: Sie säen nicht und ärnten nicht, sie haben keinen Pflug, kein Joch, und Gott im Himmel nährt sie doch.

(Nach Hebel von Adrian.)

30. An den heiligen Christ.

Du lieber, heil'ger, frommer Christ, der für uns Kinder kommen ist, damit wir sollen gut und rein und rechte Kinder Gottes sein!

Du Licht, vom lieben Gott gesandt in unser dunkles Erdenland, du Himmelskind und Himmelsschein, damit wir sollen himmlisch sein.

Du lieber, heil'ger, frommer Christ, weil heute dein Geburtstag ist, drum ist auf Erden weit und breit bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich, ich bin noch klein, o mache mir das Herze rein! O bade mir die Seele hell in deinem reichen Silberquell.

Daß ich wie Engel Gottes sei, in Demuth und in Liebe treu; daß ich dein bleibe für und für, du heil'ger Christ, das schenke mir!

31. Die beiden Sacktücher.

Ein armes Bauermädchen von elf Jahren hatte das Geld, das sie auf dem Markte für ihre Eier gelöst hatte, in ihr Tuch gewickelt und in ihren Korb gelegt. Schon war sie nicht mehr

weit von ihrem Dorfe, da wollte sie es noch einmal nachzählen, — aber o weh, das Tuch war fort! Wie wird die Mutter zürnen, wenn ich so heim komme! Voll Schreck und Angst kehrte sie um und suchte weinend das verlorene Tuch; schon war sie weit gegangen, und hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, es wieder zu finden; da begegnete ihr ein Herr zu Pferde, der sie fragte, warum sie denn so bitterlich weine. Kaum konnte sie ihm vor Schluchzen das große Unglück, das sie getroffen, erzählen. „Sei ruhig, liebes Kind!“ sagte der Reiter, „ich habe dein Tüchlein unweit der Stadt gefunden.“ Bei diesen Worten zog er ein schönes, seidenes Sacktuch aus der Tasche und hielt es ihr hin. „Hier, nimm es!“ fuhr er fort. — „Ach, du lieber Gott!“ rief das noch immer weinende Mädchen, „wie käme ich zu einem solchen schönen Tuche! das meinige ist nur wenige Groschen werth. Ach, wäre nur kein Geld darin gewesen, ich würde mich wenig darum kümmern, aber das Geld! ohne das darf ich nicht heimkommen, meine Mutter braucht es so nothwendig!“ — „Nun, so ist's dieses gewiß,“ versetzte der freundliche Herr, „ich habe es herausgenommen und zu meinem übrigen Gelde gethan.“ Hierbei zog er einen Dukaten hervor, wickelte ihn in das Tuch und reichte ihn dem Mädchen mit den Worten: „Hier hast du Alles, was du verloren. Nimm es, gutes Mädchen!“ Allein sie betheuerte hoch und theuer, daß weder Tuch noch Geld ihr gehöre, sie wolle auch nicht unehrlich sein, und weinte noch mehr, als es ihr der Finder nicht glauben wollte. Da sie durchaus nicht dahin zu bringen war, beide Stücke für ihr Eigenthum zu erkennen, sagte endlich der freundliche Mann: „Nun, weil du nichts von diesem als dein anerkennen willst, so wirst du doch wenigstens dieses Tüchlein hier als das deinige erkennen?“ Hierauf zog er das ihrige, welches er wirklich auf der Straße gefunden hatte, aus der Tasche und warf es ihr zu. Ihre Freude hatte keine Grenzen, als sie ihr Tüchlein wieder erblickte, sie rief dem redlichen Finder tausend Dank zu und wollte sich sogleich auf den Heimweg machen. Allein der Mann, der sie gleich anfänglich liebgewonnen hatte, da er ihr redliches Herz erkannte, zwang sie, auch sein Tuch mit dem Dukaten anzunehmen. „Dieses,“ sprach er, „verdienst du deiner Redlichkeit wegen. Hättest du gesagt, das seidene, das ich dir zeigte, sei dein Eigenthum, so hättest du weder das eine, noch das andere bekommen, weil du gelogen hättest. Bleibe immer so ehrlich, und es wird dir immer gut gehen, denn Ehrlichkeit wird am Ende doch belohnt.“ Er gab dem Pferde die Sporen und flog davon.

32. Der Glücksspieler.

Stephan diente schon seit vielen Jahren als Gärtner bei einem vornehmen Herrn und hatte das Lob eines fleißigen, geschickten und treuen Arbeiters. Er lebte dabei auch sehr zufrieden und wünschte weiter nichts, als daß er es nur bis an sein Ende so gut haben möchte, denn sein Herr liebte und schätzte ihn.

Eines Tages kam sein Freund Anton mit schnellen Schritten zu ihm in den Garten und meldete ihm voller Freude, daß er 500 Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Nun bin ich auf einmal aus meiner Noth! rief er; so kümmerlich, wie bisher, darf ich nun mein bischen Brod nicht mehr verdienen. Ich gebe meinen Dienst bei der Herrschaft auf (er war Bedienter bei demselben Herrn) und lege mir einen kleinen Handel zu; da will ich mich schon gemächlicher nähren. Und wenn ich dir rathen sollte, lieber Stephan, fuhr er fort, so versuchtest du dein Glück auch in der Lotterie. Ist es nicht besser, daß wir unsere eignen Herren werden? Und was haben wir, wenn wir alt und schwach werden, für Pflege und Wartung zu hoffen, so lange wir in Diensten sind?

Stephan schüttelte den Kopf, wußte aber doch nicht viel dagegen zu sagen, und Anton machte ihm den Gewinn in der Lotterie so wahrscheinlich, stellte ihm auch den Zustand der Unabhängigkeit so angenehm vor, daß er sich endlich entschloß, eine Kleinigkeit daran zu wagen. Er setzte also einige Groschen in die Lotterie und gewann bei der nächsten Ziehung nichts. Da er muthlos werden wollte, munterte ihn Anton auf und sagte: er sollte den Einsatz nur einmal verdoppeln und fortfahren, am Ende müsse sein Loos herauskommen; so habe er seine 500 Thaler auch gewonnen.

Stephan wollte sein Geld nicht gern verloren haben und setzte also von Neuem. Das that er auch die folgende Zeit, aber statt der Treffer wurden immer Nieten für ihn gezogen. Zuletzt konnte er den Einsatz nicht mehr aus eigenen Mitteln bestreiten, und doch wollte er nicht aufhören einzusetzen, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, er müsse einmal gewinnen. Und was that er, um das Geld zum Einsatz zusammenzubringen? Er betrog seinen Herrn beim Verkauf der Gartenfrüchte. Vorher war er der ehrlichste und treuste Diener gewesen; so sehr hatte also die Gewinnsucht sein Gemüth geändert! Seine Untreue blieb nicht lange verborgen, daher jagte ihn sein Herr fort.

Nun wollte er seine Zuflucht zu seinem Freunde Anton nehmen; allein der hatte mit seinem Gelde übel gewirthschaftet und auch wieder in die Lotterie gesetzt, ohne zu gewinnen. Dadurch war er in Schulden gerathen und mußte landflüchtig werden.

Es blieb also dem unglücklichen Stephan nichts übrig, als gleichfalls aus dem Lande zu gehen, weil Niemand ihn, als einen Betrüger oder Dieb, in seine Dienste nehmen wollte. Er starb in großer Dürftigkeit.

Wer auf andere Art, als durch Arbeit, Geld erwerben will, wird entweder über dem Jagen nach Glück unglücklich werden, oder ihn wird das Wort treffen, 1. Tim. 6, 9.: die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichter und schädlicher Lüste.

33. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm drehte oft bei Tische, wenn er satt war, Kugeln aus Brot und warf seine Geschwister damit. Endlich bemerkte es die Mutter und untersagte es ihm ernstlich. Das Brot, sagte sie, ist eine große, unschätzbare Gabe Gottes, und du solltest sie nicht so sündlich mißbrauchen. Wenn du auch gesättigt bist, kann das Brot nun nicht mehr genützt werden? Wilhelm schämte sich, denn er sah ein, daß er Unrecht gethan hatte. Lerne lieber, fuhr die Mutter fort, wie viel Mühe und Arbeit es gekostet hat, um dieses Brot zu machen. Weißt du denn wohl, wo das Brot herkommt?

Wilhelm. Der Bäcker hat es gebacken.

Die Mutter. Ganz recht. Er nahm Mehl und Wasser, mischte es, säuerte es mit Sauerteig, daß es aufging, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heizen, und als dieser gehörig warm war, da backte er den Teig, und es ward eßbares und gesundes Brot. Sieh, mein liebes Kind, so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brot wird. Aber wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus dem Korn. Der Müller mahlt es auf der Mühle.

Die Mutter. Wo kommt aber das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde; der Bauer hat es gesäet.

Die Mutter. Nicht allein gesäet, sondern der Bauer hat erst das Land mühselig gepflügt, gedüngt, dann den Samen hineingestreut und ihn untergepflügt oder eingeegget. Ist aber nun Alles geschehen, mein Sohn, wenn dies gethan ist?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter, der Bauer hat das Korn abgemähet, zusammengeharkt, eingebunden, in die Scheune gebracht und dann ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat denn gemacht, daß der Same aufging und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte. Wer gab Gesundheit und

Sicherheit zu der Arbeit des Landmanns? Wer beschützte sein Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses Alles konnte weder er, noch sonst irgend ein Mensch. Aber sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat und für sie sorgt. Sein Name ist Gott. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater, thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben und alles Gute, was wir haben, erhalten wir von ihm. Auch dieses Brot hättest du nicht, mein Kind, wenn Gott nicht dafür gesorgt hätte, daß das Korn auf dem Felde wuchs und reifte. Und Gott verlangt für alle diese Wohlthaten von uns nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, ihn aufrichtig lieben und uns über ihn freuen sollen. Wenn du es wünschest, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnere mich daran.

Wilhelm. O ja, liebe Mutter, das will ich gern thun.
Sir. 43, 27—32. Ps. 65, 10. 11.

34. Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte, er ist gescheidt und wohl erfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu: Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie steht's? wie geht's? Wie schlagt ihr euch durch in dieser theuern Zeit? Der Fuchs, alles Hochmuths voll, sah sie an von Kopf bis zu Fuß und wußte lange nicht, ob er Etwas antworten sollte. Endlich sprach er: O du armer, buntscheckiger Wicht, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? frägst, ob mir's wohlgehe, und bin Herr über hundert Künste! Die Katze wollte ihm bescheidentlich antworten; aber in dem Augenblick kam ein Dachshund daher gelaufen. Wie der Fuchs ihn sah, machte er, daß er in seine Höhle kam; die Katze aber sprang behend auf eine Buche und setzte sich in den Gipfel, wo Aeste und Laubwerk sie ganz verbargen. Bald kam der Jäger, und der Dachshund spürte den Fuchs und packte ihn. Wie die Katze das sah, rief sie ihm hinab: Ei, Herr Fuchs, seid ihr doch mit euern hundert Künsten stecken geblieben? Hättet ihr herauf kriechen können, wie ich, so wär's nicht um euer Leben geschehen.

Grimm.

35. Höflichkeit.

Es ist sehr zu wünschen, daß Kinder schon früh in der Schule zur Höflichkeit, Artigkeit und Sittsamkeit angehalten und darüber unterrichtet werden, daß man einem Jeden die Achtung erweisen müsse, die ihm zukommt, und daß man durch ein solches

höfliches Betragen sich die Liebe und Zuneigung Anderer am leichtesten und sichersten erwerben könne. Nichts kann mehr gegen Kinder einnehmen, als wenn sie in ihrem Betragen unhöflich, unfreundlich und mürrisch sind. Kinder, die vor Jedem trotzig die Mütze aufbehalten, nicht guten Tag und guten Weg sagen, auf Fragen gar keine oder naseweise Antworten geben, werden sich Niemandes Liebe erwerben. Freundlichkeit und Artigkeit nehmen dagegen sehr für sich ein.

Einer der berühmtesten russischen Staatsmänner war Alexander Menzikof. Der hat sich vom Pastätenbecker-Jungen bis zum Feldmarschall und allmächtigen Minister emporgeschwungen. Und wißt ihr, welches der Anfang dieser merkwürdigen Laufbahn war? Sein höfliches, freundliches und munteres Wesen gegen einen russischen General, dem er das Pferd halten mußte, und dem der offne, freundliche Knabe gefiel. Mit unserm Luther ist es doch auch nicht anders gewesen; durch sein Betragen gefiel er der Frau Kotta so, daß sie sich seiner annahm. Und wie viel andre Beispiele würden anzuführen sein, wo Kinder durch ihr einnehmendes und artiges Betragen ihr Glück gemacht haben.

36. Das gute Dienstmädchen.

Christiane diente bei einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen und beständig Scheltworte gab. Christiane war arm, aber fromm und gutmüthig. Darum wurde sie auch nicht ungeduldig, obgleich es ihr so übel ging, sondern sie ertrug Alles mit Standhaftigkeit, in der Hoffnung, daß es ihr dadurch endlich gelingen würde, das harte Herz ihrer Herrschaft zu erweichen und so ihren Zustand zu verbessern. Vielleicht ist mir diese Trübsal nützlich, dachte sie bei sich selbst; wer weiß, ob ich gute Tage vertragen würde! Vielleicht würde ich träge und leichtsinnig, wenn es mir zu wohl ginge. Du weißt es am besten, Herr, mein Gott! ich will treu und fleißig sein, wenn es mir gleich schlecht vergolten wird. Du, Herr, wirst Alles wohl machen und zu seiner Zeit mir Freude schenken.

Eine wohlhabende Wittwe bemerkte Christianens gute Aufführung, nahm sie zu sich und versetzte sie in gute Umstände.

Gott kennt der Freude rechte Stunden,
Er weiß, wann sie uns nützlich ist.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir einmal ein Wörtchen mit einander von den Dienstboten und Herrschaften reden. Viele von euch Kindern, die ihr dies leset, werden Dienstboten bei einer Herrschaft, oder doch Lehrlinge bei irgend einem Brotherrn werden. Eben so Viele aber werden künftig Dienstboten halten und Herrschaften oder Lehrherren sein. Ihr werdet wohl alle Vater und Mutter oder andre Leute haben klagen hören, wie schlecht

jetzt die Dienstboten seien. Daran sind nun eines Theils diese wirklich selbst Schuld, sowohl durch freches, unehrerbietiges Betragen, als besonders durch Liebe zu schlechter Gesellschaft und unsittlichem Umgang. Diesen wollen wir denn das vierte und sechste Gebot angelegentlichst empfehlen; jenes: „du sollst Vater und Mutter ehren," weil zu den „Herren", von denen Luther in der Erklärung redet, die Dienstherrschaften und Brotherren mit gehören; dieses: „du sollst nicht ehebrechen," weil liederlich und unzüchtig Leben eine Sünde gegen die von Gott gewollte Ordnung in unserm häuslichen und geselligen Leben ist. Die Schuld liegt jedoch andern Theils oft auf Seiten der Herrschaften. Wie viele Hausfrauen namentlich versündigen sich durch ein ewiges Keifen und Schelten mit ihren Dienstboten, durch ein Betragen, welches den Dienstboten alle Lust und Liebe nehmen muß, und durch solche Forderungen, als wenn den Dienstboten jeder Lebensgenuß durchaus versagt werden müsse. Da wollen wir denn die armen Lehrburschen, die von ihren Lehrherren oft bis Abends zehn Uhr zur Arbeit angehalten werden und selbst Sonntags keine Ruhe haben, und die beklagenswerthen Dienstboten, welche nichts als harte Worte und liebloses Betragen von ihren Herrschaften erfahren, an das Beispiel der guten Christiane verweisen; ihr treues und geduldiges Ausharren wird ihnen einst dort, oft aber schon hier wohl belohnet werden. Den harten und lieblosen Herrschaften wollen wir aber zurufen: „Wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt!" Coloss. 4, 1. Damit ihr nun nicht selbst einst solche harte Herrschaften, oder schlechte Dienstboten werdet, so nehmet auch das Gelesene recht zu Herzen.

37. Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder, wenn es euch wohl geht, wenn ihr mit Lust esset, wenn ihr gesund seid, wenn es schönes Wetter ist, wenn die Vögel singen, und ihr euch an dem Anblick des Getreides, oder am Geruch der blumigten Wiese vergnüget — so danket Gott mit Freuden, der alles dieses Gute giebt. Ich bin ein alter Mann, aber wenn ich über meinen Lebenslauf nachdenke, so muß ich dankbar gestehen, daß mich Gott weit mehr Freuden, als Widerwärtigkeiten hat erleben lassen; und ihr Kinder werdet dasselbe sagen müssen. Z. E. gegen einen Tag Krankheit, wie viel Tage Gesundheit! Das meiste Mißvergnügen macht der Mensch sich selbst durch Unordnung und Laster. Für den, der Gott aus wahrer Dankbarkeit liebt, und ihn durch Gehorsam ehrt, ist die Welt kein Jammerthal. Das Unangenehme in dem menschlichen Leben ist entweder verschuldet, und dann ist es, als Strafe, zur Besserung nützlich; oder es trifft uns, ohne daß wir es

verschuldet haben, und dann ist es Schickung oder Verhängniß des allerweisesten Gottes und Vaters und im Ganzen gewiß gut und nützlich. Z. E. es übt uns in der Geduld, oder macht uns vorsichtiger und klüger. Wie viele sind schon durch Schaden und Unglück klug geworden, die zuvor bei aller Warnung und Belehrung unklug und unvorsichtig blieben. Eins ist um des Andern willen da. Z. E. der Tod eines eßbaren Thieres verschafft dem Menschen seine Nahrung und Speise. Sowie es nicht immer Tag oder Frühling sein kann, so kann es auch nicht immer jedem Menschen nach seinem Sinne gehen. Gott giebt dem Menschen wohl nicht immer, was ihm lieb, aber doch, was ihm heilsam ist. Das merkt euch, liebe Kinder, so werdet ihr immer mit Gottes Schickungen zufrieden sein."

38. Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen.

Denk' an! das Büblein ist einmal
Spazieren gangen im Wiesenthal,
Da wurd's müd' gar sehr
Und sagt: Ich kann nicht mehr;
　Wenn nur was käme
　Und mich mitnähme!

Da ist das Bächlein geflossen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen.
Das Büblein hat sich auf's Bächlein gesetzt
Und hat gesagt: So gefällt mir's jetzt!
Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald,
Es hat gefroren gar sehr,
Es hat gesagt: Ich kann nicht mehr;
　Wenn nur was käme
　Und mich mitnähme!

Da ist das Schifflein geschwommen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen.
Das Büblein hat sich auf's Schiff gesetzt
Und hat gesagt: Da gefällt mir's jetzt!
Aber siehst du? Das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: Da fall ich einmal.
Da fürcht't es sich gar sehr
Und sagt: Ich mag nicht mehr;
　Wenn nur was käme
　Und mich mitnähme!

Da ist die Schnecke gekrochen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen.

Das Büblein hat sich in's Schneckenhäuslein gesetzt
Und hat gesagt: Da gefällt mir's jetzt!
Aber denk'! Die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul.
Dem Büblein ging's langsam zu sehr;
Es sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist der Reiter geritten kommen
Und hat's Büblein mitgenommen.
Das Büblein hat sich hinten auf's Pferd gesetzt
Und hat gesagt: So gefällt mir's jetzt!
Aber gieb Acht! Das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hoppst darauf hin und her
Und schreit: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist ein Baum ihm in's Haar gekommen
Und hat das Büblein mitgenommen.
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch;
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.
Das Kind fragt:
Ist denn das Büblein gestorben?
Antwort:
Nein, es zappelt ja noch!
Morgen geh'n wir 'naus und thun's 'runter.

39. Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu sein.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein oder Kaffee und Kuchen da sein. — Er mußte im Spiel gewinnen oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben. — Oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig sein, den er verspotten konnte. — Nur bei dergleichen Gelegenheiten pflegte Klaus zu lachen.

Einst ging er über ein kleines Feld an einem Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaum, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre!"

und war voll freudiger Empfindung der Güte des Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen Baum so freuen?" sagt Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ei, lieber Vetter," antwortete Karl, „wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum habe ich Gott so lieb, weil er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. — Denn ich kann ohne Kosten und ohne Reue fröhlich sein. Aber es ist eine ordentliche Kunst." „Nun, was ist das für eine?" sprach Klaus. „Da ist sie, wenn du mich hören willst," antwortete Karl. „Ich sehe Alles recht an, was da ist, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach: warum und wozu Dieses und Jenes wohl da sein, oder wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich dabei der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten beten, weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so geh' ich mit dem Vorsatze, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit."

„Lebe wohl," sprach Klaus, und ging fort. Möchte er doch die nachfolgende Erzählung lesen und beherzigen können.

40. Der Leopard und das Eichhorn.

Der Leopard schlief unter einem Eichbaume seinen unruhigen Mittagsschlummer; auf dem Baume selbst jagten sich ein Paar muntre Eichhörnchen in sorgloser Fröhlichkeit herum. Aber unvermuthet war Eins derselben so unglücklich oder so unvorsichtig, herab und auf den Leoparden zu fallen. Mit Brüllen sprang er auf, faßte mit der Tatze das zitternde Thier und war im Begriff, es zu zerreißen. Doch plötzlich besann er sich wieder.

„Nein! du bist mir doch allzu klein. Ich schenke dir das „Leben. Aber sage mir, wie kömmst du und deines Gleichen zu „der neidenswürdigen Gabe, immer heiter und vergnügt zu sein? „Mir dient der ganze Wald, und gleichwohl verfolgt mich Miß„muth im Wachen und im Traume."

„Diese Beantwortung," mächtiger Leopard, „ist leicht, nur „erlaube mir, daß ich zuvor auf einen Ast wieder steige. Im „Freien spricht es sich besser!"

Die furchtbare Klaue öffnet sich, und mit drei oder vier Sätzen war das Eichhörnchen wieder in Sicherheit und rief:

„Leopard, wie kannst du auf Freude und Heiterkeit hoffen, „da täglich das Blut deiner Mitgeschöpfe dich befleckt? Da du „die Kraft mißbrauchst, die dir verliehen ward, und dein eigenes „Gewissen der Grausamkeit dich anklagen muß? Lebe schuldlos,

„wie ich! Laß keinen Fluch und Jammer dich verfolgen. Denn „nur in einer unbefleckten Seele wohnt Ruhe und „Freude."

Bäumer.

41. Der Bienenstock.

Vater Biedermann hatte vier Kinder: Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen hießen sie. Eines Tages sagte er zu ihnen: hört, Kinder, wer von euch morgen früh um sechs Uhr aufsteht, ohne daß ich ihn wecke, dem will ich ein rechtes Fest machen. Die Kinder horchten hoch auf. Was denn für ein Fest? lieber Vater, fragte Lotte. — Steh du nur zur rechten Zeit auf, ohne daß ich dich wecke, so wirst du erfahren, was es für ein Fest ist, sagte der Vater. — O, ich will gewiß noch vor sechs Uhr aufstehen, ohne daß du mich weckst, rief Lotte. — Ich auch! ich auch! riefen Alle.

Jetzt schlug die Glocke zehn. Nun war es Zeit, zu Bette zu gehen. Sie sagten alle dem Vater gute Nacht, und jedes Kind sprach dabei: du sollst sehen, Vater, daß ich morgen früh um sechs Uhr aus dem Bette sein will. Nun legten sie sich zu Bette, und jedes sagte für sich, ehe es einschlief: halb sechs Uhr! halb sechs Uhr! Bernhard schrieb sogar mit Kreide über sein Bette: morgen um halb sechs Uhr steht Bernhard auf! — Da sah man recht, daß der Mensch Alles kann, was er recht ernstlich will. Kaum hatte es am andern Morgen ein Viertel auf Sechs geschlagen, so waren schon alle Kinder munter. Jedes stand auf, zog sich an und schlich sich zur Kammer hinaus, denn jedes glaubte das erste zu sein. Aber fast zu gleicher Zeit kamen sie alle in der Wohnstube an. Guten Morgen! guten Morgen! riefen sie freudig Eines dem Andern zu. Nun, sagten sie, wollen wir doch sehen, was für ein Fest uns der Vater machen wird.

Sie gingen zum Vater. Ei! sprach dieser, wenn der Vater verspricht, den Kindern ein Fest zu machen, dann können sie alle früh aufstehen. Nun ich halte Wort. Aber erst thut, Kinder, was alle gute Kinder thun, sobald sie aus dem Bette kommen. — Da kämmten sie sich, wuschen sich die Hände und das Gesicht, und spülten den Mund mit frischem Wasser aus. Nun kamen sie wieder zum Vater, und Hannchen fragte ungeduldig, machst du uns nun ein Fest? — Da ist's! rief der Vater, und warf jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Nase und dem Mund war ein Gitter von Draht, und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

Merkt ihr was? sprach Bernhard zu den andern Kindern; der Vater schneidet gewiß Honig.

Richtig! sagte der Vater; gefällt euch dieser Spaß?

O ja! o ja! riefen Alle und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen, die glühend waren, Karl ein Büschel Wermuth, von den Mädchen jedes ein langes Messer; der Vater selbst trug eine Kanne, und die Mutter folgte mit einem Siebe und ein Paar Schüsseln nach.

Jetzt kam der ganze Zug in den Garten, und nun ging das Fest recht an. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren und trug jeden Stock von seinem Platze weg; dann nahm er ein Büschel Wermuth, legte es auf die Kohlen, und ließ den Rauch davon in den Stock ziehn. Da zogen sich die Bienen zurück, und der Vater schnitt nun erst Wachs heraus, welches er in das Sieb legte, dann auch große Stücke Honig. Das war eine Freude! Nun trug man den Honig in die Stube, die Kinder folgten, und die Mutter ging fort und holte Semmeln, auf welche sie Honig für die Kinder streichen wollte. Auch der Vater ging fort und sagte: Kinder! nun mache ich euch noch ein Fest, ich lasse für euch Honig auf Semmeln streichen; aber nasche mir Niemand!

Kein Kind naschte, außer — Hannchen. Diese war lüstern, schlich sich an den Tisch, nahm sich ein Stück Honig aus der Schüssel und steckte es in den Mund. Auf einmal schrie sie aber so schrecklich auf, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Brüder und die Schwester traten ängstlich um sie und fragten: was fehlt dir, Hannchen? Vater und Mutter liefen herbei, und fragten: was fehlt dir? Aber Hannchen hielt den Mund auf und schrie, als wenn sie am Spieße stäke. Die Mutter sah in den Mund, und siehe da! ein Bienchen saß ihr auf der Zunge, welches im Honig gewesen war und mit dem Stachel an Hannchens Zunge hing. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge schwoll so stark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Bissen essen konnte.

Die übrigen Kinder aßen ihre Semmeln mit Honig. Sie schmeckten ihnen sehr gut, und Karl sprach: das Fest, welches uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte sah durch das Fenster und sah Minchen, des Nachbars Tochter, gehn.

Das arme Minchen! sprach sie; ihr Vater hat keine Bienen, und kann ihr keinen Honig auf Semmeln streichen. Liebe Mutter! willst du Nachbars Minchen nicht auch ein Paar Semmeln mit Honig geben?

Herzlich gern, mein Kind! sprach die Mutter, gab ihr die Semmeln mit Honig, und Lotte trug sie zu Minchen. Was für eine Freude das Mädchen hatte! Wie sie Lottchen dankte! Und nun schmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal so gut.

42. Kinderfreuden.

Wir Kinder, wir schmecken der Freuden recht viel, wir schäkern und necken, versteht sich, im Spiel; wir jauchzen und singen und dreh'n uns herum; wir hüpfen und springen im Grase herum.

Warum nicht? — Zum Murren ist Zeit noch genug! Wer wollte wohl knurren? der wär' ja nicht klug! Wie lustig stehn dorten die Saat und das Gras! beschreiben mit Worten kann Keiner uns das.

Ha, Brüderchen (Schwesterchen), rennet! ha, wälzt euch im Gras; noch ist's uns vergönnet, noch kleidet uns das. Ach, werden wir älter, so schickt's sich nicht mehr; dann treten wir kälter und ernster einher.

Laßt Kränzchen uns winden, viel Blumen sind hier; wer Veilchen wird finden, empfänget dafür von Mutter zur Gabe ein Küßchen, wohl zwei; juchheißa! ich habe, ich hab' eins, juchhei!

Ach, geht sie schon unter, die Sonne, so früh! Wir sind noch so munter, o Sonne, verzieh'! Sie will nicht, ihr Brüder, schlaft wohl, gute Nacht! und morgen wird wieder gespielt und gelacht!

Overbeck.

43. Der Fischteich, oder Herr Herbst macht einen Spaß.

Herr Herbst hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleien waren. Wenn er nun seinen Kindern eine Freude machen wollte, so ging er mit ihnen an den Teich; jedes nahm ein Stück schwarzes Brot mit, und dann brachen sie davon, warfen es in das Wasser, und die Fische schnappten es weg. Da saßen sie nun oft eine Stunde lang und sahen zu, wie die Fische auf und ab schwammen, die Käfer, die im Wasser leben, hin und her fuhren, hier und da ein Frosch den Kopf aus dem Wasser steckte und — husch! — wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünschten die Kinder nun oft: wenn ich nur einmal so ein Thier fangen und in der Nähe sehen könnte. Herbst ließ es aber nie zu, daß ein Kind darnach greifen durfte. War dies wohl recht? Ich glaube wohl! Ein Kind ist kein Frosch und kein Fisch, die im Wasser leben. Wenn Eins von ihnen in das Wasser fiele, so wäre es aus mit ihm.

Einst sprach Herr Herbst: Wollen wir nach dem Teiche gehen? Ja! ja, riefen Alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard sprang voraus, und kam zuerst bei dem Teiche an. Kaum war er da, so drehete er sich um und rief den andern Kindern zu: Karl! Hanne! Lotte! der Vater macht einen

Spaß! kommt geschwind herbei! Da lief Alles, was laufen konnte. Tausend! was war da! Das Wasser war aus dem Teiche abgelassen, und auf dem Boden wimmelte es von großen und kleinen Thieren. Da zappelte ein großer Karpfe, hier ein Paar Schleien, die sich in dem Schlamme einzuwühlen suchten; Schmerlen, Krebse, Frösche, Käfer, Larven u. s. w. bedeckten den Boden des Teiches. Kurz, der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen! Eins rief: Vater! sieh den schrecklich großen Frosch! ein anderes: Lotte! Lotte! komm geschwind her und sieh den Krebs! Hannchen rief: o, wer holt mir den Käfer! Sieh, Bernhard! dort nicht weit von dem Karpfen; er hat einen gelben Saum um die Flügel!

Endlich fing Bernhard an und sagte: ach, lieber Vater, wenn du uns eine rechte Lust machen willst, so laß uns in den Teich gehen! Und Alle stimmten bei: lieber Vater, thu' es doch! da wollen wir Fische, Krebse, Frösche fangen. Das soll eine rechte Lust sein!

Nun so geht denn hinein! sprach der Vater; ziehet aber erst Schuhe und Strümpfe aus, leget die obern Kleider ab, in denen die Arme stecken, und streift die Aermel auf, damit ihr die Kleider nicht zu schmutzig macht. Dort stehen die Körbe, in welche die Fische kommen sollen, hier ein Korb für die Krebse, und da einige Töpfe, in welche ihr Frösche, Larven, und was sonst noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was für eine Freude war dies! Hundert- und mehrmal zogen sonst die Kinder Schuhe und Strümpfe aus, wenn sie in's Bett gingen; so schnell wurden sie aber nie fertig, als diesmal. Kaum hatte es der Vater gesagt, so war auch schon Alles fertig und sprang in den Teich. Das war eine Lust! So oft ein Kind einen Fisch, Frosch, Krebs oder Larve fing, jauchzte es und machte seinen Fang den übrigen kund.

Zwei Stunden lang erlaubte ihnen der Vater diese Lust, dann klatschte er in die Hände und befahl, daß sie nun aus dem Teiche kommen sollten. So schnell ging es aber nicht heraus, als hinein; jedes hatte noch Etwas zu fangen. Eins rief: nur den Krebs noch! das andere: nur die Schmerle noch, lieber, guter Vater! Aber der Vater sagte: eins! zwei! drei! und dies war das Zeichen, daß die Kinder folgen mußten. Sie sprangen also heraus. Aber — wie sahen sie aus! über und über waren sie mit Schlamm bedeckt, und man konnte sie weiter riechen, als sehen.

Dies hatte die Mutter vorausgesehen; deswegen hatte sie andere Wäsche und Kleidung holen lassen. Der Vater führte sie nun Alle an einen Bach, wo sie ihre Füße, Hände, Arme und Gesicht waschen mußten. Dann nahm jedes Kind seine Wäsche

und Kleidung, ging in einen Busch, und zog sich an. Jetzt waren sie Alle fertig.

Nun, Kinder! sprach der Vater, ihr fingt heute viele Thiere, haben sie euch Schaden gethan?

Nein! sagten Alle.

Vater. Glaubt ihr denn, daß ihnen in diesen Körben und Töpfen wohl ist?

Bernhard. Das glaube ich nicht.

Vater. Nun, so ist es auch nicht recht, daß wir sie lange leiden lassen. Christoph (so hieß der Fischer, der das Wasser aus dem Teiche ließ)! bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder fingen, daß ich über sie Gericht halte. Ihr, meine Kinder, Bernhard, Karl, Lotte und Hanne, und du, gute Frau! setzt euch Alle um mich und gebt Acht, ob ich recht richte! Bernhard! wann ist es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard. Wenn es dir schadet.

Vater. Da darf ich also die Kuh nicht tödten lassen; denn diese schadet mir ja nicht.

Bernhard. Ja, die müssen wir tödten lassen, damit wir ihr Fleisch essen können.

Vater. Also darf ich ein Thier tödten, wenn es mir schadet, oder, wenn ich sein Fleisch essen kann. Aber warum tödtet man denn den Wallfisch? Der schadet ja nicht, und man ißt ihn auch uicht.

Bernhard. Dies ist wohl wahr; aber man nutzt doch sein Fett.

Lotte. Und das Fischbein.

Vater. Also haben wir zwei Fälle, in denen es recht ist, Thiere zu tödten: wenn sie uns im Leben schaden, und wenn sie uns nützen, wenn sie todt sind. Nun laßt uns diese Thiere alle vor Gericht bringen und sehen, ob wir ein Recht haben, sie zu tödten. Hier stehen erstlich zwei Körbe voll Karpfen. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten?

Bernhard. Ich denke ja! Wir können sie essen, und ihr Fleisch schmeckt gut.

Vater. So ist es ja wohl auch mit den Schleien, den Schmerlen und den Krebsen? Mögt ihr sie wohl essen?

Lotte. Versuch' es nur, Mutter, und siede welche; du sollst sehen, daß sie uns recht gut schmecken werden.

Vater. Nun, so sollen sie alle sterben! Weil wir sie aber doch nicht Alle auf einmal essen können, so sorgt dafür, Christoph, daß sie in dem Kasten, den ich für die Fische und Krebse habe, aufbewahrt werden. Die Mutter wird schon darauf sehen, daß sie nicht Noth leiden und täglich ihr Futter haben. Nun

kömmt die Reihe an die Herren Frösche. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein! Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten? Soll sie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen. Fi! ich mag keinen Frosch essen. Willst du, Lotte?

Lotte. Ich will Andern die Frösche lassen. Ich lobe mir dafür die Krebse.

Vater. Nun, so mögen denn die Frösche leben!

Ebenso sprach man auch die Larven und die Käfer frei vom Tode. Herr Herbst nahm dann von jeder Art dieser Thiere Eins, zeigte es den Kindern, und sagte ihnen, wie es lebe, sich nähre, und was es nütze.

Da nun dies vorbei war, sprach der Vater: nun, Kinder, weil uns denn alle diese Thiere durch ihr Leben nicht schaden, und durch ihren Tod nichts nützen, so gebt ihnen die Freiheit!

Ja! ja! riefen Alle, das wollen wir thun!

Nun ging es wieder nach dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen diese Thiere waren, trugen sie dahin und leerten sie aus. Das war ein Spaß über alle Späße! Wie freuten sich die Kinder, da sie diese Thiere im Teiche herumkriechen und hüpfen sahen!

Jetzt sollte der Zug nach Hause gehen. Ehe der Vater aber fortging, fragte er Bernhard: haben wir diese Thiere wohl in den Teich gethan, daß sie sterben, oder daß sie leben sollen?

Daß sie leben sollen! war Bernhard's Antwort. Nun, sagte der Vater, so müssen wir auch dafür sorgen, daß sie leben können. Er ließ darauf das Loch zustopfen, durch welches das Wasser abfloß, und bald fing das Wasser im Teiche wieder an zu steigen, und alle diese Thiere waren in dem Wasser lustig.

Nun ging es nach Hause. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüssel voll Krebse gekocht. Diese schmeckten den Kindern herrlich, weil sie sich zuvor ein paar Stunden in freier Luft bewegt hatten.

Da sie satt waren, sagten sie Alle: Wir danken dir, Vater; du hast uns heute ein rechtes Fest gemacht!

44. Der Handwerksbursche.

Ein junger Bursche aus Pommerland war seiner lieben Mutter einzig's Pfand. „O Mutter, gebt mir Geld; ich will nun sehn die Welt, ob mir's auch in der Fremde wohlgefällt."

So sprach zur Mutter der junge Geck und hüpfte wie ein Füllen kühn und keck. Die Mutter seufzte: ach! Doch gab sie endlich nach und warnte noch ihr Söhnchen, als sie sprach:

„Da ist dein Erbtheil, nimm dir davon! Doch mußt du nun verdienen guten Lohn. Da kleid' und nähre dich und lebe ehrbarlich; und kömmst du glücklich wieder, freu' ich mich."

Das Söhnchen reiste zur nächsten Stadt, vergaß gar bald der Mutter guten Rath und dacht' in seinem Sinn: mein eigner Herr ich bin; drum geh' in Freud' und Lust mein Leben hin!

Die Arbeit wollte nun schmecken nicht; die Meister machten ihm manch' bös' Gesicht; in jedem Saufgelag, in jedem Tanzgemach, da konnte man ihn finden Nacht und Tag.

Sein kleines Erbtheil war bald verzehrt, er hatt' es von der Mutter ganz begehrt. Nun lebt er zügellos und wurde nackt und bloß, weil er die Hände legte in den Schooß.

Wenn er sich manchmal nach Ordnung sehnt', so war er leider doch zu sehr gewöhnt an böse Lebensart. Kein Diebstahl ward gespart, so daß er als ein Schelm unehrlich ward.

Er mußt' entlaufen in fernes Land und wurd' ertappt bei einer Räuberband'. Drauf ward er eingeführt, zum Galgen condemnirt; die arme Mutter starb vom Schlag gerührt.

Drum, Brüder, spiegelt euch alle dran und fanget eure Reisen klüger an! Ihr reist ja nicht allein, um eigne Herrn zu sein; die Welt soll machen euch geschickt und fein.

Durch Fleiß und Treue und Ehrlichkeit erwerbet ihr euch Freunde jederzeit. Und habt ihr wenig Geld: so drückt euch durch die Welt; ihr findet Stadt und Land, wo's euch gefällt!

Segelbach.

45. Für Bäcker.

Gottlob daß ich ein Bäcker bin! ich mein', ich bin's mit Ehren; und daß ich habe frohen Sinn, das soll mir Keiner wehren!

Ein Jeder bäckt für seine Part sich Träume, Wünsch' und Grillen; der Eine weich, der Andre hart, der lieben Ehre willen!

Ich backe Brot! Brot geht voran vor allen Gottesgaben; das müssen Bauer, Bürgersmann, und Rath und König haben!

Denn ohne Brot ist's Flickwerk nur mit Braten und mit Fischen und Allem sonst, was Feld und Flur uns pflegen aufzutischen!

Drum macht mein Ofen spät und früh mir leicht so viele Freuden, als jener zu Clausthal, wo sie das Gold von Schlacken scheiden.

Mein Ofen, stets in reger Gluth, erhält so manches Leben und wird auch mir, was nöthig thut zur vierten Bitte, geben!

Denn klein ist diese Bitte, klein; Zufriedenheit braucht wenig und ist — wie sollte sie's nicht sein? vergnügter als der König!

Viel geben können große Herrn; ich, was ich übrig habe! Doch geb' ich oft, und gebe gern, drum segnet Gott die Gabe!

Gottlob daß ich ein Bäcker bin! ich mein', ich bin's mit Ehren! und daß ich habe frohen Sinn, das soll mir Keiner wehren.

Kl. Schmidt.

46. Für Fischer.

Das Fischergewerbe giebt rüstigen Muth! wir haben zum Erbe die Güter der Fluth. Wir graben nicht Schätze, wir pflügen kein Feld, wir ernten im Netze, wir angeln uns Geld.

Wir heben die Reusen den Schilfbach entlang und ruh'n bei den Schleusen, zu sondern den Fang. Goldweiden beschatten das moosige Dach; wir schlummern auf Matten im kühlen Gemach.

Mit rothen Korallen prangt Spiegel und Wand, den Estrich der Hallen deckt silberner Sand. Das Gärtchen daneben grünt, ländlich umzäunt von kreuzenden Stäben, mit Baste vereint.

Im Antlitz der Buben lacht muthiger Sinn, sie meiden die Stuben bei Tagesbeginn; sie tauchen und schwimmen im eisigen See, und barfuß erklimmen sie Klippen und Schnee.

Die Töchter ergötzen sich Abends bei Licht, wenn Alles an Netzen und Maschenwerk flicht; oft wird mit Gelächter durchmustert das Dorf, die Mutter, als Wächter, schürt nickend den Torf.

Oft rudern wir ferne im wiegenden Kahn, dann blinken die Sterne so freundlich uns an; der Mond auf den Höhen, der Mond auf dem Bach, so schnell wir entflöhen, sie gleiten uns nach.

Wir trotzen dem Wetter, das finster uns droht, wenn schöpfende Bretter kaum hemmen den Tod. Wir trotzen auch Wogen auf krachendem Schiff, in Tiefen gezogen, geschleudert an's Riff.

Der Herr, der in Stürmen der Mitternacht blitzt, vermag uns zu schirmen und kennt, was uns nützt. Gleich unter dem Flügel des Ewigen ruht der Rasengruft Hügel, das Grab in der Fluth.

v. Salis.

47. Für Schneider.

Erkennt ja meines Standes Ehr'! Wie ständ's um euch, wenn ich nicht wär'? Ihr ginget, wie zu Kains Zeiten, im Schafpelz und in Bärenhäuten; kein Winterrock, kein Sommerkleid bedeckte euch mit Ehrbarkeit.

Gesteht's, daß meine Kunst euch nützt, die euren Leib vor Kälte schützt! Wie sich's geziemt, nach Stand und Würden, kleid' ich den König und den Hirten; auch Priester-Kragen und -Gewand ersinnt mein Kopf, schafft meine Hand.

Ist's traun nicht manches Kriegers Kleid, was ihm das Helden-Ansehn leiht? Schon unsre weisen Alten sprachen mit Recht, daß Kleider Leute machen. Und so ist's in der besten Welt bis auf den heut'gen Tag bestellt.

Ja, manchen Lehrling und Gesell' schaff' ich als Herrn Baron zur Stell'; die ärmste Dienstmagd kann ich kleiden, vom Fräulein nicht zu unterscheiden. Man feiert auf der Welt nicht Feste, ich schmückte denn zuvor die Gäste.

Die Häßlichen verschönt mein Fleiß; ja, ich verjünge noch den Greis. So kann ich allen Menschen nützen und froh auf meiner Werkstatt sitzen, bis mir der Lebensfaden reißt, und Meister Tod mich feiern heißt.

Werner.

48. Für Schuhmacher.

Im ganzen deutschen Reiche ist unser Amt bekannt. Wer Schuhe macht, der weiche nicht aus dem Vaterland! Denn hier ist gutes Leder und Leisten g'nug dazu, auch spinnen unsre Räder den besten Draht im Nu.

Dort, jenseits unserm Rheine, trägt man den Absatz roth *)! wie närrisch! Und im Weine holt mancher sich den Tod, wenn wir nach Ungarn wandern, das kurze Stiefeln hat. Drum laßt die Länder Andern und folget meinem Rath!

Hier ist gar hoch geehret der edle Schusterstand, der einen Dichter, höret! Hans Sachsen, wohl bekannt, in seiner Mitte zählet. Drum kommt kein Stand uns gleich, wen ihr auch sonst erwählet, im ganzen deutschen Reich.

Doch laßt uns heute singen, mit frohem Scherz und Lust, von andern guten Dingen! Es öffne sich die Brust der Fröhlichkeit! Wir haben das Sitzen einmal satt; es soll ein Trunk uns laben: hoch lebe unsre Stadt!

Es leben unsre Alten! Wer Schuh und Stiefeln macht, fein, stark und ohne Falten, dem sei ein Hoch gebracht! Der brave Gerber lebe, den seine Waare preist! Von unsern Kunden lebe, wer viele Schuh zerreist!

Ein jeder Fuß soll leben, der Maß sich nehmen läßt. Den Tag woll'n wir erheben, der Tag sei uns ein Fest, wo alles Barfußgehen für immer Abschied nimmt, und jedem Fuß und Zehen sein Schuhwerk ist bestimmt.

49. Für Tischler.

Mein Handwerk geht durch alle Welt und bringt mir manchen Thaler Geld; deß bin ich hochvergnügt. Den Tischler braucht ein jeder Stand, schon wird das Kind durch meine Hand in sanften Schlaf gewiegt.

---

*) War sonst in Frankreich Sitte.

Das Bette für die Ruh der Nacht wird auch durch meinen Fleiß gemacht und künstlich angemalt. Ein Geizhals sei auch noch so karg, er braucht zuletzt doch einen Sarg, und der wird gut bezahlt.

Drum hab' ich immer frohen Muth und mache meine Arbeit gut, Komode, Tisch und Schrank. Und wer bei mir recht viel bestellt und zahlt mir immer baares Geld, dem sag' ich großen Dank.

50. Für Schlosser.

Kommt her! seht, was der Schlosser kann! wer's kann der mach' es besser! Den Schlössern paß' ich Schlüssel an, zu Schlüsseln mach' ich Schlösser. Ich mache sie für billig Geld, französisch, deutsch, wie man's bestellt, stark, sauber, blank und eben.

Auch kann ich, nach beliebter Wahl, viel andre schöne Sachen von Blech, von Eisen und von Stahl, mit buntem Laubwerk machen. Und wäre Jemand auch so kühn, in Zweifel meine Kunst zu zieh'n, der merke, was hier folget.

„Es war zu Wien ein eisern Thor, (wie man es mir erzählte,) da hing ein großes Schloß davor, wozu der Schlüssel fehlte, das, wie man sagt, in einer Nacht ein Schlosser-Bursche hat gemacht, mit Hülf' und Rath des Bösen.

„Nun wollte Kaiser Leopold den Schlüssel dazu haben, versprach daher viel Gut und Gold und kaiserliche Gaben, auch Würd' und Titel hinterher dem Meister, der so künstlich wär' und ihm den Schlüssel machte.

„Stracks war ein Jeder drauf bedacht, das Geld und Gut zu kriegen, macht' an dem Schlüssel Tag und Nacht, ließ Alles stehn und liegen. Allein der Böse war nicht dumm, dreht fix den Bart im Feuer um, und husch! war er verbogen.

„Die Meister wurden's endlich satt, weil er sie so bethörte, bis ein Gesell aus Halberstadt von selbst den Bart verkehrte. Da war der böse Feind so dumm und dreht im Feuer ihn herum, husch! saß der Bart gerade.

„Nun ging man gleich den andern Tag, dem Kaiser ihn zu zeigen, und alle Schlosser folgten nach mit Pauken und mit Geigen; sein bestes Kleid zog Jeder an, und der Gesell' ging selbst voran und trug den großen Schlüssel."

Also will uns nun dies Gerücht die Chronika verzeichnen. Es mag nun wahr sein oder nicht, so steht doch nicht zu leugnen: Ein wackrer Schlosser ist ein Mann, der unter allen Künstlern kann mit Recht sich sehen lassen.

Eichholz.

51. Für Schornsteinfeger.

Pechkohlenrabenschwarz bin ich! doch könnt' ich weiß sein, wenn ich wollte; denn ich bin nicht so fürchterlich, als mancher Mensch wohl denken sollte. Stell' ich gleich einen Teufel für, hält's mancher Engel doch mit mir.

Ich habe so ein rothes Herz, wie ihr, ihr guten weißen Leute, empfinde Liebe, Lust und Schmerz und steh' nicht auf des Schwarzen Seite; wenn auch ein Kind vor mir erschrickt, wenn es den schwarzen Mann erblickt.

Drum, Leute, haltet immerhin den schwarzen Bomann hübsch in Ehren! ich will euch zeigen wer ich bin: Wenn keine Schornsteinfeger wären, so würdet ihr mit Feuersnoth in euren Häusern stets bedroht.

Durch Kleinschmied, Tischler, Zimmermann, seid ihr für Dieberei geschützet; der Ziegeldecker legt's drauf an, daß ihr im Regen trocken sitzet; der Priester macht euch sündenfrei, der Arzt steht euch in Krankheit bei.

Für Ratten= und für Mäusebrut versichert euch der Kammer=Jäger, allein für Brand und Feuersgluth bewahret euch der Schornsteinfeger, und so nehm' ich an eurem Heil gewiß vor allen Andern Theil.

Ist euch denn nun an Sicherheit für euch und eure Stadt gelegen, so lasset ja zur rechten Zeit Kamin und Feuermauern fegen, denn Mancher wird durch Unbedacht um all' sein Hab' und Gut gebracht.

Wo ich zu schwer und dicke bin, die Nebenzüge selbst zu kehren, da schick' ich meinen Jungen hin; der drängt sich durch die engsten Röhren, und ist der Junge gleich noch klein, so fegt er doch, auf Glauben, rein.

Frisch, Junge! kratze, daß es pufft, und bist du glücklich durchgedrungen, so schöpfe oben frische Luft und freue dich, daß dir's gelungen und schwing' den Besen, schreie laut, bis Jedermann dich hört und schaut!

Ihr Leute! wolltet ihr auch gleich die Feuermauern selber kratzen, alsdann besudeltet ihr euch, bekämet hübsche schwarze Tatzen und hättet doch nichts ausgericht't; denn ihr versteht das Handwerk nicht.

Wenn aber auch, da Gott für sei, ein ohnverseh'ner Brand entstände, da eil' ich sporenstreichs herbei und rette herzhaft und geschwinde und zeige mitten in der Gluth des Schornsteinfegers Heldenmuth.

Drum, wer es gut und redlich meint (soll sonst die Polizei bestehen), der sei des Schornsteinfegers Freund und trinke auf sein Wohlergehen ein Glas, in Zucht und Ehrbarkeit, vom Safte, der das Herz erfreut.

52. Für Töpfer.

Forscht nach, wer war der erste Töpfer? Der große Gott, des Weltalls Schöpfer. Die Bibel lehrt: aus rothem Thon schuf er den ersten Menschensohn. Drum segn' ich mich beim Töpferloos und denk' mich durch das Fürbild groß, das er mir gab; in meinem Fach ahm' ich dem höchsten Meister nach.

An ihn denk' ich bei meiner Scheibe. So leicht ich sie im Kreise treibe, so leicht dreht er den Erdenball und ferne Welten ohne Zahl. Ich fühl' die Schwäche die mich drückt, da mir so mancher Topf mißglückt. Nur Gott ist groß, daß ihm kein Plan, kein Werk, kein Zweck mißlingen kann.

Vielfältigkeit in den Geschöpfen stell' ich mir vor bei meinen Töpfen. Ich mach' sie ungleich an Gestalt, wie man sie braucht, und an Gehalt. Geht in die Küche, seht die Welt, die ich in Fächern aufgestellt. Lobt den Geschmack! nur poltert nicht, denn meine Welt von Thon zerbricht.

Die Haushaltung bedarf viel Gaben, muß Schüsseln, Teller, Töpfe haben. Zum Essen wie zum Kochen braucht ihr mein Geschirr, zum Milchtopf taugt am besten es; ohn' mein Geräth äßt ihr die Suppe gar vom Brett; vor Kälte euch mein Ofen schützt: seht, wie viel euch der Töpfer nützt!

Und dann die Sprüch' an Napf und Schalen könnt ihr mit Gelde nicht bezahlen: „zwei Rosen blüh'n auf Einem Stiel: fahr' nicht zuerst, iß nicht zu viel! Wenn noch dein Magen gut verdaut, iß Schweinefleisch und Sauerkraut! Freund: was du hast tisch auf dem Gast; der mehr begehrt ist Brot nicht werth!"

Werner.

53. Für Böttcher.

Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß, vom Binden wohl wird die Stirne mir naß; doch hurtig und munter die Reife herum, und dann mit dem Hammer gewandelt rund um, rund um, rund um.

Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß so fröhlich und flink, als wär' es nur Spaß; und mach' ich dabei den Rücken auch krumm, so ist es doch lustig, zu wandeln rund um, rund um, rund um.

Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß, und würd' ich ein Prinz, was hülfe mir das? Ich wäre nicht besser, nicht froher darum und wär' auch nicht fleißig und ginge rund um, rund um, rund um.

Drum bleib' ich Böttcher und binde das Faß und schaffe für Weib und Kinderchen was; die schmausen dann Abends und freuen sich drum, daß fleißig um's Faß ging der Vater rund um, rund um, rund um.

F. W. A. Schmidt.

54. Für Drechsler.

Dies ist kurz, und das ist lang, das ist eine Drechselbank; drum so will ich drechseln, will mein Handwerk, meinen Stand, auch mit keinem Ordensband eines Fürsten wechseln.

Könige schaff' ich sogar, seht dort einen offenbar in dem Kegelspiele; und auch hier, von feinerm Bau, steht Herr Schach mit seiner Frau und der Knappen viele.

Nicht von Gold und Edelstein, von Perlmutter, Elfenbein, nicht einmal von Knochen; blos von Holz, doch jedes Paar ohne Tadel, auf ein Haar, Läufer, Springer, Rochen.

Mädchen! wenn ihr artig seid, will ich euch zur Dankbarkeit auch ein Spinnrad machen, sauber, leicht und zirkelrund, allerliebst und kunterbunt; sollt vor Freude lachen!

Eichholz.

B. Uebungssätze für den deutschen Sprach-Unterricht.

---

1. Nach den Redetheilen geordnet.

a) Von der Bildung und Ableitung der Wörter.

Holz, hölzern, holzig, holzicht, holzen, Gehölz, Holzstoß, Bauholz. — Mann, männlich, bemannen, Mannschaft, Kaufmann. — Maß, mäßig, Mäßigkeit, Maßstab. — Luft, luftig, lüften, Luftball, Herbstluft. — Glück, glücklich, glücken, Unglück, Glückseligkeit. — Klage, klagbar, Anklage, kläglich, beklagen. — Herz, herzlich, beherzt, herzhaft, hartherzig, Herzgrube, Menschenherz. — Haus, häuslich, Gehäuse, Hausvater, Schulhaus, Behausung. — Sauber, säuberlich, säubern. — Arm, ärmlich, Armuth, verarmen. — Krumm, krümmen, gekrümmt, Krümmung. — Roth, röthlich, geröthet, Röthe.

Be=such, Ge=wölk, Er=fahrung, Ant=wort, Ent=wurf. — Knab=e, Läng=e, Bild=chen, Kind=chen, Kind=lein, Büchlein, Flücht=ling, Lieb=ling, Bäur=inn, Löw=inn, Schmeichelei, Buchdrucker=ei, Bild=ung, Wald=ung, Heiter=keit, Fruchtbar=keit, Bescheiden=heit, Klug=heit, Hinder=niß, Finster=niß, Gesell=schaft, Freund=schaft, Irr=thum, Fürsten=thum.

be=quem, be=fahren, ge=recht, ge=treu, frucht=bar, furchtbar, lein=en, gold=en, tugend=haft, bos=haft, holz=icht, thör=icht, güt=ig, berg=ig, kind=isch, engl=isch, kind=lich,

mensch = lich, arbeit = sam, spar = sam, arm = selig, feind = selig, lieb = end, lob = end.

Be = bauen, be = kleiden, ge = rathen, ge = fallen, emp = fangen, emp = fehlen, ent = zweien, ent = stehen, er = heben, er = wachen, miß = fallen, miß = brauchen, ver = derben, ver = brennen, zer = brechen, zer = stören. Fallen, fällen; schwillen, schwellen; schmelzen (er schmilzt, er schmelzt); sitzen, setzen; liegen, legen; ersaufen, ersäufen; saugen, säugen; springen, sprengen; schwimmen, schwemmen.

b) Von den Hauptwörtern und dem Artikel (Aussagewort, Dingwort, Substantivum — Geschlechtswort).

Der Knabe schreibt. Die Kuh brüllt. Das Pferd läuft. — Die Lämmer = er springen, die Weib = er spinnen, die Hähn = e schreien, die Knabe = n schreiben, die Schwester = n stricken, die Bauer = n pflügen, die Väter lieben, die Vögel singen, die Mädchen lachen. — Des Vaters Haus, der Menschen Geschlecht, des Vogels Federn, der Frauen Kleid, des Kindes Spiel. — Ich sage es dem Lehrer. Du giebst es dem Mädchen. Bleibe bei dem Kinde. Den Kindern gefällt dies. Schreibe es den Brüdern. Er klagte es den Richtern. Ich schlage den Ball. Ich liebe die Mutter. Er fragte das Kind. Wir fanden die Groschen. Er brachte die Kirschen. Der Lehrer liebt die Kinder. Ein Kind fiel in ein Wasser; das sah eine Frau, noch dazu eine Nachbarin der Mutter des Kindes, und doch zog sie das Kind nicht heraus; ein Pudel aber sprang hinzu und zog das Kind bei den Haaren heraus. Ist es nicht schrecklich, daß hier ein Vieh mehr Gefühl, als ein Mensch hatte? Kaiser Karl lebte gern in Aachen. Noth bricht Eisen. Ein Christ muß Glauben halten und Liebe üben.

Der Band des Buches, und das Band am Kleide. Der Bauer in der Mark, und das Bauer des Vogels. Der Chor wurde kräftig gesungen, und das Chor in der Kirche war voll. Der Erbe des Reichen nahm das Erbe seiner Schwester mit. Der Heide opferte seinen Göttern. Die Heide ist öde. Sei auf der Hut, daß du deinen Hut nicht verlierst. Der Kunde des Kaufmanns brachte ihm die Kunde, daß ein Schild mit seinem Namen gefunden worden sei. Der Schild der Ritter war groß und schwer. Die See steht durch einen Kanal mit dem See in Verbindung. Der Thor hatte das Thor nicht zugemacht.

c) Von den Fürwörtern (Pronomen).

Ein Knabe sprach zu seinem Bruder: hast du mein Messer in deiner Tasche, und hast du unsern Ball nicht gesehen? Jenes, antwortete der Bruder, hast du ja verloren, und diesen,

welchen du über das Dach geworfen hast, habe ich wiedergeholt. Wer soll ihn dahin geworfen haben und über welches Dach? fragte der Erste. Derselbe, der da fragt, erwiederte der Andre; und so geriethen sie mit einander in heftigen Streit. Solche Gespräche mögen wohl oft zwischen gewissen Kindern vorkommen; man kann sich's lebhaft denken.

d) Von den Eigenschafts- und Beschaffenheitswörtern (Beiwörtern, Adjectivum).

Meine vielen Bücher kosten mir viel Geld. Viele deiner Pferde sind viel schlechter als die meinigen. Ein flinkes, reinliches, ordentliches, treues und ehrliches Dienstmädchen ist eine große Wohlthat für eine gute Haushaltung. Ernestine ist flink und ordentlich. Wilhelmine wird mir als reinlich und fleißig gelobt. Karoline habe ich immer treu und ehrlich befunden. Aber doch gefällt mir Karoline besser als Wilhelmine, denn sie ist anständiger und bescheidener. Ernestine aber gefällt mir am besten, denn sie ist die munterste und freundlichste.

Im Frühling gewähren die bunten Blumen der frischen Wiesen einen prachtvollen Anblick. Und wie sehr entzückt nicht das liebliche, fröhliche Zwitschern der muntern Vöglein auf den grünen Zweigen! Blühende Bäume und frisches Grün erquicken überall das Auge. Keimender Pflanzen und sprossender Triebe zartes Grün bricht überall hervor. Aus weichem Grase und feuchtem Moose sprossen überall unzählige, ungeahnte Blühten auf, und der wonnerfüllte Mensch fühlt sich wie neugeboren.

Ein ganzes, schwarzes Brot ist etwas Anderes, als ein ganz schwarzes Brot. Ein wild tanzendes Mädchen und ein wildes, tanzendes Mädchen ist noch nicht dasselbe. Ein brennend rothes Tuch braucht noch nicht ein brennendes rothes Tuch zu sein. Ein scharfes Federmesser; ein neues Bierglas; ein geschickter Strumpf-Fabrikant; ein fetter Kalbsbraten, ist richtig gesprochen. Widersinnig und lächerlich aber ist es zu sagen: ein seidner Strumpf-Fabrikant; ein blasender Instrumentenmacher; ein toller Hundsbiß; ein wilder Schweinsbraten.

Sei deines Versprechens eingedenk; er ist des Diebstahls verdächtig. Der Lehrer ist des Ermahnens satt. Einem Willigen wird Alles leicht. Diese Begebenheit ist mir nicht erinnerlich. Diese Strafe wird dir sehr heilsam sein. Du bist einen Kopf größer als dein Bruder. Der Bote ging eine Meile weit. Das Brot ist zwei Groschen werth.

e) Von den Zeitwörtern oder den aussagenden Wörtern (Verbum).

Ich gehe jetzt zu Bette. Ich bin nun zu Bett gegangen; was thust du? — Ich werde auch zu Bett gehen. — Wenn du wirst zu Bett gegangen sein, so vergiß nicht die Thür zu verschließen. Und jener verschloß sie, und als er sie verschlossen hatte, schob er auch noch den Riegel vor. — Ich würde nun zu Bett gehen, wenn du nicht vergessen hättest, die Uhr aufzuziehen. — Du würdest sie auch schwerlich aufgezogen haben, wenn du so fröreſt, wie ich. Gehst du nun zu Bett? — Schweig nur und schlaf — du sollst mich morgen früh wecken. — Mögest du wohl ruhen! Wir wollen uns nun Gottes Schutz empfehlen. Ihr aber, böse Träume, bleibet fern. Und sie schliefen ein.

Wenn du schlägst, so wirst du auch geschlagen. Wer das Schwerdt nimmt, der wird durch's Schwerdt umgebracht werden. Ich liebe und werde auch geliebt. Ich kaufe das Buch, denn ich liebe den Gegenstand, welchen es beschrieben hat. Ich freue mich und schäme mich zugleich. Ich gräme mich über ihn und sehne mich doch nach ihm. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es, o Gott. Ich gehe oder liege, so bist du um mich. — Heut hat es schon geregnet und geblitzt, geschneit und gehagelt. Weinend ging das Kind zur Mutter und zeigte ihr die geschlagene Hand. Der Lehrer lobte ihn; auch du hast ihn gelobt, und ich lobe ihn auch. Du sagtest: ich gehe! da ging er auch, und da bin ich denn auch gegangen. Es ist etwas Anderes, ob du dies thun kannst, oder es thun darfst. Ich bin zweifelhaft, ob ich dies selbst thun muß, oder ob ich es nur thun zu lassen brauche. Gott sagt: du sollst, die Obrigkeit aber: du mußt. Es ist merkwürdig: ich muß essen, und doch kann Niemand zu mir sagen: du sollst essen. Dagegen kann ich wieder zu dir sagen: du sollst Gott lieben, aber getraue mich nicht zu sagen: du mußt ihn lieben. Ich habe es nicht thun können. Du wirst ihn loben müssen. Er wird sie sehen wollen. Ich mag nicht Karten spielen. — Welch ein Unterschied ist zwischen: durch f a h r e n und d u r c h fahren; durch b r e c h e n und d u r c h brechen; hinter b r i n g e n und h i n t e r bringen; über g e h e n und ü b e r gehen; über s e t z e n und ü b e r setzen? Achtet auf den Unterschied von folgenden Sprechformen: er unterbrach mich; er durchbrach das Gesträuch; sie übersetzt das Buch — und: er hob mich auf; er brach den Stab durch; er setzte den Herrn über. — Sagst du: ich werde gelobt, gefragt, getragen u. s. w., so sprich auch: ich lobe dich, er fragt mich, sie trug ihn. Sagst du aber: mir wird gesagt, mir wird gehorcht, gedankt, geflucht u. s. w., so sprich auch: ich sage dir, ich gehorche dem Könige, sie dankte ihm, er fluchte mir.

f) Von den Zahlwörtern (Numerale).

Es hat eben Eins geschlagen. Eins ist Noth. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe. Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede. Aus zweier oder dreier Zeugen Munde kommt die Wahrheit. Innerhalb zweier Tage habe ich zehn Briefe geschrieben. Mittelst dieser Briefe verschaffte ich mir dreißig Thaler. Im deutschen Freiheitskriege sind viele Tausende unserer Brüder gefallen. Friedrich Wilhelm der Dritte wurde von seinem Volke wie ein Vater geliebt. Friedrich dem Zweiten verdanken wir die Provinz Schlesien. Den siebenten Tag sollst du heiligen. Der Flüchtige und Leichtsinnige fängt Zwanzigerlei an. Der Unaufmerksame muß vielmal erinnert werden. Wer Gutes säet und auf guten Acker, wird tausendfältig erndten. Wir fehlen Alle mannichfaltig. Er hat mir viel Liebe erwiesen. Herr, du weißt alle Dinge, du weißt auch, daß ich dich lieb habe.

g) Von den Umstandswörtern (Adverbium).

Morgen, nur nicht heute! sprechen gern die trägen Leute. Welch ein Unterschied zwischen jetzt und sonst! — Vorwärts ist ein schönes Ziel für alle Bestrebungen, aufwärts ist noch besser. Flüchtige, müßige Leute sieht man überall und nirgends. — Wie oft spricht Gott zu uns; wie selten hören wir auf ihn. — Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib machte und mengete ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar sauer ward. Je höher die Noth steigt, desto näher ist auch die Hülfe. — Ihr seid in euren Reden allzu hitzig, darum könnt ihr eure Gegner nicht überzeugen. Fast hättet ihr sie beleidigt, aber ihr merktet es kaum; so geht es, wenn man von einer Sache sich ganz und gar hinreißen läßt. — Des Herren Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß. Du hast vermuthlich nicht bedacht, daß dir der Branntwein schon nothwendig geworden ist, und daß du daher unfehlbar ein Säufer werden wirst.

h) Von den Verhältnißwörtern (Praeposition).

Während des ganzen Winters habe ich dich unterrichten lassen, aber statt des Fleißes zeigtest du Trägheit, daher bist du denn, trotz der auf deine Ausbildung verwendeten Mittel, so zurückgeblieben. Kraft ihres Amtes nimmt die Obrigkeit dem Ruhestörer und Verbrecher die Freiheit. — Als ich aus meinem Hause trat, kam mir ein Bettler entgegen. Trotzig stellte er sich mir, mit fast drohender Gebehrde, gegenüber, und forderte von

mir ein Almosen. Ich hatte nichts bei mir, und nahm ihn daher mit nach der Küche. Nachdem ich ihm eine Tasse Kaffee nebst einem Butterbrot gegeben hatte, stellte ich ihm sein ungebührliches Betragen vor. Da brach er in Thränen aus. Schon seit mehreren Tagen, sagte er, hätte er nichts gegessen; dies möge ihn bei mir entschuldigen. — Durch die Speise leben wir; wir könnten ohne dieselbe nicht leben; aber wir leben nicht für die Speise. — Wenn du in die Kirche gehst, so sollst du, wie die Schrift sagt, kommen, um zu hören. Darum mußt du in der Kirche andächtig und aufmerksam sein. Wenn du dich neben deinen Freund gesetzt hast, wirst du auch neben mir sitzen. Sie setzte sich zwischen mich und meinen Bruder; zwischen mir und meiner andern Nachbarin aber blieb ein Zwischenraum. Er stellte sich so vor mich hin, daß ich vor mir nichts sehen konnte.

i) Von den Bindewörtern (Conjunction).

Die Freude und der Schmerz sind vergänglich. Sowohl die Schwalben, als auch die Störche und die wilden Enten und Gänse sind Zugvögel. Theils Laubhölzer, theils Nadelhölzer befinden sich in unsern Wäldern. — Unter den Thieren steht der Elephant an Gelehrigkeit obenan; dann dürfte wohl der Hund kommen, und endlich das Pferd. — Die Bibel ist das nützlichste Buch; sie nützt nämlich für dieses, wie für jenes Leben, wie sie denn darum das Buch des Lebens heißt. Oder wüßtest du ein noch nützlicheres Buch? — Gott bietet uns Vergebung unserer Sünden an, aber nur, wenn wir sie bereuen. Du wirst eines gewaltsamen Todes sterben, falls du den Jähzorn nicht läßt. — Die Erde muß rund sein, denn wir sehen so ihren Schatten in dem Monde bei Mondfinsternissen. Der Reichthum ist allerdings wünschenswerth, weil wir uns und Andern dadurch die edelsten Genüsse bereiten können. Gott ist die Liebe; daher muß Alles, was von ihm kommt, uns zum Besten dienen. Man hört nicht eher auf zu wünschen, als bis man aufhört zu leben. Ich weiß, daß ich ein Mensch bin, und wie ich mich von andern Geschöpfen unterscheide; ich glaube, daß ein Gott ist und mein Leben regiert, und daß ich berufen bin, nach seinem Willen zu leben. Du hast zwei Ohren und einen Mund, damit du mehr hörest, als redest. Die Liebe giebt sich reich, der Geiz aber nimmt sich arm.

k) Von den Empfindungswörtern (Interjection).

Ha, was muß ich sehen! O weh, daß wir so gesündigt haben! Ach, wie viel gehört doch zum Leben, und o, wie schwer ist das Sterben! Pfui, des schmutzigen Geizes! He! habt ihr mich verstanden? —

2. Nach den Satzarten geordnet.

a) Gott segnet. Wasser erfrischt. Kinder spielen. (Gott ist segnend u. s. w.) Der König regiert, die Obrigkeit verwaltet. Der Schlaf erquickt (der Schlaf ist erquickend u. s. w.). Der Wolf ist ein Raubthier. Ich bin ein Mensch. Das Spiel ist eine Leidenschaft. Der Zufriedene ist fröhlich. Die Eitelkeit ist unerträglich. — Der allmächtige Gott schafft; der schwache Mensch bildet. Ein frischer Trunk labt. Die reife Frucht ist gesund. — Die Kuh ist das nützlichste Hausthier. Das Eisen ist das wichtigste Metall. Das Brot ist ein unentbehrliches Nahrungsmittel. Die reife Frucht fällt bald vom Baume. — Auch der elendeste Mensch liebt sein trauriges Leben. Ein gesunder Mensch schläft einen sanften Schlaf. Ein ruhiges Gewissen ist ein gutes Schlummerkissen. Die Schlacht bei Leipzig entschied zweimal über das Schicksal unseres Vaterlandes. Nichts war schrecklicher, als der Fall Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege. Der Rückzug der Franzosen aus Rußland im Jahre 1812 ist wohl die schrecklichste Begebenheit dieses Jahrhunderts.

b) Friedrich der Große starb 1786. Die Sünde ist der Leute Verderben. Im Jahre 975 vor Christus wurde das jüdische Reich getheilt. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. — Gieb mir, o Gott, ein weises Herz! Möchtest du doch in deinen Ansichten fest werden! Geh von mir! Du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist. — Wie hat der Herr die Leute so lieb! Was giebt es Schöneres als zu lieben und geliebt zu werden! Wie groß ist des Allmächtigen Güte! — Welches ist das vornehmste Gebot? Wie viel Jahre zählst du? Hast du heut schon gebetet? — Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Willst du die Andern verstehn, blick in dein eigenes Herz. — Würdest du wohl deinen Kindern einen Stein geben, wenn sie dich um Brot bäten? Sollte wohl Gott gesagt haben: ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten? Ich denke nicht, daß der jetzige Zustand noch lange dauern wird. — Ich folge den bösen Buben nicht, die mich locken. Weißt du nicht, daß unnöthige Arbeit am Sonntag verboten ist?

c) Der Mohr, welcher von Natur schwarz ist, kann nicht weiß gewaschen werden. Das Bewußtsein von der Liebe Gottes, welches uns durch Christus zu Theil geworden, ist das Schönste, was wir haben. Es ist zu beklagen, daß viele Handwerker ihre Gesellen und Lehrburschen auch des Sonntags arbeiten lassen, damit sie ihnen nur recht viel verdienen. Die Erde muß eine Kugelgestalt haben, weil sie sich sehr schnell um sich selbst dreht; denn wenn du einen Körper sehr schnell umschwingst, so erscheint er dir nicht nur rund, sondern er wird auch, je länger du diese Bewegung fortsetzest, desto mehr rund werden. — Es ist nicht

leicht, ein Christ zu sein. Höre endlich einmal auf zu klagen. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Quäle die Thiere nicht; sie freuen sich wie du des Lebens. Ich mag nicht still sitzen, ich werde danach krank. Mancher Arme ist reich, mancher Reiche ist arm.

d) Fürchte nicht den Tod, welcher dich von allem Uebel befreit. Der Mensch, der so leicht irren kann, sollte vorsichtig im Urtheilen sein. Der Hund, ein treuer Begleiter des Menschen, lebt fast in allen Gegenden der Erde. Weder Leben noch Tod, weder Fürstenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andre Creatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes. Erhebe dich nach vollendeter Arbeit in der Natur, der Quelle reinster Freuden. Das Glück meiner Seele, meines edelsten Besitzthums, soll mir stets theuer sein. Ehre Vater und Mutter, die treusten, dir von Gott gesendeten Führer auf deinem Lebenswege. Der Redner verließ, von dem Beifall der Zuhörer begleitet und freudestrahlenden Antlitzes, den Saal. Nachdem der glänzende Sieg bei Leipzig erfochten war, flohen die Franzosen, nicht mehr im Stande, sich in Deutschland zu halten, über den Rhein zurück. Das Gewissen, welches vor der Sünde warnt und nach derselben straft, hat uns der heilige Gott selbst, der alles Böse verabscheut, als Schutzwehr gegen dasselbe gegeben.

C. Zur Religion.

Morgengebete.

1.

Gelobet seist du, Gott der Macht, gelobt sei deine Treue, daß ich nach einer sanften Nacht mich dieses Tags erfreue. Laß deinen Segen auf mir ruh'n, mich deine Wege wallen, und lehre du mich selber thun nach deinem Wohlgefallen.

2.

Zu dir heb' ich meine Hände, Herr ohn' Anfang und ohn' Ende, Sieh' dein Kind in Gnaden an! Laß mich deinem Throne nah'n!

Dank dir, Vater! deine Treue ruft in's Leben mich auf's Neue; du hast in der stillen Nacht liebend für dein Kind gewacht.

Blicke gnädig jetzt hernieder! leite mich auch heute wieder, und verzeih' mir meine Schuld! Herr, voll Liebe, Gnad' und Huld.

Alles Böse von mir wende bis zu meines Daseins Ende; dann nimm nach vollbrachtem Lauf mich in deinen Himmel auf.

Beumer.

3.

Ich danke dir, Herr! für das Leben, das du mir gegeben und immerfort erhalten hast. Du hast über mir gewacht, während ich schlief, und hast mir vergönnt, das Licht eines neuen Tages zu schauen. Ach! verzeih' mir, was ich Uebles in der vergangenen Zeit gedacht, gesprochen und gethan habe, und bewahre mich für die Zukunft, dir zu mißfallen. Thue wohl, o Herr, meinen Eltern und Geschwistern, meinen Verwandten und Freunden. Lehre mich dich lieben, lehre mich beten, lehre mich deinen Willen thun und gieb, daß ich, indem ich immer älter werde, auch immer weiser und besser werden möge. Einst aber mache mich geschickt für den Himmel, für den Ort, wo du bist. Amen.

Missionar Williams im 12ten Jahr.

4. Morgenlied.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus! es giebt hier was zu sehen; und ruft den Vater auch heraus; die Sonne will aufgehen. Wie ist sie doch in ihrem Lauf so unverzagt und munter! Geht alle Morgen richtig auf und alle Abend unter. Geht immer und scheint weit und breit in Schweden und in Schwaben, dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit, wie wir es nöthig haben. Von ungefähr kann das nicht sein, das könnt ihr euch wohl denken! Der Wagen da geht nicht allein, ihr müfst ihn ziehn und lenken. So hat die Sonne nicht Verstand, weifs nicht, was sich gebühret; drum mufs Wer sein, der an der Hand als wie ein Lamm sie führet. Und der hat Gutes nur im Sinn, das kann man bald verstehen; er schüttet seine Wohlthat hin und lässet sich nicht sehen; und hilft und segnet für und für, giebt Jedem seine Freude, giebt uns den Garten vor der Thür und uns'rer Kuh die Weide; und hält euch Morgenbrot bereit und läfst euch Blumen pflücken und stehet, wann und wo ihr seid, euch heimlich hinter'm Rücken.

Claudius.

Schulgebete.

5.

Zu dir, lieber Vater im Himmel! blicken wir mit kindlichem Danke hinauf, so oft wir uns hier in der Schule versammeln, denn du bist es, der uns diese Wohlthat zu Theil werden läßt. Du lässest uns hier unterrichten, daß wir immer geschickter und

verständiger, aber auch immer besser und frommer werden. Habe Dank, du gütiger Vater, daß du uns gute Eltern und liebe Lehrer gegeben hast, die Solches in deinem Namen an uns thun. Mache uns immer willig, hier in der Schule unsern Lehrern zu gehorchen, fleißig zu sein und ihre guten Lehren zu Herzen zu nehmen, damit wir mit dem Alter auch zunehmen an Weisheit und Gnade bei dir und den Menschen. Amen!

6.

Nimm jetzt hinweg, o Gott! was uns kann stören,
Was hindern kann dem Einfluß deiner Lehren.
Laß bei den Erdendingen nicht verweilen
Gedanken, die zu dir, gen Himmel, sollen eilen.
Laß Herz und Sinne ganz zu dir sich kehren,
So kann dein Wort im Segen uns belehren.

7.

Jeder Tag, den wir erleben, ist ein Geschenk von dir, Herr im Himmel, und dein Wille ist es, daß wir ihn anwenden sollen, Heilsames zu lernen und Gutes zu thun. Wiederum hast du uns einen Tag geschenkt, und wir haben uns hier wieder sammeln können, um zu hören deinen Willen und zu lernen, wie wir hier glücklich und dort selig werden können. O gieb, daß wir diese Gelegenheit treulich benutzen, damit wir keinen Augenblick unsers kurzen Lebens verlieren, sondern die Zeit weise auskaufen, von der wir einst Rechenschaft ablegen müssen. Dazu gewähre uns deinen Beistand. Amen!

8.

Unter allen Gaben, die wir von deiner Güte empfangen haben, ist keine größer, als daß wir dich, o Vater, erkennen und lieben, daß wir deinen Willen verstehen und ihn thun können. Dazu willst du uns auch hier verhelfen. O laß uns weisen und dankbaren Gebrauch machen von den Gaben, die du uns hier darreichst. Wir wissen es ja, unsere Jugend ist die Zeit der Aussaat, das Alter die Erndte. So laß uns nicht versäumen, in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, die wir hier uns aneignen können, einen guten Samen zu säen, damit wir im Alter reichlich erndten mögen. Vor Allem aber säe du selbst in unsere Herzen den Samen deines Wortes, damit wir im Himmel tausendfältig erndten mögen. Amen!

9.

Dank dir, Herr im Himmel, für den Unterricht, den wir auch jetzt wieder hier in der Schule empfangen haben. Gieb denn,

daß wir treulich bewahren und behalten mögen, was wir gehört und gelernt haben, so werden wir nicht nur immer klüger und geschickter, sondern auch immer besser und dir wohlgefälliger werden. Amen!

Tischgebete.

10.

Herr segne uns nun diese Gaben,
Die wir von deiner Güte haben.

11.

Danket dem Herren, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.

12.

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf ihn trauet.

13.

Wir haben nun wieder empfangen, was uns stärkt und nährt. So wollen wir hingehen, neu gestärkt, und mit neuer Lust thun, was einem Jeden befohlen ist.

14.

Aller Augen warten auf dich, und du giebst ihnen ihre Speise zu rechter Zeit. Du thust deine Hand auf und erfüllst Alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

15.

Du lieber Gott, nun laß dich preisen für Fleisch und Brot, die wir jetzt speisen. Wir können dir ja sonst nichts geben, als nur dich loben und erheben. Wir können dir ja sonst nichts bringen, als unser Herz. Dies laß gelingen.

Abendgebete.

16.

Müde bin ich, geh' zur Ruh', mache beide Augen zu, denn ich weiß, daß in der Nacht über mir der Vater wacht.

Alle Menschen, groß und klein, sollen dir befohlen sein. Allen Sorgen, allem Schmerz öffne du dein Vaterherz.

Hab' ich Uebles heut' gethan, sieh es, lieber Gott, nicht an, denn ich weiß durch Jesum Christ, daß du, Gott, voll Liebe bist.

Wecke neu gestärkt mich auf, zu beginnen meinen Lauf, daß ich an dem neuen Tag dein Gebot vollbringen mag.

17. Gebet eines Kindes am Abend.

Lieber Gott im Himmel du, meine Augen fallen zu. Will mich in mein Bettchen legen, nun gieb du mir deinen Segen.

18.

Wenn die Kinder schlafen ein, wachen auf die Sterne, und es steigen Engelein nieder aus der Ferne. Halten wohl die ganze Nacht bei den frommen Kindern Wacht.

19.

Herr! ich danke dir für deine Güte, die du mir den ganzen Tag hindurch erwiesen, für das Sonnenlicht, für die Speise, die ich genossen, für die Kleidung, die ich getragen und für die Luft, die ich geathmet habe. Vergieb mir, o Herr! alle meine Sünden, meinen Leichtsinn, meine Unachtsamkeit, und daß ich deiner so oft vergesse. Gedenke nicht, o Herr! all' meiner schlechten Worte und Handlungen. Hilf mir, o Herr! daß ich den Unterricht, den ich erhalte, verstehe und zu Herzen nehme, daß ich meine Eltern liebe und ihnen und meinen Lehrern gehorche. Sei mit mir während der Nacht und vergönne mir die Ruhe, die nothwendig ist zu meiner Gesundheit. Höre meine Bitten und sei mir gnädig. Amen!

Missionar Williams im 12ten Jahr.

Allgemeine Gebete.

20.

Das Gute, das wir nicht erbitten, sende,
Kann es, o Gott, gescheh'n!
Und gnädiglich das Böse von uns wende,
Das thöricht wir erfleh'n!

21. Dank.

Zwei Augen hab' ich, klar und hell, die dreh'n sich nach allen Seiten schnell, die sehen alle Blümchen, Baum und Strauch und den hohen blauen Himmel auch; die setzte der liebe Gott mir ein, und was ich kann sehen, ist Alles sein.

Zwei Ohren sind mir gewachsen an, womit ich Alles hören kann, wenn meine liebe Mutter spricht: Kind, folge mir und thu' das nicht! Wenn der Vater ruft: komm her geschwind, ich hab' dich lieb, mein gutes Kind.

Einen Mund, einen Mund hab' ich auch, davon weiß ich gar guten Gebrauch; kann nach so vielen Dingen fragen, kann alle

meine Gedanken sagen, kann lachen und singen, kann beten und loben den lieben Gott im Himmel droben.

Hier eine Hand und da eine Hand, die rechte und die linke sind sie genannt. Fünf Finger an jeder, die greifen und fassen, jetzt will ich sie nur noch spielen lassen; doch wenn ich erst groß bin und was lerne, dann arbeiten sie alle auch gar gerne.

Füße hab' ich, die können stehn, können zu Vater und Mutter gehn; und will es mit dem Laufen und Springen nicht immer so gut, wie ich's möchte, gelingen, thut nichts, wenn sie nur erst größer sind, dann geht es noch einmal so geschwind.

Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust, so klein, und klopft doch so voller Lust und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr; und wißt ihr, wo ich das Herz hab' her? Das hat mir der liebe Gott gegeben, das Herz und die Liebe und auch das Leben.

22. Neujahrsgedanken.

Willkommen, liebes junges Jahr, mit deinen Augen frisch und klar, mit deinem raschen, frohen Schritt! — Sag' an, was bringst du Schönes mit?

Vom Himmel her, da kommt dein Gang, drum ist mir gar nicht vor dir bang; du bist vom lieben Gott bestellt, und bringest frohen Gruſs der Welt.

Und was du trägst in deiner Hand, das ist ein theures Liebespfand; sei's Regen oder Sonnenschein: es wird gewiſs zum Segen sein.

Die Frühlingspracht, die lieb' ich sehr, die Ros' im Sommer noch viel mehr, im Herbst des Pfirsichs weichen Flaum, am höchsten doch den Weihnachtsbaum!

Dies Alles aber bringst du mit und führst es näher, Schritt vor Schritt: wie lieb' ich dich, du junges Jahr, mit deinen Augen frisch und klar!

Ach, lieber Gott, der Zeit und Welt und Jahr und Tag in Händen hält, gieb, daſs ich keinen einz'gen Tag dich wissentlich betrüben mag!

Noch ist das Jahr so neu, so rein, ach, könnt' es so doch immer sein! blieb' ohne Tadel jedes Blatt, daſs es in seinem Buche hat!

O, lieber Gott, ich bitte dich, behüte du mich väterlich! gieb mir Gehorsam, Fleiſs und Zucht, viel edlen Trieb und gute Frucht!

Auch bitt' ich für die Eltern sehr: die schütz' und segne noch viel mehr! sie sind der Stamm, und ich das Reis, das nur gedeiht in ihrem Kreis.

Doch — Herr, mein Gott, was soll ich flehn? dein Auge kann viel weiter seh'n, als eines armen Kindes Blick: du liebst mich ja. und willst mein Glück.

Drum reich' ich freudig dir die Hand: dir ist der rechte Weg bekannt; führ' mich durch Sonnenschein und Nacht! ich weiſs, dein Vaterauge wacht.

Beumer.

23 *). Abraham und Lot. (1. Mos. 13.)

Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen! Daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich. Ps. 133, 1.

Also zog Abraham herauf aus Egypten, mit seinem Weibe, und mit Allem, das er hatte, und Lot auch mit ihm, gegen den Mittag. Abraham aber war sehr reich von Vieh, Silber und Gold. Und er zog immer fort von Mittag bis gen Beth El, an die Stätte, da am ersten seine Hütte war, zwischen Beth El und Ai, eben an den Ort, da er vorhin den Altar gemacht hatte. Und er predigte allda den Namen des Herrn.

Lot aber, der mit Abraham zog, der hatte auch Schafe und Rinder und Hütten. Und das Land mochte es nicht ertragen, daß sie bei einander wohneten; denn ihre Habe war groß, und konnten nicht bei einander wohnen, und war immer Zank zwischen den Hirten über Abrahams Vieh, und zwischen den Hirten über Lots Vieh. So wohneten auch zu der Zeit die Cananiter und Pheresiter im Lande.

Da sprach Abraham zu Lot: Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind Gebrüder. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken. Da hob Lot seine Augen auf, und besahe die ganze Gegend am Jordan. Denn ehe der Herr Sodom und Gomorrha verderbte, war sie wasserreich, bis man gen Zoar kommt, als ein Garten des Herrn, gleichwie Egyptenland. Da erwählete ihm Lot die ganze Gegend am Jordan, und zog gegen Morgen. Also schied sich ein Bruder von dem andern, daß Abraham wohnete im Lande Canaan, und Lot in den Städten derselben Gegend, und setzte seine Hütte gen Sodom. Aber die Leute zu Sodom waren böse, und sündigten sehr wider den Herrn.

Da sich nun Lot von Abraham geschieden hatte, sprach der Herr zu Abraham: Hebe deine Augen auf, und siehe von der Stätte an, da du wohnest, gegen Mitternacht, gegen den Mittag, gegen den Morgen, und gegen den Abend. Denn alles das Land, das du siehest, will ich dir geben und deinem Samen ewiglich. Und ich will deinen Samen machen wie den Staub

---

*) Bei den folgenden Erzählungen aus der heiligen Schrift ist die Interpunktion der Bibel beibehalten.

auf Erden. Kann ein Mensch den Staub auf Erden zählen, der wird auch deinen Samen zählen. Darum, so mache dich auf, und ziehe durch das Land, in die Länge und Breite; denn dir will ich's geben. Also erhob Abraham seine Hütten, kam und wohnete im Hain Mamre, der zu Hebron ist, und bauete daselbst dem Herrn einen Altar.

So alle Menschen dem Abraham nach thäten, könnte es nicht Kriege auf Erden geben, und nicht Streitigkeiten vor dem Richter, und nicht Hader und Unfriede zwischen Nachbarn und in den Häusern. Sollten wir Christenleute nicht mehr noch, denn Abraham, zu Friede und Eintracht geneigt sein?

24. Saul und David in der Höhle. (1. Sam. 24.)

Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich das thun sollte und meine Hand an meinen Herrn legen, den Gesalbten des Herrn; denn er ist der Gesalbte des Herrn. 1. Sam. 24, 7.

Und David zog hinauf von dannen, und blieb in der Burg Engedi. Da nun Saul wiederkam von den Philistern, ward ihm gesagt: Siehe, David ist in der Engedi. Und Saul nahm drei tausend junger Mannschaft aus ganz Israel, und zog hin, David sammt seinen Männern zu suchen, auf den Felsen der Gemsen. Und da er kam zu den Schafhürden am Wege, war daselbst eine Höhle, und Saul ging hinein, seine Füße zu decken (das heißt: zu schlafen). David aber und seine Männer saßen hinten in der Höhle.

Da sprachen die Männer Davids zu ihm: Siehe, das ist der Tag, davon der Herr dir gesagt hat: Siehe, ich will deinen Feind in deine Hände geben, daß du mit ihm thuest, was dir gefällt. Und David stand auf, und schnitt leise einen Zipfel vom Rocke Sauls. Aber darnach schlug ihm sein Herz, daß er den Zipfel Sauls hatte abgeschnitten, und sprach zu seinen Männern: Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich das thun sollte, und meine Hand legen an meinen Herrn, den Gesalbten des Herrn; denn er ist der Gesalbte des Herrn. Und David wies seine Männer von sich mit Worten, und ließ sie nicht wider Saul sich auflehnen.

Da aber Saul sich aufmachte aus der Höhle, und ging auf dem Wege, machte sich darnach David auch auf und ging aus der Höhle, und rief Saul hinten nach und sprach: Mein Herr König! Saul sahe hinter sich. Und David neigte sein Antlitz zur Erde, und betete an, und sprach zu Saul: Warum gehorchest du Menschen Wort, die da sagen: David suchet dein Unglück? Siehe, heutigen Tages sehen deine Augen, daß dich der Herr heute hat in meine Hand gegeben in der Höhle, und es ward gesagt, daß ich dich sollte erwürgen. Aber es ward deiner

verschonet, denn ich sprach: Ich will meine Hand nicht legen an meinen Herrn, denn er ist der Gesalbte des Herrn. Mein Vater, siehe doch den Zipfel von deinem Rock in meiner Hand, daß ich dich nicht erwürgen wollte, da ich den Zipfel von deinem Rock schnitte. Erkenne und siehe, daß nichts Böses in meiner Hand ist, noch keine Uebertretung. Ich habe auch an dir nicht gesündiget, und du jagest meine Seele, daß du sie wegnehmest. Der Herr wird Richter sein zwischen mir und dir, und mich an dir rächen; aber meine Hand soll nicht über dir sein. Wem ziehest du nach, König von Israel? Wem jagest du nach? Einem todten Hunde, einem einigen Floh. Der Herr sei Richter, und richte zwischen mir und dir, und sehe darein, und führe meine Sache aus, und rette mich von deiner Hand.

Als nun David solche Worte hatte ausgeredet, sprach Saul: Ist das nicht deine Stimme, mein Sohn David? Und Saul hob auf seine Stimme, und weinete, und sprach zu David: Du bist gerechter, denn ich. Du hast mir Gutes bewiesen, ich aber habe dir Böses bewiesen. Und du hast mir heute angezeiget, wie du heute Gutes an mir gethan hast, daß mich der Herr hatte in deine Hände beschlossen, und du mich doch nicht erwürget hast. Wie sollte Jemand seinen Feind finden, und ihn lassen einen guten Weg gehen? Der Herr vergelte dir Gutes für diesen Tag, das du an mir gethan hast. Nun siehe, ich weiß, daß du König werden wirst, und das Königreich Israel stehet in deiner Hand. So schwöre mir nun bei dem Herrn, daß du nicht ausrottest meinen Samen nach mir, und meinen Namen nicht austilgest von meines Vaters Hause.

Und David schwur Saul. Da zog Saul heim; David aber mit seinen Männern machten sich hinauf auf die Burg.

Das muß man hierbei bedenken, wie viel Uebles Saul dem David schon gethan, und wie oft er ihm schon in seiner bösen Leidenschaft nach dem Leben getrachtet hatte. Und er hatte doch keinen Grund, dem David zu zürnen, denn David hatte seine Feinde geschlagen und mit seinem Hause in dem Jonathan einen treuen Freundschaftsbund geschlossen und mit seinem Saitenspiel den Unmuth des finstern Königs oft beschwichtigt. Aber Saul beneidete den David um seine Kriegsthaten und um seine Tugenden.

Nun freut es Einen desto mehr, daß David nicht Gleiches mit Gleichem vergalt. Ist es nicht, als wenn er die Worte des Herrn gewußt hätte: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch verfolgen und hassen — laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem? —

25. Die große Sünderin. (Luc. 7.)

Es bat ihn aber der Pharisäer Einer, daß er mit ihm äße. Und er ging hinein in des Pharisäers Haus, und setzte sich zu

Tische. Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin. Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salben, und fing an, seine Füße zu netzen mit Thränen, und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küssete seine Füße, und salbete sie mit Salben.

Da aber das der Pharisäer sahe, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret, denn sie ist eine Sünderin.

Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sage an. Es hatte ein Wucherer zween Schuldner. Einer war schuldig fünf hundert Groschen, der andere funfzig. Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben? Simon antwortete und sprach: Ich achte, dem er am meisten geschenket hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht gerichtet.

Und er wandte sich zu dem Weibe, und sprach zu Simon: Siehest du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzet, und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbet; sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbet. Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig. Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben. Da fingen an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch die Sünden vergiebt? Er aber sprach zum Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden!

Was ist doch das für ein tröstliches Wort unsers Herrn von der Liebe! Wie schön stimmt das mit dem andern: die Liebe decket auch der Sünden Menge zu. So nun ein Mensch also recht lieben kann, so kann aus ihm noch ein Kind Gottes werden, denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

26. Vom verlornen Sohn. (Luc. 15.)

Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn höreten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten, und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen!

Er sagte aber zu ihnen dies Gleichniß und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er der

Eines verlieret, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüste, und hingehe nach dem verlornen, bis daß er es finde? Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heim kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn, und spricht mit ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Oder welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie der Einen verlieret, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus, und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.

Und er sprach: Ein Mensch hatte zween Söhne. Und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: Gieb mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehöret. Und er theilete ihnen das Gut. Und nicht lange darnach sammlete der jüngste Sohn Alles zusammen, und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen. Da er nun alles das Seine verzehret hatte, ward eine große Theurung durch dasselbige ganze Land, und er fing an zu darben, und ging hin, und hängete sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. Und er begehrete seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen; und Niemand gab sie ihm.

Da schlug er in sich, und sprach: Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündiget in dem Himmel, und vor dir, und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Tagelöhner.

Und er machte sich auf, und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küssete ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündiget in dem Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße.

Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor, und thut ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand, und Schuhe an seine Füße, und bringet ein gemästet Kalb her, und schlachtet es, laßt uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war todt, und ist wieder

lebendig geworden; er war verloren, und ist gefunden worden. Und fingen an fröhlich zu sein.

Aber der älteste Sohn war auf dem Felde; und als er nahe zum Hause kam, hörete er das Gesänge und den Reigen, und rief zu sich der Knechte einen, und fragte, was das wäre? Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. Da ward er zornig und wollte nicht hinein gehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. Er antwortete aber, und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir, und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet. Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und Alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und gutes Muthes sein; denn dieser dein Bruder war todt, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren, und ist wieder gefunden!

Das sollten wir recht behalten, dies schöne Gleichniß, es paßt recht auf uns; denn eben so ist es mit uns Menschenkindern und dem Vater im Himmel. Wir machen es zumeist Alle wie der verlorne Sohn. Möchten wir nur auch Alle in uns schlagen. Der Vater wird uns nicht verstoßen. Daß wir das aber gewiß wissen, das verdanken wir Dem, der uns dies Gleichniß erzählt hat.

27. Jesus, der Kinderfreund. (Marc. 10.)

Und sie brachten Kindlein zu ihm, daß er sie anrührete. Die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen. Da es aber Jesus sahe, ward er unwillig, und sprach zu ihnen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfänget als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen. Und er herzte sie, und legte die Hände auf sie, und segnete sie.

Nun, lieben Kindlein, das ist für euch, und ihr dürft euch deß freuen, daß ihr einen solchen Freund habt.

Mel.: Wer nur den lieben Gott läßt 2c.

Der beste Freund ist in dem Himmel, auf Erden sind nicht Freunde viel; denn bei dem falschen Weltgetümmel steht Lieb' und Treu' oft auf dem Spiel. Drum hab' ich's immer so gemeint: Mein Jesus ist der beste Freund.

Die Welt verkaufet ihre Liebe dem, der am meisten nützen kann, und scheinet dann das Glücke trübe, so steht die Freundschaft hinten an. Doch hier ist es nicht so gemeint; mein Jesus ist der beste Freund.

Mein Freund, der mir sein Herze giebet, mein Freund, der mein ist, und ich sein, mein Freund, der mich beständig liebet, mein Freund bis in das Grab hinein. Ach, hab' ich's nun nicht recht gemeint? Mein Jesus ist der beste Freund?

Behalte, Welt, dir deine Freunde! sie sind doch gar zu wandelbar. Und hätt' ich hunderttausend Feinde, so krümmen sie mir nicht ein Haar. Hier immer Freund und nimmer Feind: Mein Jesus ist der beste Freund.

Benjamin Schmolck.

28. Der reiche Jüngling. (Matth. 19.)

Und siehe, Einer trat zu ihm, der sprach: Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben? Er aber sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Da sprach er zu ihm: Welche? Jesus aber sprach: Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsches Zeugniß geben. Ehre Vater und Mutter. Und du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Da sprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich Alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlt mir noch? Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm, und folge mir nach.

Da der Jüngling das Wort hörete, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viel Güter. Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich, ich sage euch: ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme. Da das seine Jünger höreten, entsetzten sie sich sehr, und sprachen: Ja, wer kann denn selig werden? Jesus aber sahe sie an, und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich.

So mächtig und verführerisch sind die irdischen Güter! Sie hängen sich so fest und schwer an unsere Seele, daß wir leicht Schaden nehmen daran. Da möchte man mit Salomo beten: Reichthum gieb mir nicht; ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sprechen: wer ist der Herr?

Dritter Abschnitt.

A. Erzählungen, Gedichte und Parabeln religiösen und moralischen Inhalts.

1. Der Engel.

Stirbt ein gutes Kind, kommt ein Engel zur Erde, legt es auf seine Arme, fliegt hin, wo das Kind gern war und nimmt von da auch Blumen mit zum Himmel, daß sie dort noch schöner blühen als auf Erden. Gott der Herr drückt alle Blumen an sein Herz, die aber, welche ihm die liebste, küßt er, und dann hat sie Stimme zum Lobgesang ewiger Seligkeit! — Das erzählte ein Engel, indem er ein gestorben Kind hinauftrug zum Himmel, und dem Kinde war, als ob es träumte. Sie schwebten hin über des Kindes Heimath und kamen durch Gärten voll lieblicher Blumen. — „Welche nehmen wir nun, sie in den Himmel zu pflanzen?“ fragte der Engel. — Da stand ein Rosenstock, aber eine frevelnde Hand hatte seinen Stamm zerknickt, und alle Zweige, voll großer, halbaufgesprungener Knospen, waren welk und traurig gesenkt. — „Der arme Rosenstock!“ sagte das Kind; „hilf ihm, damit er dort oben weiterblühe!“ — Und der Engel nahm ihn, küßte das Kind, und dies öffnete seine Augen ein Wenig. Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, aber auch die mißachteten Wiesenblumen verschmähten sie nicht. — „Nun haben wir Blumen!“ lallte das Kind lächelnd; und der Engel sprach: Ja! aber noch erhob er sich nicht zu Gott. Nacht war's und tiefe Stille; sie schwebten in der großen Stadt durch die Gassen umher, wo in den Winkeln allerlei Weggeworfenes lag. Es war Umzugstag gewesen, und in Schutt und Staub lagen allerlei verbrauchte und verdorbene Dinge. Und der Engel zeigte auf die Scherben eines Blumentopfs und auf ein Häuflein Erde, die an den Wurzeln einer verwelkten Feldblume, die man auf die Gasse geworfen, sich noch zusammenhielt. „Die nehmen wir auch!“ sagte der Engel, „indeß wir fliegen, sage ich dir, weshalb.“ Sie flogen nun empor, und der Engel erzählte: Dort unten in der schmalen Gasse, in dem niedrigen Keller, wohnte ein armer, kranker Knabe. Von je an war er an sein Lager gefesselt; selten nur, wenn ihm wohler war, konnte er auf Krücken die kleine Stube etliche Male auf und nieder gehen; weiter brachte

er's nicht. An einigen Tagen im Sommer fielen die Sonnenstrahlen während einer kurzen Frist bis auf den Flur des Kellers, und wenn sich dann der arme, da sitzende Knabe von der wärmenden Sonne bescheinen ließ, und das rothe Blut durch seine feinen Finger, die er vor das Antlitz hielt, sah, dann sagte man: „heute ist er aus gewesen!" — Er kannte den Wald in seinem herrlichen Grün nur dadurch, daß ihm des Nachbars Sohn den ersten Buchenzweig brachte, und den hielt er sich über's Haupt und dachte sich dann unter Buchen bei Sonnenschein und Vogelgesang. An einem Frühlingstage brachte ihm des Nachbars Knabe auch Feldblumen und eine davon mit der Wurzel; sie wurde in einen Blumentopf gepflanzt und an das Fenster gestellt. Die Blume wuchs, trieb neue Schößlinge und trug jedes Jahr ihre Blumen; sie wurde des kranken Knaben Blumengarten und seine liebste Habe auf Erden; er begoß sie, pflegte sie und sorgte, daß kein Sonnenstrahl, welcher durch das niedrige Fenster eindrang, ihr entgehe; sie war seine herzige Freundin, sein Trost in Leben und Träumen; für ihn blühte, für ihn duftete sie, zu ihr wendete er sich dankend im Tode, als der Herr ihn rief. — Ein Jahr ist er nun bei Gott gewesen, ein Jahr stand die Blume unbeachtet im Fenster; sie war verdorrt und deshalb beim Umzug hinausgeworfen auf die Gasse. Dies ist die Blume, die arme, abgestorbene, die wir mit uns genommen haben: denn diese Blume hat mehr erfreuet, als die prachtvollste Blume im fürstlichen Garten. — „Aber wer sagte dir das Alles?" fragte das Kind, welches der Engel gen Himmel trug. — „Ei," sagte der Engel, „ich war ja selbst der kleine, kranke Knabe, der auf Krücken ging, ich werde doch meine Blumen kennen!" Und das Kind öffnete seine Augen ganz und sah in des Engels froh verklärtes Antlitz, und jetzt wurden sie im Himmel von Freude und Glückseligkeit empfangen. Und Gott drückte das Kind an sein Herz, da bekam es auch Flügel und flog mit dem andern Engel Hand in Hand. Und Gott drückte alle Blumen an sein Herz, aber die arme, verdorrte Feldblume küßte er, und da sang sie mit all' den Engeln, die Gott umschwebten, nah' und fern, Loblieder, und Alle, klein und groß, sangen dem Herrn; auch das gesegnete, fromme Kind und die bescheidene Feldblume, welche verdorrt dagelegen in der engen, dunkeln Gasse.

(Nach H. C. Andersen.)

2. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche sass,
Den Text der Pfarrer aus Johanne las:
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?"

Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Dafs er in stiller Wehmuth da gesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest Du? O, wenn Du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast
Und halt' an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann:
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb."
Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läfst's ihn nimmer ruh'n:
„Frau," hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit' es kräftig; fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Straufs;
Denn wisse, dafs du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz' unsre Kinderlein, mach' Alles rein:
Der werthe Gast will wohl empfangen sein."
Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? wie heifst der liebe Mann?"
Die Mutter frägt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?"
Der Vater lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.
Am Sonntag ruft der Morgenglocke Hall,
Zum lieben Gotteshause zieh'n sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert: ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn."
Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
„Wo doch der Gast so lange bleiben mag!"
Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang'?
Die Suppe siedet ein, die Kinder steh'n
So hungrig da, und noch ist nichts zu seh'n,
Wie heifset denn der Herr? Ich glaube fast.
Dafs du vergeblich ihn geladen hast."
Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! er kommt nun bald herein."

Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du bescheret hast!“
Da klopft es an die Thüre: seht ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiſs!
„Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt:
Vielleicht, daſs mir bei euch ein Bissen wird.“
Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät.“
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.
„Und, Mutter, sieh' doch! Seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein;
Ich wuſst es wohl, daſs, wenn man Jesum lädt,
Er Einem nicht am Haus vorüber geht:
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ!“

Albert Knapp.

3. Wer ist denn mein Nächster?

Ein Kesselflicker, in der Gegend von Halberstadt, ging einst bei strenger Kälte mit seinem Geräthe über Feld und fand an der Landstraße einen Juden, ganz erfroren. Neben ihm stand ein Körbchen mit Tüchern und Bändern, womit er gehandelt hatte. Ein liebloser, unredlicher Mensch hätte vielleicht die Waaren mit sich genommen und den Juden liegen lassen; aber dem ehrlichen Kesselflicker blutete das Herz bei diesem Anblick. „Vielleicht,“ dachte er, „lebt der arme Jude noch und könnte sich wieder erholen; ist er gleich Jude, so ist er doch ein Mensch, ist mein Nächster, und ich muß ihm helfen.“ So dachte er, verscharrte sogleich seine und des Juden Sachen in den Schnee, nahm den Juden auf den Rücken, trug ihn in das nächste Dorf und sorgte nun dafür, daß alle Mittel angewendet wurden, ihn wieder in's Leben zu bringen. Nichts gleicht seiner Freude, als er endlich sah, daß der Jude die Augen wieder aufschlug und in's Leben zurück kam. „Gott Lob!“ rief er aus, „so war doch meine Hülfe nicht vergebens!“ Hierauf gab er dem Wirthe etwas Geld zur Verpflegung des Juden, lief dann wieder auf das Feld und brachte seine und des Juden Sachen aus dem Schnee herbei. Als er zurück kam, fiel ihm der Jude voll dankbarer Rührung

um den Hals, dankte ihm herzlich für seine Errettung und bot ihm seinen ganzen Korb mit den Waaren zum Geschenk an; aber der Kesselflicker nahm gar nichts. Vergebens drang der Jude mit weinenden Augen in ihn, doch nur eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen; sein Retter ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern packte sein Geräth zusammen, drückte ihm mit deutscher Redlichkeit die Hand und sagte: „Was ich gethan habe, war meine Pflicht; das ist jeder Mensch dem andern schuldig. Gott helfe uns beiden weiter!" Und damit zog er seine Straße.

Gehe hin und thue desgleichen.

4. Edle Rache.

Friedlich, nach durchlauf'ner Bahn den erstarrten Leib zu pflegen, kam, gepeitscht vom Herbstorkan und durchnäßt von Schnee und Regen, der bekannte Handelsmann Levi Schmul im Wirthshaus an. Zechend im zufried'nen Kreise saß des Städtchens Bürgerschaft, labte sich am Gerstensaft und besprach sich wechselsweise, hier von Schul- und Kinderzucht, vom verheerenden Kometen, dort von Pest und Kriegesnöthen und der Steuern Zentnerwucht.

Levi grüßt' und nahm bescheiden in der Eck' ein Plätzchen ein. Unwillkomm'nes harrte sein; Schmach und Kränkung mußt' er leiden, statt der Ruhe sich zu freu'n. Denn zur Lust der Kümmelbrüder brannte mit dem Pfeifenspahn Vorkenthal, der Seifensieder, ihm den Bart von hinten an. Gellendes Gelächter krönte seine Großthat für und für; schamvoll schlüpfend durch die Thür, sucht' im Stall sich der Verhöhnte Friedensrast und Nachtquartier.

Mitternacht mit dunkler Hülle deckte Thal und Hügel schon; alles Leben war entfloh'n; aber furchtbar durch die Stille drang der Feuerglocke Ton! Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen um des Seifensieders Dach, heulend läuft das Volk zusammen, alle Schläfer werden wach. Alles regt sich, und geschwinde wird der Wasserschlauch gefüllt, daß die Flamme, kühn und wild, aufgejagt vom Wirbelwinde, den gewalt'gen Gegner finde. — Doch wer faßt ein Herz und fliegt rettend nach dem zarten Kinde, das im Erker schlummernd liegt? — Denn die Mutter sieht man rennen, Angst beflügelt ihren Lauf, und verzweifelnd kreischt sie auf: „Lasset Haus und Habe brennen, reißt mein Kind aus Feuersglut!"

Sieh! da zeigt mit hohem Muth, wo die Funken sprühn und stieben, sich ein Fremdling; eilt ins Haus, eilt, vom Dampf zurück getrieben, wieder vor die Thür heraus, blickt empor und klimmt, behender als der Marder, scheu im Lauf, giebelwärts am Weingeländer, bricht die Fensterpfosten auf, steigt hinein mit

Windeseile, knüpft, indeß mit Todesgraun aller Augen aufwärts schau'n, mit gelös'tem Wiegenseile sich das Kind am Busen fest, eilt, vom Augenblick gepreßt, aus dem dampfenden Reviere, steigt am schwankenden Spaliere niederwärts in heitrer Lust, legt das Kind, wie er's gefunden, lebend an die Mutterbrust, wendet sich — und ist verschwunden! —

Und das Haus, der Gluten Raub, sinket schnell in Schutt und Staub. — —

Doch so wie der Morgen wieder purpurfarbig sich erneut, tritt der Gastwirth, still erfreut, zum verarmten Seifensieder, einen Beutel in der Hand: „Levi," spricht er, „der die Wand deines Giebelwerks erklommen, der dein Kind der Wieg' entnommen, Levi hat mich hergesandt, diese Gabe dir zu reichen. Dank und Thränen spare dir! Seine Baarschaft ließ er hier, doch ihn selbst sah ich entweichen." —

Christi Namen führet ihr;
Gehet hin und thut desgleichen!

Prätzel.

5. Treue Freundschaft.

Einst trafen auf ihrer Wanderschaft zwei Handwerksburschen zusammen, der eine ein Schmied, der andere ein Schneider. Sie reiseten mehrere Wochen mit einander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihr Herkommen und ihre Lebensgeschichte erzählt und endlich Brüderschaft mit einander gemacht. Sie theilten gewöhnlich, was sie von Lebensmitteln hatten, unter sich und halfen sich gegenseitig in Allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmied in Polen krank wurde und in einem fremden Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal Deutsch verstanden, liegen bleiben mußte. Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bei sich gehabt hätte, denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum einige Thaler werth. Dies wurde nun freilich verkauft, aber das daraus gelöste Geld war bald verzehrt, und noch sah man keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidergeselle recht brüderlich gegen ihn und verließ ihn nicht in seiner Noth. Hier in diesem fremden Lande bin ich ihm ja der Nächste! dachte er bei sich selbst, und als solcher handelte er auch. — Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem andern, bis ihm nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude, seinen Kameraden durch seine Pflege wieder hergestellt zu sehen. Dieser konnte ihm die Treue, die er an ihm bewiesen hatte, nicht genug verdanken und weinete manchmal aus Bekümmerniß, daß er ihm seine verkauften Kleidungsstücke nicht wieder ersetzen könne; aber der Schneider tröstete ihn darüber und sagte: Gott werde

es ihn wohl nicht vermissen lassen; ein Mensch sei dem andern einen solchen Liebesdienst schuldig, und besonders in der Fremde müsse Keiner den Andern verlassen. Sie reisten darauf noch mit einander bis nach Warschau, der Hauptstadt in Polen, wo der Schmied Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beide Freunde mußten sich hier also trennen. Als der Schneider weiter wanderte, gab ihm der Schmied eine Stunde weit das Geleite, und sie schieden endlich unter Thränen, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, so schwer fiel ihnen der Abschied. Der Schneider wanderte hierauf durch Böhmen, Sachsen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beinahe zehn Jahre blieb und bald in dieser, bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgendwo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück und gerieth in Frankfurt am Main unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen und als Rekruten nach Wien transportirten; da er aber schwächlich und fast beständig krank war, so ließ man ihn nach einigen Jahren wieder laufen, wohin er wollte. Fast nackt und bloß kam er nach Sachsen, um daselbst wieder Arbeit zu suchen; allein da ihn in seinem elenden Aufzuge Niemand zur Arbeit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln. Eines Abend spät sprach er in einem Dorfe (es war grade an einem Sonnabende) bei einer Schmiede auch um einen Zehrpfenning an. Da dünkte dem Meister, welcher noch mit seinen vier Gesellen emsig beschäftigt war, die Stimme des Ansprechenden sehr bekannt. Er nahm die Hängelampe in die Hand, schaute dem Bettler in's Gesicht und — „Ja Bruder! bist du's oder bist du's nicht?" — riefen Beide fast zu gleicher Zeit; und in der That waren es die beiden Kameraden, die seit der Trennung in Warschau nichts weiter von einander gehört hatten. Der Schmied, welcher unterdessen in dieser Werkstatt in Arbeit gestanden und durch die Heirath der Wittwe, der sie gehörte, reich geworden war, war ganz außer sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider, und schämte sich seiner nicht, ob er gleich ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvaterstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine wie ein Knabe, und alle Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen auf. „Lene!" — sprach er zu seiner Frau, — „geschwind springe hinauf und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund da sich ankleiden kann!" Der Schneider wollte Allerlei dagegen einwenden, aber der Meister hielt ihm den Mund zu und sprach: „Schweig, und sprich mir kein Wort dagegen! Du hast's wohl um mich verdient, daß ich mein Bißchen Hab' und Gut mit dir theile!"

Es half nichts, der Schneider mußte sich putzen und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und nachdem er in möglichster Eile sein Tagewerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tische und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht genau besehen mußten. Dabei erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich sei, und was es mit ihrer beiderseitigen Freundschaft für eine Bewandniß habe. Da hatten Alle eine herzliche Freude über den Ankömmling, und besonders die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte, und oft dem guten Schneidergesellen, der in Polen eine so treue Stütze ihrem Manne gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte. Der Meister ließ noch am nämlichen Abend alle Freunde und Gevattern des Dorfes auf den folgenden Tag zu Gaste laden. „Juchhei! das soll mir ein Freudentag werden!“ — rief er laut auf und umarmte auf's Neue seinen Freund. Der Sonntag kam, und in der Schmiede ging's so fröhlich her, als wenn es Kindtaufe gewesen wäre. Nachdem die Mahlzeit geendigt war, erzählte der Schmied alle seine Begebenheiten und besonders, was er seinem Kameraden für einen Liebesdienst zu verdanken habe. Der Schneider mußte dann seine Begebenheiten auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, er solle sich in diesem Dorfe häuslich niederlassen und ihr Schneider werden. Der Schmied jauchzte darüber laut und versprach, ihn mit Geld zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort; der Schneider fand ein reichliches Brot im Dorfe, verheirathete sich mit einem braven Mädchen, und die beiden Freunde lebten noch lange froh und glücklich.

Beumer.

6. Lied der Freundschaft.

Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann, wenn er mit seines Gleichen soll treten in ein Band, verspricht sich, nicht zu weichen mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben, damit wir nicht allein für uns nur sollen leben, und fern von Menschen sein; wir sollen uns befragen und seh'n auf guten Rath, das Leid einander klagen, so uns betreten hat.

Simon Dach.

7. Die Lerche.

Die Lerche hat vor allen andern Vögeln die Art, daß sie sich nicht, wenn sie singen will, auf den Zweig eines Baumes oder auf das Dach oder den Zaun setzet, sondern sich in die Höhe

schwingt, und zwar stufenweise, und ordentlich siehet und merkt man, wie sie im Steigen und Singen immer mehr und mehr Lust bekommt, dem Himmel sich zu nähern und immer herrlicher zu singen. Es ist, als wenn sie damit andeuten wollte, wem zu Ehren sie ihr Liedlein anstimme, wie denn auch in ihrem Gesange das Dir, Dir (der du in der Höhe wohnst!), sich deutlich wahrnehmen läßt. Ich höre und sehe diesem Vögelein mit Lust zu, so oft ich über's Feld gehe, und gedenke bei mir selbst: wie wohl hat mein Erlöser gesagt: sehet die Vögel unter dem Himmel an! (Matth. 6, 26.) Wie artig zeigt mir dieser Vogel die rechte Art, andächtig zu beten und zu singen und Gott zu loben! Er hat, wie die Erfahrung lehrt, seine gewissen Zeiträume, in denen er sich von der Erde erhebt und seinem Schöpfer zu Ehren seine Stimme erschallen läßt, sowohl früh als spät. Soll ich denn träger und lässiger denn ein Vogel sein, mich zu halten zu dem Altare, da man hört die Stimme des Dankes? Soll ich weniger willig und lustig sein, meinen Gott zu loben, als dieser Vogel, da ich tausendmal mehr Gutes von ihm empfange? Das sei ferne! Ich will den Herrn loben allezeit, sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein. (Ps. 26, 6. und 35, 2.) Und obschon ich zuweilen schlechte Andacht bei mir finde, seh' ich's doch an diesem Vögelein, und weiß es ja auch aus Erfahrung, daß im Verlangen und in der Bemühung, zu singen und zu beten die Andacht zu wachsen pflegt; je mehr sich mein Geist vom Irdischen erhebt, desto näher kommt er dem Himmel. So wird voll himmlischer Gefühle, was sich dem Himmel nähert; so wird voll Lichtes werden, der sich nach dem Lichte sehnt. Herr, wenn ich rufe, so werde ich inne, daß du mein Gott bist. (Ps. 56, 20.)

(Nach Scriver.)

8. Das Gebet.

Cornelia war die Freude und der Stolz ihrer Eltern; denn sie war schön von Gestalt, wie ein Lichtstrahl, und ihre Wangen blüheten gleich der jungen Rose, wenn sie zum ersten Male dem Thaue sich öffnet. Dazu war ihre Seele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Cornelia des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt, und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber siehe! es erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knäblein geboren, und sie lag darnieder viele Tage lang und ermattete sehr; denn das Fieber war heftig, also, daß es die Sinne zerrüttete. Da durchwachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der kranken Mutter und labte sie und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Aengsten.

Und am siebenten Tage ward das Fieber heftiger denn zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen; denn ein Jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Aber mit der Nacht kam der lang ersehnte Schlummer und erquickte die Mutter, und das Leben kehrte zu ihr zurück. Und Cornelia saß am Bette und hörte ihren Odem die ganze Nacht, und ihre Seele war ängstlich in Hoffnung.

Als nun der Tag erschien, da schlug die Mutter die Augen auf und sprach: „mir ist wohl! ich werde genesen!“ — und sie aß und trank und schlummerte von Neuem.

Da ward es dem Mägdlein wunderbar im Herzen vor Freude, und Cornelia ging leise aus dem Kämmerlein und hüpfte hinaus in das Feld und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. — Hier stand sie, bewegt von mancherlei kämpfenden Gefühlen des Schmerzes und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor und umstrahlte ihr Antlitz, und Cornelia gedachte nun des neuen Lebens der Mutter nach dem erquickenden Schlummer, und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindung im Herzen zu fassen; sie knieete nieder auf die Blumen des Hügels und neigte ihr Antlitz, und ihre Thränen vereinigten sich mit dem Thaue des Himmels.

Darauf erhob sie ihr Haupt und kehrte zurück in die Heimath und in das Kämmerlein der Mutter. Und Cornelia schien schöner und lieblicher, als zuvor; denn sie hatte mit Gott geredet.

Krummacher.

9. Das Auge.

Die Schrift nennt das Auge das Licht des Leibes, und wir Menschen nennen es den Sitz der Seele. Es ist uns das edelste Glied an unserm Leibe, und wir hüten es vor Allem, und nimmer empfinden wir mehr Schmerz, als wenn uns das Auge verletzt ist, und das Mindeste vermag es zu trüben. Sich selbst aber kann es nicht sehen, und so es sich sähe in dem Spiegel, so sähe es eben nichts, als die Lieder und Wimpern und den Apfel und den Stern und das Weiße und die Ränder, und kann sie nicht schön finden, denn das Schöne, die Seele, sieht es nicht, das sehen nur Andere. So kennt die Frömmigkeit und Gottseligkeit sich selbst nicht. Die Gläubigen glauben nicht, daß sie glauben; die Demüthigen wissen nicht, daß sie demüthig sind; die Andächtigen haben keine Kenntniß von ihrer Andacht, und die Inbrünstigen haben so viel zu schaffen mit Dem, zu dem sie reden, daß sie nicht daran denken, wie inbrünstig sie beten. Ihr werdet es dem Wohlthätigen nicht einreden, daß er wohlthätig sei, und dem Liebenden dünkt seine Liebe nicht völlig. Daher kommt's, daß die wahrhaft Frommen und Gottseligen immer

kämpfen und ringen und sich üben und mühen, und darum wachsen sie in ihrer Frömmigkeit und Gottseligkeit. Mein Gott, Nichts soll mir mehr verdächtig sein, als wenn ich einen sonderlichen Gefallen an mir selbst, an meinen Glauben, Gebet und Almosen habe.

(Nach Scriver.)

10. Was thut's, wenn ich sterbe?

Diese Frage wurde von einem Kinde gethan, nicht im Leichtsinn, sondern in der früh gewonnenen frohen Ueberzeugung, daß denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen — nämlich von Karolina Frisch, dem einzigen Töchterchen eines württembergischen Beamten.

Schon in ihrer zarten Jugend zeigte Karolina ungemeinen Verstand und ein fühlendes, liebevolles Herz, das aus ihren heitern offenen Augen sprach. Sie war die Freude der Eltern und des Großvaters, eines frommen Predigers, vorzüglich aber der frommen Großmutter. Sie war frühe schon in den Erzählungen der heiligen Geschichte zu Hause und hing mit einer innigen Liebe an dem himmlischen Vater und ihrem Heilande. Sah sie ihre Eltern oder Großeltern traurig, so hing sich das fröhliche Geschöpf dem Trauernden an den Arm und ließ nicht nach mit Liebkosen und Trösten, bis er heiterer aufblickte. Nichts mochte sie allein haben, sondern was ihr Freude machte, theilte sie ihren Freundinnen mit, und wenn ihre Mutter ihr eine recht große Freude machen wollte, so lud sie ihr ein Paar arme Kinder aus der Nachbarschaft ein, denen sie dann einen frohen Tag machen durfte. Eines Tages spielte Karolina mit ihrer Puppe im Zimmer, als die Leichensagerin hereintrat und dem Vater etwas ausrichtete. Nachdem die Frau weggegangen war, sagte der Vater tief bewegt zur Mutter: „Höre, so oft diese Frau kommt, so geht mir ein Stich durch's Herz." Das sagte aber der Vater, weil die Kinderblattern im Städtchen umgingen, und täglich beinahe eines oder mehrere Kinder daran starben, wo dann jedesmal die Leiche auch im Hause des Beamten angesagt wurde. Er hatte nicht geglaubt, daß die kleine Karolina darauf geachtet habe, denn er hatte ziemlich leise gesprochen. Da ging die Kleine von ihrem Spielzeug weg, stellte sich ganz ernst vor Vater und Mutter mitten in's Zimmer hin und sagte: „Warum geht dir ein Stich durch's Herz, Vater? Ich weiß es wohl, warum. Du denkst, ich werde die Urschlechten (Kinderblattern) auch bekommen und sterben. Was thut's denn, wenn ich sterbe? Du und die Mutter und der Großvater und die Großmutter sterben auch, und dann sind wir Alle wieder bei einander." Wenige Wochen darauf wurde auch Karolina an den Blattern krank und ging heim zu ihrem Heilande. Der Großvater und die Großmutter

sind auch dahin gegangen, dann folgte die Mutter; und vor wenigen Jahren war dieses Wort seines Kindes Stärkung auch für ihren Vater in dem letzten schweren Kampfe, in welchem Gott seine Seele noch läuterte.

11. O Ewigkeit, du Donnerwort!

Ein reicher Gutsherr in England gebot, eine arme Wittwe sammt ihren Kindern aus einem seiner Häuser zu vertreiben, weil sie den jährlichen Zins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, sprach das Weib: „Ach! verziehet ein wenig! vielleicht, daß euer Herr sich unser erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten."

Darauf ging die Wittwe zu dem reichen Manne mit ihren vier Kindern, denn eines lag krank darnieder, und Alle fleheten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen. Der Gutsherr aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern; es sei denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlet."

Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat all' mein Verdienst verzehret und meine Arbeit gehindert." Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

Aber der Reiche wandte sich hinweg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf das Polster, zu ruhen, wie er pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht am Gartensaale floß ein Strom, der verbreitete Kühlung, und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte.

Da hörete der Reiche das Gelispel des Schilfes am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Wittwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Darnach horchte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchte ihm, als ruhe er an dem Gestade eines unendlichen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähm' er die Stimme des Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, der armen Wittwe das Haus zu öffnen. Aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgend zu finden. Unterdeß war das Wetter hinaufgezogen, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Der Reiche aber war voll Unmuthes und wandelte umher.

Am andern Tage vernahm der Gutsherr, das kranke Kind sei im Walde gestorben, und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saale und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stromes.

Bald darauf fiel er in eine Krankheit, und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

Krummacher.

12. Komm' her zu mir!

Ein kleines Kind, das erst anfing gehen zu lernen, übte sich mit schwachen Schritten an Stühlen und Tischen, und ließ sich, wo es diese nicht fand, auf die Erde fallen, zu kriechen, bis es wieder einen Halt finden möchte. Die Mutter saß unfern davon und verfolgte seine schwachen Versuche mit liebenden Blicken. Sie lockte es mit vielen liebreichen Worten und mit Darzeigung blanker Spielsachen und eines Stückchen Zuckers, damit es sich loslassen und allein, ohne Anhalt, zu ihr kommen möchte. Komm', mein liebes Kind, sprach sie, komm' doch her zu mir! Solches that endlich das Kind und setzte mit großer Behutsamkeit und Furcht ein Füßchen nach dem andern fort, bis es hinan war, wo es der Mutter mit kindlicher Freude in die Arme und in den Schooß fiel. Die Mutter sah dies mit sonderlicher Lust an und gedachte bei sich selbst: wie gar schön ist mir hierin die Uebung meiner Seele abgebildet! Was ist mein Glaube anders, als das furchtsame Auftreten dieses Kindes? — Du aber, mein Gott, handelst auch mütterlich mit mir, du lockst mich mit den liebreichen Worten deiner Verheißungen, du zeigst mir den ersehnten Trost und Frieden bei dir, du hältst mir deine ausgebreiteten Arme entgegen und sprichst durch den Mund deines Sohnes: komm' her zu mir! Nun, so will ich wie mein Kindlein kriechen, wo ich nicht gehen kann, und mich halten an deinem Wort. Strauchle ich, so wirst du mich halten, falle ich, so wirst du mir darreichen, woran ich mich wieder aufrichten kann, bis ich endlich zu dir komme, da ich dir mit aller meiner Schwachheit will in den Schooß fallen.

(Nach Scriver.)

13. Spiel und Ernst.

Es spielte eine Mutter mit ihrem vielgeliebten Kinde, und nachdem sie es geherzt und geküßt hatte, fragte sie es, ob sie nun sterben solle? Und zugleich stellte sie sich, mit geschlossenen Augen und Enthaltung aller Bewegung, als wenn sie todt wäre. Das Kind sah dies eine Weile ganz still mit an, fing dann kläglich an zu weinen und wollte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Die Mutter dachte bei sich selbst: geht's nicht grade so zwischen mir und meinem Gott? Wenn ich in meinen Leiden und Trübsalen keinen Trost, keine Hülfe weiß, dann ist es meinem sorgenvollen Herzen, als wenn Gott gestorben wäre. Am Ende aber

habe ich befunden, daß er seine Lust an mir gehabt und meine Liebe, meinen Glauben, mein Vertrauen hat auf die Probe gesetzt. Scriver.

14. Wie Luther zu Eisleben das Licht der Welt erblickt und vom heiligen Martinus seinen Namen erhalten hat.

Tausend vierhundert dreiundachtzig Jahr, als unser Heiland geboren war, da in der Christenheit man zählt, kam Doctor Martin auf die Welt; Herr Martin Luther, hochgelahrt, desgleichen nie erfunden ward. Zu Eisleben, wo Bergleut' schön in tiefen Schacht hinuntergeh'n und fördern edles Erz zu Tag mit ihrem fleiſs'gen Hammerschlag, hat Gott es weislich so geschickt, daſs er das Licht der Welt erblickt. Zur Mutter hat ihm Gott beschert Frau Margarethen, ehrenwerth; zum Vater aber Herrn Johann, ein ehrlich, alt und fromm Bergmann, der ihn gar streng nach Brauch der Alten zu Kirch' und Schule angehalten. Den Namen Martin, den er trägt, hat ihm ein Heil'ger beigelegt, weil grad' auf den Sanct-Martinstag das Kindlein in dem Taufstein lag. — Nun fragt ihr, wer Sanct-Martin war? — Die Mär' ist alt und wunderbar! Ein fromm' und ehrbar' Rittersmann, dazu ein Bischof; höret an!

Als Julian *) im Abendland dem Reich des Herrn noch widerstand, einem Reiter aus Pannonia, mit Namen Martin, Dies geschah: Er kam in Sturm und Schnee einst mitten zu einem Ort hineingeritten: da fleht alsbald ein armer Mann um eine kleine Gab' ihn an. Der Mann war elend, nackt und bloſs, der Wind ging auf die Haut ihm los. — Herr Martin hätt' ihm für sein Leben gern Koller, Rock und Wams gegeben; allein ihr wiſst wohl, ein Soldat sehr wenig zu verschenken hat. Doch hielt er an auf hohem Roſs, worauf der Regen niederfloſs, und sprach: „Der Mann ist nackt und bloſs: es muſs ja g'rad' auch Geld nicht sein, ich will ihm dennoch was verleihn.“ Sein Schwert drauf mit der Faust gefaſst, haut er von seinem Mantel fast des einen Zipfels Hälft' herab, die er dem armen Manne gab. Der Arme nimmt das Stück sogleich und wünscht dafür das Himmelreich dem guten, frommen Reitersmann, der sich nicht lange drauf besann. Wie er gesagt sein gratias (d. h. Dank), ro reitet dieser auch fürbaſs zu einer armen Wittwe Thür und legt daselbst sich in's Quartier, nimmt Speis' und Trank ein wenig ein; — es wird nicht viel gewesen sein. Nachdem er also trunken, 'gessen und das Gebet auch nicht vergessen, legt er sich nieder auf die Streu. Ob's eins gewesen, oder zwei,

*) Julian der Abtrünnige, römischer Kaiser.

das hat die Chronik nicht gemeld't, drum lass ich's auch dahingestellt.

Alsbald begiebt sich's in der Nacht, dass er von einem Glanz erwacht, der zwingt das Aug' ihn aufzuschliessen. Da steht ein Mann zu seinen Füssen; sein Haupt trägt eine Dornenkron': Er ist's, er ist's, des Menschen Sohn! Mit tausend Engeln, die ihm dienen, ist plötzlich unser Herr erschienen in aller seiner Herrlichkeit; und mit dem Mantel, welchen heut der Martin aus Pannonia, der dessen gar sich nicht versah, geschenkt dem armen Bettelmann, ist unser Heiland angethan. Und so der Herr zu Petrus spricht: „Siehst du den neuen Mantel nicht, den ich hier auf den Schultern trage? — Auf des Apostels weit're Frage, wer ihm den Mantel denn geschenkt, das Aug' auf Martin hingesenkt, mit einem sanften Himmelston fährt also fort des Menschen Sohn: „Der Martin hier, der ist es eben, der diesen Mantel mir gegeben. Ermunt're dich, steh auf, mein Knecht, den ich erwählt, du bist gerecht! Du warst bisher ein blinder Heide; das Schwert, das steck' nur in die Scheide! Ein Streiter Gottes soll auf Erden mein frommer Bischof Martin werden.“ — Als dieses Wort der Herr gesagt, so kräht der Hahn, der Morgen tagt; ein Engel küsst des Mantels Saum, und Martin ist erwacht vom Traum; denkt nach, klopft an ein Kloster an und ist, getreu nach Christi Worten, aus einem wilden Reitersmann ein grosser, frommer Bischof worden.

Nun, da ich Dieses euch vermeld't, was für ein frommer Liebesheld der Taufe Luthern musst' entheben und ihm den Namen Martin geben: so nimmt euch, hoff' ich, auch jetzunder des Doctor Martin's Thun nicht Wunder, der Beides lernte, muthig reiten und für die Kirche tapfer streiten, von jenem heil'gen Rittersmann, der's in der Tauf' ihm angethan, zugleich mit seinem frommen Namen, dass er in Liebe musst' entflammen; so dass der Luther, gut und gross, ein Stück von seinem Rock nicht blos und seines Regenmantels Schooss, nein, auch mit Freuden Leib und Leben für seine Brüder hinzugeben, zu jeder Stunde war bereit; wie solcher edlen Freudigkeit Stadt Worms ein ew'ger Zeug' uns ist. Gelobt dafür sei Jesus Christ!

Joh. Falk.

15. Die Kirchthürme.

In vielen Städten sehen wir die Kirchthürme in großer Menge und hoch in die Luft ragen und verwundern uns oft darüber, daß unsere Vorfahren so großen Fleiß und so viele Kosten auf Etwas verwendet haben, was doch eigentlich keinen Nutzen zu

bringen und zu nichts als Pracht und äußerlichem Ansehen zu dienen scheint. Und doch haben die Alten, als mit einem aufgerecktem Finger, uns den Himmel zeigen und andeuten wollen, daß, was darinnen und darunter uns gepredigt wird, den Weg zum Himmel zeigt, und wir demnach, so oft wir einen solchen Thurm ansehen, gedenken sollen, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern die zukünftige im Himmel suchen müssen.

16. Der Bettler und sein Kind.

O! wie das liebliche Kind mich rührt,
Das dort den Bettler — den Blinden — führt!
Man siehet Beiden wohl Kummer an,
Sie schreiten so traurig die Stufen hinan.
„Habt Mitleid — Herr — mit unserer Noth!
Noch labt' uns heute kein Bissen Brot.
Die Mutter ist krank, der Vater blind;
Ich bin ein armes, armes Kind."
Der reiche Gutsherr schreit in Wuth:
„Pack dich hinweg, du Bettlerbrut!
Hinweg, Gesindel, aus meinem Haus',
Sonst jagen euch meine Hunde hinaus!"
Die Kleine wendet das blasse Gesicht,
Schmiegt an den Vater sich bebend und spricht:
„O fliehe — mein Vater! o fliehe schnell!
Schon hör' ich der bösen Hunde Gebell."
Der harte Mann verschliefst das Thor. —
Die Winde heulten, das Mädchen fror;
Der blinde Vater hält es im Arm
Und küfst die zitternde Wang' ihm warm.
Sie legt ihr Händchen in seine Hand
Und leitet ihn treu über Moor und Sand.
„Ist's doch zum nächsten Dorfe nicht weit:
Dort finden wir wohl Barmherzigkeit."
Sie wandern getrost durch dunklen Wald;
Die Wolken ziehen so feucht und kalt,
Es rasseln die Blätter von Sturmes Wuth,
Und stürmend rauschet die Regenfluth.
Der Pfad ist schlüpfrig, der Fels ist glatt —
Die Löckchen träufeln — das Kind wird matt.
„Ach Vater!" — seufzt es athemschwer —
„Die Kniee brechen — ich kann nicht mehr!" —
Ohnmächtig läfst sie das Händchen los
Und sinket nieder auf nasses Moos.
Der Vater suchet sein Kind und bebt,
Indem er es jammernd vom Boden hebt.

„Sei ruhig — mein Hannchen! umklammre mich!
Auf meinem Rücken trag' ich dich.
Bist — Aermste — bis auf die Haut durchnässt,
Gieb mir die Füsschen und halte dich fest!“
Nun lenket sie rufend des Vaters Weg
Und zittert und warnt vor dem schmalen Steg.
Der Blinde schreitet mit ängstlicher Hast
Zum Walde hinaus mit der theueren Last.
Das Mädchen wimmert, dem Alten wird bang';
„Ach Vater, wie dauert der Weg mir lang!“
„Geduld, mein Hannchen! ich höre Schallmei'n;
Zur Herberge kann es nicht weit mehr sein.“
Die Stirne der Kleinen wird glühend heiss,
Und Füsschen und Händchen erstarren zu Eis,
Und wilde Krämpfe durchschneiden ihr Herz;
„Ach Vater! ach Vater! mich tödtet der Schmerz!“
Und als ihr Haupt auf die Schulter sank,
Da ruft er: „Hannchen! — du bist wohl krank?“
Und prüfet die Wege mit seinem Stab
Und wanket keuchend den Hügel hinab.
„Wo sind wir? — schlummerst du?“ — Hannchen schweigt. —
Und endlich hat er das Dorf erreicht.
„Helft — gute Leute! — o helfet geschwind!
Ach! rettet mein liebes, mein einziges Kind!“
Er klammert es los, legt sanft es hin
Und küsst ihm Wangen und Mund und Kinn;
Und Stärkung bringen sie — Wein und Brot:
Zu spät! — das gute Hannchen war todt.

Gerhard.

B. Zur Naturgeschichte.

---

1. Von den Thieren.

Als Biedermann's Kinder eines Tages aus der Schule nach Hause kamen, fanden sie die Wohnstube mit vielen großen Bildern ausgeschmückt, welche allerlei Arten von Thieren vorstellten. Höret, sprach der Vater zu ihnen, warum ich euch diese Bilder gekauft habe. Ihr habt fast alle diese Thiere schon lebendig gesehen, aber ihr wisset sie noch nicht genau zu unterscheiden, und das sollt ihr jetzt lernen. Nun gebt wohl Acht! Auf diesem

Bilde sehet ihr lauter vierfüßige Thiere: eine Kuh, ein Pferd, einen Affen, ein Schaf, eine Ziege und eine Maus. Merkt euch, daß alle diese Thiere warmes Blut haben, daß sie lebendige Jungen gebären und diese so lange an ihren Brüsten mit Milch nähren, bis sie stark und groß genug sind, um sich selbst ihre Nahrung suchen und anderes Futter vertragen zu können. Weil sie ihre Jungen säugen, so nennt man sie Säugethiere. Sie haben alle feste Knochen, welche mit Fleisch überzogen sind. Das Fleisch ist mit einer haarigen Haut bedeckt. Einige haben aber auch Borsten oder Stacheln auf der Haut.

Auf dem zweiten Bilde sehet ihr lauter Vögel, z. B. einen Kranich, einen Adler, einen Storch und einen Hahn. Sie haben zwar Alle nur zwei Füße, können sich aber doch noch viel schneller fortbewegen, als die vierfüßigen Thiere; denn statt der beiden Füße, welche ihnen zu fehlen scheinen, haben sie Flügel, womit sie durch die Luft fliegen können. Dabei sind ihnen auch die Federn sehr behülflich, womit ihr ganzer Leib bedeckt ist. Anstatt des Mauls haben sie einen Schnabel von Horn. Ihre Jungen kommen nicht lebendig aus dem Leibe der Mutter, sondern diese legt Eier und wärmt diese Eier so lange, indem sie sich darauf setzt, bis sie die jungen Vögel durch die Wärme ausgebrütet, d. h. zum Leben und zur Bewegung gebracht hat, worauf sie die Schale des Eies durchbrechen und nun von der Mutter so lange gefüttert werden, bis sie selbst gehen und fliegen und sich ihre Nahrung suchen können.

Auf dem dritten Bilde waren lauter Fische abgebildet, als: Hechte, Karpfen, Aale, Welse u. s. w. Allen diesen Thieren, sagte der Vater, fehlt Etwas, das wir an den vorigen bemerkten. Was mag es sein? Die Kinder wußten es gleich zu sagen. — Dennoch, fuhr Biedermann fort, können sich diese Thiere schnell bewegen, denn Gott hat ihnen auch eine Art von Füßen gegeben, und dies sind die Floßfedern oder Finnen. Durch Hülfe derselben können sie im Wasser schwimmen. Das Wasser ist ihnen zur Wohnung angewiesen, und darum sagt man auch: es ist ihr Element. — In der Luft können die Fische entweder gar nicht, oder doch nicht lange leben. Statt der Knochen haben sie Gräten, und ihre Haut ist mehrentheils mit Schuppen bedeckt. Die meisten Fische legen Eier. So lange diese Eier im Leibe des Thieres sind, nennt man sie Rogen; wenn sie gelegt sind, heißen sie Laich. Die jungen Fische werden durch die Sonnenwärme ausgebrütet. Alle Fische haben kaltes, rothes Blut und keine Lungen. Sie holen aber doch Athem, und zwar durch den Mund, und geben die Luft wieder von sich durch den Einschnitt am Kopfe, welcher die Kiefer genannt wird.

Auf dem vierten Bilde sahen die Kinder eine Eidechse, eine Schildkröte, einen Frosch und eine große Schlange. Biedermann

sagte ihnen, daß dies Thiere wären, welche sowohl im Wasser, als auf dem Lande leben könnten, und daß sie Amphibien hießen. Im Wasser, sprach er, schwimmen sie, fast wie die Fische; auf der Erde kriechen oder schleichen sie fort. Die meisten Amphibien legen Eier und bringen sie selbst an einen warmen Ort, wo sie von der Sonne ausgebrütet werden.

Sehet nun das fünfte Bild an, rief Biedermann. Da findet ihr eine Raupe, einen Schmetterling, einige Käfer, einen Krebs, eine Wespe, eine Biene, eine Fliege und eine Ameise abgebildet. Alle diese Thiere heißen Insekten oder Thiere mit Einschnitten, weil bei ihnen Kopf, Brust und Hinterleib wie durch Einschnitte von einander abgesondert, ja bei den mehresten nur wie durch einen Faden mit einander verbunden sind. Außerdem zeichnen sie sich noch durch die Fäden aus, welche sie an der Stirn tragen, und durch die Zahl ihrer Füße, denn sie haben wenigstens sechs, manche aber auch zwölf, zwanzig, ja bis hundert und hundertundfunfzig Füße. Daher können sie auch sehr schnell laufen, und Manche können sogar fliegen, weil sie mit Flügeln versehen sind. Aber das Merkwürdigste an den Insekten ist ihre mannichfaltige Verwandlung. Die Käfer und Schmetterlinge z. B. waren erst Raupen oder Maden, dann wurden sie Puppen, indem sie sich einspannen, und aus diesen Puppen kriechen nach einiger Zeit die Schmetterlinge und Käfer aus. Diese legen, nach kurzer Lebenszeit, Eier, aus welchen wieder Raupen oder Maden entstehen, und so geht es in's Unendliche fort. Unter den Insekten giebt es außerordentlich kleine Thiere, und man findet sie fast überall, z. B. fast auf allen Thieren und auf den meisten Gewächsen. Sogar die Käfer, die Bienen u. A. haben ihre besonderen Milben und Läuse. An den Sträuchern, besonders an dem Himbeerstrauche, sitzen unzählige, grüne Blattläuse, welche man kaum von dem Blatte selbst unterscheiden kann. Ueberaus bewundernswürdig sind die Wohnungen, welche sich viele Insekten, z. B. die Ameisen, die Bienen, Spinnen und Wespen zu verfertigen wissen.

Jetzt kam das sechste Bild an die Reihe. Darauf war ein Spuhlwurm, eine Schnecke und eine Muschel abgebildet. Die Muschel wollten die Kinder anfangs nicht für ein Thier gelten lassen, weil sie immer leere Muscheln in Händen gehabt hatten, und von dem Spuhlwurm hatten sie noch gar nichts gehört. Alle diese Thiere, sagte der Vater, heißen Würmer, und ihr werdet sie von den Insekten unterscheiden können, wenn ihr euch merkt, daß sie zwar auch ein kaltes Blut, wie diese, aber keine Fühlhörner und keine eingelenkte Bewegungswerkzeuge haben, und daß ihr Körper mehrentheils weich, ganz ohne Knochen, schleimig und nackt, d. h. ohne Haare, Schuppen und Stacheln ist. Viele unter den Würmern wohnen in einem festen, knochen-

artigen Gehäuse, welches ihnen angeboren ist, z. B. die Schnecken und die Austern. Einige leben in unserem Körper und heißen daher Eingeweidewürmer, z. B. die Spuhlwürmer. Einige Würmer legen Eier, und andere bringen ihre Jungen lebendig zur Welt. Merkwürdig ist es, daß man sie zerschneiden kann, ohne daß sie sterben, und daß die eingeschnittenen Theile wieder wachsen, wie die Haare und Nägel bei den Menschen. Von einzelnen dieser euch bisher genannten Thiere sollt ihr nun einiges Nähere hören.

2. Der Elephant.

Der Elephant steht seiner Klugheit wegen eben sowohl, wie nach seiner Größe unter allen Thieren oben an. Es ist in der That zu bewundern, wie nahe oft dies riesenhafte Thier in der Geschicklichkeit seines Rüssels den Händen des Menschen, in seiner Klugheit und Ueberlegung der menschlichen Vernunft kommt. Ein Elephanten-Führer hat mir von seinem Elephanten Folgendes selbst erzählt. „Mein Elephant will stets bewacht sein; schlafe ich oder die zwei andern Wärter, die ich für ihn haben muß, ein, so macht er sich aus dem Staube, geht in der Stadt oder in dem Dorfe, wo wir gerade sind, spazieren und frißt Alles, was er nur irgend bekommen kann. Beim Einzug in eine kleine Stadt der Neumark hatte er sich den Laden eines Tabakshändlers gemerkt, und als er in der Nacht Gelegenheit fand, zu entkommen, eilte er gleich zum Tabaksladen und fraß sämmtlichen Tabak, der auf einem Brett in Rollen aufgestellt und ausgehängt war, auf. Sodann eilte er zu einem offenstehenden Kellerfenster, welches er sich auch wohl gemerkt haben mußte, langte in den Keller, holte sämmtliche Flaschen, die er erreichen konnte, heraus, leerte Bier oder Wein, was nun gerade darin gewesen war, aus, und legte die Flaschen, eine neben die andere, in gleichmäßigen Reihen und Abtheilungen auf die Straße. Wir fanden deren am andern Morgen gegen 100 Stück. Doch viel erstaunlicher ist dies: Einst hatte ich den Elephanten in Verdacht, Etwas gestohlen zu haben, und züchtigte ihn im Aerger etwas derb. Er hatte es nur versteckt und fand nun die Strafe zu hart. Ich durfte ihm vierzehn Tage nicht vor die Augen kommen. Ist es nicht, als wenn er ein Bewußtsein von Gut und Böse, Recht und Unrecht hätte?“ Folgende Beispiele bestätigen dies nur.

Der bereuende Elephant

Ein Kornak — so nennt man die Elephantenführer — begegnete einst seinem Elephanten sehr grob, gab ihm wenig und fast immer nur schlechtes Zeug zu fressen, neckte und schlug ihn immer, ohne zu wissen, warum. Der großmüthige Elephant

erduldete diesen Unfug lange Zeit; da er es ihm aber einmal gar zu arg machte, schlug er ihn in Gegenwart seiner Frau und Kinder todt, durchstach ihn mit seinen Zähnen und trampelte ihn mit den Füßen kurz und klein. Und dies Alles war in etlichen Augenblicken geschehen. Die arme Frau zitterte und bebte, schrie und fluchte auf den Elephanten, nahm ihre zwei Kinder und warf sie ihm, da er noch ganz böse und wüthend war, vor die Füße und sagte: „Da, Mörder, hast du meinen Mann getödtet, so nimm nun auch mir und meinen Kindern das Leben!" Der Elephant stand plötzlich still und stutzte, besänftigte sich und nahm, gleich als wenn ihm das Geschehene nahe ginge, das Aelteste von den Kindern mit dem Rüssel weg und setzte es auf seinen Hals, gab ihm die Stelle seines Vaters und vorigen Führers, und wollte von nun an schlechterdings keinen andern Führer, als dies Kind dulden.

Der barmherzige Elephant.

Raga Daula war der Minister des mongolischen Kaisers. Er ritt auf seinem Elephanten auf die Jagd. Viele Vornehme begleiteten ihn. Ihr Weg ging durch eine hohle Straße, in welcher Kranke dicht beisammen lagen, die sich an dem milden Strahle der Frühlingssonne erquickten. Die Krankenwärter sahen den glänzenden Zug ankommen, erschraken und nahmen die Flucht. Der Elephant des Ministers blieb vor den Kranken stehen. Sein Führer rief: „Platz! Platz! Wir müssen durch!" Die Kranken konnten nicht von der Stelle. Der Minister fluchte und schrie: „Fort! Fort! reite über das Lumpengesindel weg!" Der Führer stachelte. Umsonst! der Elephant stand wie ein Baum. Der Minister ward immer wüthender und gebot voll Zorn: „Stich die Bestie durch die Ohren!" Der Führer gehorchte seinem Herrn, und dennoch ging der Elephant nicht von der Stelle, bis er sich endlich ein Auskunftsmittel ausgedacht hatte. Das edle Thier ergriff einen Kranken nach dem andern mit dem Rüssel, legte ihn behutsam an die Seite und ging erst dann seine Straße weiter. Der Zug folgte ihm. Ob sich der Minister vor seinem Thiere wohl geschämt haben mag?

Der Kampf des Nashorns mit dem Elephanten.

Die beiden größten Landthiere, der Elephant und das Nashorn, vertragen sich nicht gut mit einander. Indessen pflegen sie sich für gewöhnlich aus dem Wege zu gehen, denn hat das Nashorn die Stoßzähne und die Kraft des Rüssels des Elephanten zu fürchten, so besitzt das Rhinoceros in seinem mitunter fast drei Fuß langen Horn auch eine Waffe, die an einem

Thiere von so ungeheurer Kraft nicht zu verachten ist. Im Allgemeinen wird das Nashorn zwar als ein friedfertiges Thier geschildert, indessen fehlt es doch nicht an Ausnahmen davon, und man kennt selbst Beispiele, daß Reisende von ihm angefallen worden sind, welche in der Nähe seines Aufenthalts vorüber kamen. So machte 1788 ein Rhinoceros längere Zeit eine Landstraße in Ostindien unsicher. Zwei englische Offiziere, welche mit ihren indischen Dienern auf die Jagd geritten waren, erfuhren das damals auch. Sie hatten nämlich unter einem Zelte im Freien übernachtet und wollten eben mit Tagesanbruch sich zur Fortsetzung der Jagd rüsten, als sie einen gewaltigen Lärm in der Nähe vernahmen, und indem sie aus dem Zelte traten, ein Nashorn erblickten, welches ihre Pferde niederstieß, die in der Nähe mit gefesselten Füßen weideten, also nicht fliehen konnten. Die Bedienten hatten schon Reißaus genommen, und ihren Herren blieb nur so viel Zeit übrig, einen nahen Baum zu erklettern, ehe das wüthende Thier nach Tödtung der Rosse seine Aufmerksamkeit auf sie wendete. Nun befanden sie sich zwar außer dem Bereich desselben, allein keineswegs außer Gefahr; denn das Nashorn schien es darauf abgesehen zu haben, den Baum umzustürzen. Glücklicherweise gelang ihm das nicht, und so entfernte es sich endlich gegen Sonnenuntergang, allein nicht ohne von Zeit zu Zeit einen drohenden Blick rückwärts zu richten, als wenn es ihm schwer werde, seiner Zerstörungswuth Grenzen gesetzt zu sehen.

Auf der ostindischen Insel Ceylon hatte ein europäischer Reisender Gelegenheit, den Kampf zwischen einem Nashorn und mehreren Elephanten zu beobachten. Indem er nämlich eines Tages von einer Höhe das mit Maisfeldern bedeckte umliegende Land überblickte, sah er ein halbes Dutzend Elephanten aus einem Walde kommen, nach ihrer Gewohnheit in die Felder gehen und mittelst ihres Rüssels ungeheure Bündel Mais ausreißen. Einige kehrten damit in den Wald zurück, um dort ihre Beute zu verzehren, während Andere gleich an der Quelle des Schmauses verweilten. Vielleicht ohne die Elephanten bemerkt zu haben, wollte auch ein Nashorn in demselben Maisfelde sich sättigen, ward aber kaum von einem der Elephanten wahrgenommen, als dieser mit hochgeschwungenem Rüssel darauf losstürzte und es mit seinen Stoßzähnen verwundete. Das angegriffene Thier stieß ein dumpfes Gebrüll aus, ging auf seinen Feind von der Seite los und rannte ihm sein Horn mit solcher Gewalt in den Leib, daß fast der ganze Kopf mit hineinfuhr, und der Elephant augenblicklich zu Boden stürzte. Nunmehr griffen aber auch die andern Elephanten das Nashorn an; eine Wolke von Staub erhob sich unter den Füßen der riesenmäßigen Thiere, welche das Feld zerstampften, und nur ihr Getöse war noch hörbar. Als es endlich

nach einiger Zeit ruhig wurde, und der Staub sich verzogen hatte, war allerdings das Nashorn todt auf dem Platze geblieben, allein auch drei sterbende Elephanten lagen daneben, und zwei verwundete gingen langsam, von ihren Gefährten unterstützt, dem Walde zu. Der Sieg war ihnen also theuer zu stehen gekommen.

Bingley.

3. Der Hund.

Nicht leicht hat der Mensch einem Thiere so viele Dienste zu verdanken, als dem Hunde, und schwerlich ist ihm noch irgend eins in dem Grade zugethan, wie dieser treue Hüter und Gefährte. Er dient zur Bewachung, zum Schutz und zur Vertheidigung, zeichnet sich durch Thätigkeit und Verstand, durch Liebe und Gehorsam vor allen anderen Hausthieren aus, und hat einen so gutmüthigen Charakter, daß er sich nur der Wohlthaten, die man ihm erzeigt, zu erinnern scheint, denn bald hat er die Schläge, die man ihm giebt, vergessen, und statt sich zu rächen, wenn man ihn straft, kriecht er bereitwillig heran, um seinen Herrn zu besänftigen und zu versöhnen. Er ist aufmerksam und gelehrig, begreift leicht, was von ihm verlangt wird, lernt in seinen ersten Jahren schnell allerhand Verrichtungen und kleine Kunststücke, ja sogar zu schwereren, seiner Natur wenig zusagenden, und derselben oft widerstrebenden Dingen läßt er sich abrichten, theils durch Hunger und Strafen, theils durch die Geduld und Beharrlichkeit seines Herrn, des Menschen. Unermüdlich ist er in dem, was ihm obliegt und aufgetragen ist, wie sich besonders beim Jagdhund und dem Schäferhund zeigt; er bewacht mit Aufopferung, was ihm anvertraut ist, er steht seinem Herrn bei in jeder Gefahr und rettet ihn, wenn er es irgend vermag; er rächt ihn an seinen Feinden, ja, er hilft, den Dieb oder den Mörder seines Herrn der verdienten Strafe überliefern, denn es sind mehrere, höchst merkwürdige Fälle bekannt, wo nur durch Hunde Verbrechen kund geworden, und die Thäter ermittelt worden sind, wobei die Schärfe ihrer Sinneswerkzeuge namentlich solche Erfolge herbeiführte.

Man findet den Hund fast über die ganze Erde verbreitet, aber sehr verschieden, nach den verschiedenen Zonen und Ländern, an Größe und Gestalt, und noch mehr in seinen Eigenschaften und in dem Nutzen, den die Menschen von ihm haben. Auch in wildem Zustande wird er noch gefunden, namentlich auf den Inseln der Südsee und im südlichen Afrika, wo er als Raubthier, wie bei uns etwa der Wolf, auftritt; ferner im südlichen Amerika, wo er aber klein und unschädlich ist, und in großen Gesellschaften angetroffen wird, in künstlichen Erdhöhlen lebt,

etwa wie bei uns die Kaninchen, und von den dortigen Bewohnern in großer Anzahl erlegt wird, indem sie sein Fleisch essen und sein Fell benutzen. — Im Ganzen hat man bereits über 40 verschiedene Arten von Hunden ermittelt, die sich an Gestalt und Größe, in Haut und Farbe und in ihren Eigenschaften und Lebensweisen wesentlich unterscheiden lassen und daher auch verschiedene Namen haben. — An Größe und Stärke ist die englische Dogge allen andern Arten überlegen, doch wird sie an Gewandtheit und Schönheit des Baues noch von den dänischen Doggen übertroffen, hinter denen unsere Bullenbeißer weit zurückstehen. An Schnelligkeit übertreffen die Windhunde alle andern, zeichnen sich durch einen leichten, lang gestreckten Bau und hohe, schlanke Füße aus und werden namentlich auf Jagden und Hetzen benutzt. Nicht so schnell, aber ausdauernder, gelehriger und nützlicher sind die Hühnerhunde, Spürhunde, Saupacker und die Jagdhunde im Allgemeinen. Die Spitze zeichnen sich durch Wachsamkeit, und die Pudel durch ihre Schwimmfertigkeit und Anhänglichkeit an ihren Herrn vorzüglich aus. Höchst merkwürdig ist auch der Hund der Eskimo's, der das einzige Haus- und Zugthier dieser im hohen Norden Amerika's wohnenden Völkerschaft ist. Sein dichter, langhaariger Pelz schützt ihn gegen die heftige Kälte, und die Gewohnheit läßt ihn mit der geringsten Nahrung vorlieb nehmen, namentlich im Winter, wo Jagd und Fischerei oft kaum so viel liefern, als für die Familie seines Herrn nothwendig ist. Ihre Farbe ist weißlich, selten schwarz; sie haben die Größe der gewöhnlichen Hühnerhunde, übertreffen sie aber an Kraft, Muth und Ausdauer, denn drei derselben nehmen es, von ihrem Herrn geleitet und unterstützt, nicht selten mit dem Eisbären auf. Beim Ziehen werden immer acht bis zehn paarweise vor die Schlitten gespannt und durch die Peitsche, oder oft nur mit Worten gelenkt. In der Regel macht ein an der Spitze einzeln vorgespannter Hund den Führer, der auf jeden Zuruf genau gehorcht; sie ziehen dann bei glatter Bahn gegen tausend Pfund einige Meilen weit in einer Stunde. Freilich werden sie mitunter auch eigensinnig und widerspenstig, folgen der Spur eines Wildes, jagen querfeldein und bewirken durch Verwirrung in den Geschirren allerlei Aufenthalt. Indessen, fällt auch das leichte Fuhrwerk oft dabei um, so leiden doch die Reisenden dabei wenig Gefahr, da die Schlitten nur niedrig sind, und die Peitsche die Ordnung dann bald wiederherstellt. In Kamtschatka und Sibirien, bei den Samojeden und Tungusen, findet man den Hund ähnlich, aber kleiner, als bei den Eskimo's, und er bildet den Hauptreichthum dieser armen Nationen; sie essen sein Fleisch und kleiden sich in seine Haut nach seinem Tode, nachdem er ihnen lebend lange Zeit die nützlichsten Dienste geleistet hat. Die Hunde müssen hier sogar die

Posten befördern, denn in den dichten, unwegsamen Wäldern, über Ströme und Quellen und auf ungebahnten Straßen sind Pferde gar nicht zu gebrauchen, schon der schrecklichen Stürme wegen; die Pferde würden niedergeworfen werden und in den hohen Schnee einbrechen, über dessen Decke dagegen die Hunde mit dem leichten Handschlitten leicht dahinfliegen. Ihre Nahrung besteht oft nur aus einer Mischung von faulen Fischen mit Birkenrinde; aber trotzdem wetteifern sie an Schnelligkeit und Ausdauer. Ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft beim Laufen die Glieder verrenken, und ihre Haare sich röthlich färben, weil von der heftigen Anstrengung das Blut in die äußeren Theile getrieben wird. Die Kraft, mit der die Natur diese Hunde ausgestattet, ist wunderbar, wenn man dabei die erbärmliche Nahrung und Pflege betrachtet; vier Hunde ziehen gewöhnlich drei Menschen nebst 70 bis 80 Pfund Gepäck; ein einzelner Mann legt bei schlechter Bahn in einem Tage 3 bis 4, bei guter Bahn aber 10 bis 12 Meilen zurück. Ein guter Schlittenhund wird aber auch theuer bezahlt; die Weibchen dagegen spannt man gar nicht ein, sondern benutzt sie nur zur Zucht. Im Sommer laufen sie frei umher und suchen sich ihre Nahrung selbst, besonders fangen sie sehr geschickt Fische; zum Winter stellen sie sich von selbst ein und müssen dann das härteste Sklavenjoch tragen bei der schlechtesten Kost. Bei der ungeheuern Anstrengung bleiben sie auch selten über zehn Jahre brauchbar; dann werden sie von ihren Herren erschlagen, besonders des Felles wegen.

Eine merkwürdige Thatsache verdient hier noch der besonderen Erwähnung; wenn nämlich der Kamtschadale der heftigen Kälte nicht mehr zu widerstehen vermag, namentlich wenn erstarrende, heftige Winde ihm den Gebrauch der Glieder und den freien Athem benehmen wollen, so sucht er durch Eingraben hinter hohen Schnee sich zu schützen, wobei augenblicklich die Hunde sich, gleichsam wie aus Instinkt, dicht um und an ihn herumlegen, als wenn sie es wüßten, daß nur so, und zwar durch die Wärme, die von ihnen ausgeht, ihr Herr und Ernährer vor dem Erfrieren errettet werden könnte, wie es wirklich der Fall ist, da er ohne diesen helfenden Trieb seiner Thiere gewiß des Todes sein würde. Da diese Hunde, welche die kurzen Sommermonate in der Freiheit sind, dann nur von Jagd und Raub leben, auch nur vom Hunger gezwungen zu ihrem Herrn zurückkehren, den sie mehr als ihren Peiniger betrachten, dabei diebisch und falsch, statt wachsam und treu sind (aber sehr gewandt Leitern erklettern und in die Vorrathskammern einbrechen, wo sie in ihrer Gefräßigkeit Alles, selbst Lederzeug, verschlingen), kurz, da sie wenig Anhänglichkeit an ihren Herrn haben, der ihnen ja nicht einmal satt zu essen giebt, so ist dieser Instinkt um so auffallender.

4. Die Eisbären.

Ich habe neulich auf einem Bilde einen Kampf zwischen Eisbären und Matrosen abgebildet gesehen; das muß ja ein schrecklicher Kampf sein! Erzählen Sie mir doch etwas von diesen fürchterlichen Thieren! Ich habe auch schon Etwas von einem Kampf zwischen Wallrossen und Eisbären gehört.

Der Eisbär ist ganz weiß und wird über 8 Fuß lang und 4 bis 4½ Fuß hoch. Er kann ein Gewicht von mehr als 1000 Pfund erlangen. Zu seinem Aufenthalt ist ihm der höchste Norden angewiesen, wo er sich an den Eismeeren von Spitzbergen, an der nördlichsten Küste von Amerika, bis zur Hudsonsbay findet. In Spitzbergen, Nova-Zembla, Grönland trifft man ihn das ganze Jahr hindurch und öfters in großer Anzahl an. Skoresby, ein Reisender, sah Schaaren wie Schafheerden, einmal gegen hundert.

„Aber sagen Sie mal, warum wird er denn Eisbär genannt!"

Er ist auf den Eisfeldern, die öfters 200 Meilen vom Ufer entfernt sind, so gut zu Hause als auf dem festen Lande; ja man hat Beispiele, daß einzelne auf Eisblöcken bis nach Island und Norwegen geschwommen sind, wo man aber diese rauhen Gäste nicht eben freundlich bewillkommte, sondern sie sogleich tödtete oder vertrieb. So weit man bis jetzt nach Norden durch die Eisschollen vorgedrungen ist, fand man die Eisbären allenthalben, und es scheint, daß sie wenig oder keinen Winterschlaf halten. Das Weibchen soll Letzterem zwar mehr unterworfen sein, wahrscheinlich aber lebt es zu der Zeit, wo man es nicht bemerkt, mit seinen zarten Jungen in Eishöhlen verborgen. So plump dieses für den Norden gefürchtetste und gefräßigste Raubthier aussieht, so viel Gewandtheit besitzt es, so daß ein Mensch auf den Eis- oder Schneefeldern ihm nicht zu entfliehen vermag. Es schwimmt mit großer Geschwindigkeit, und ohne große Beschwerden legt es einige Meilen zurück; auch versteht es das Tauchen meisterhaft und kann lange Zeit unter dem Wasser schwimmen.

„Aber was frißt der Eisbär? In dem kalten Norden ist doch nicht viel zu finden?"

Ei, warum nicht! Sein gewöhnlichster Fraß sind Seehunde, Fische und Reste von Wallfischen; und diese Nahrung findet er in seiner Heimath hinreichend. Das Fleisch der Landthiere liebt er weniger, und man hat in Sibirien gesehen, daß er an Heerden ganz gleichgültig vorüber ging. Den Menschen fällt er ungereizt selten an; doch hat man auch Beispiele, daß er, von grimmigem Hunger geplagt, ihn ebenfalls nicht verschonte. Mit Leichtigkeit läuft er mit einem Menschen im Rachen davon, und Skoresby

erzählt, daß ein Bär einen Motrosen am Rücken gepackt habe und so schnell mit ihm davon gelaufen sei, daß seine Kameraden auf sein Geschrei ihm nur nachsehen, aber nicht einholen konnten. Wird er hingegen angegriffen, so hält er fast unter allen Umständen Stand und greift selbst an. Auf dem Boote eines Wallfischfängers schoß die Mannschaft auf einen Bären und verwundete ihn; der Bär lief sogleich auf dem Eise gegen das Boot, sprang in's Wasser und suchte in's Boot zu steigen. Einer hieb ihm mit einer Art eine Pfote ab und suchte mit dem Boote nach dem Schiffe zu steuern; aber auch dahin folgte das verstümmelte Thier, erkletterte das Schiff und wurde erst auf dem Verdeck getödtet. Ein ähnliches Abenteuer erlebte der Kapitain Hawkins in der Davisstraße. Dieser verfolgte einen großen Bären, der durch's Wasser schwamm, und stieß ihn zweimal mit einer Lanze durch die Brust; als er sie zum neuen Stoß herauszog, kletterte das Thier am Boot in die Höhe, ergriff ihn am Schenkel und riß ihn über Bord. Glücklicherweise benutzte der Bär seinen Sieg nicht, sondern machte, daß er fortkam, was ihm auch gelang, da alle im Boote befindlichen Leute mit der Rettung des Kapitains beschäftigt waren.

Der Eisbär hat einen erstaunlich scharfen Geruch, denn er wird stundenweit durch das im Feuer bratende Wallfischfleisch oder durch Thrangeruch herbeigelockt.

„Vermehren sich die Eisbären sehr stark?"

Nein, lieber Leser, denn die Bärin wirft höchstens zwei Jungen; aber da diese Thiere im hohen Norden wenig verfolgt werden und dabei ein zähes Leben haben und alt werden, so läßt es sich daraus erklären, warum Reisende oft große Heerden von Eisbären zu Gesicht bekommen. Aber was sagst du dazu, daß so eine unvernünftige Bärin ihre Jungen mit der größten Sorgfalt aufzieht und selbst dann, wenn sie schon ziemlich erwachsen sind, noch alle Gefahren mit ihnen theilt. Man erzählt rührende Beispiele davon.

„Ei, das wäre! O, erzählen Sie doch eins!"

Die englische Fregatte Corcasse, welche auf Entdeckungen in die Nähe des Nordpols ausgesandt war, fror ein. Die Mannschaft briet Wallrosse auf dem Eise, um Thran daraus zu ziehen, als eine Bärin und ihre zwei Jungen, die an Größe ihr fast gleich kamen, durch den Geruch angelockt, herbeieilten, auf das Feuer zustürzten und ein tüchtiges Stück Fleisch herauszogen, welches sie begierig verschlangen. Die Leute warfen vom Schiff Stücke Fleisch herab, welche die alte Bärin sogleich ihren Jungen brachte und nur wenig für sich behielt. Als sie eben das letzte Stück wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an, schossen beide nieder und verwundeten auch die Mutter, jedoch nicht tödtlich. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie

kläglich sie ihre sterbenden Jungen betrauerte, so daß selbst die rauhen Matrosen gerührt wurden. Kaum konnte sich das unglückliche Thier noch fortbewegen, und doch wankte es sogleich zu seinen Jungen hin, zerriß das Fleisch in Stücke und legte es ihnen vor. Als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, streckte sie ihre Tatzen bald nach dem Einen bald nach dem Andern aus und suchte sie aufzurichten, wobei sie ein klägliches Geheul erhob. Da alle ihre Mühe vergeblich war, schleppte sie sich eine Strecke fort, kehrte aber wieder um und leckte ihre Wunden. Als sie endlich sah, daß sie todt und kalt waren, erhob sie ihren Kopf nach dem Schiffe hin und brüllte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen; sie sank zwischen ihre Jungen nieder und starb, indem sie ihre Wunden leckte.

„Werden auch wohl Eisbären eingefangen und in Deutschland zum Besehen herumgeführt?"

O ja, zuweilen; aber in der Gefangenschaft muß der Eisbär oft mit kaltem Wasser begossen werden, weil er sonst nicht lange leben würde. —

Sein Fleisch, wenn es vom Fett, welches öfters an 100 Pfund beträgt, gereinigt ist, soll saftig sein, und besonders wird der Keuler als wohlschmeckend gerühmt. Sein Fell giebt ein warmes Pelzwerk.

„Darum macht man auch wohl Jagd auf die Eisbären?"

Ja wohl! Doch für heute mußt du dich mit dieser Erzählung begnügen. Nächstens erzähle ich dir noch andere Geschichten vom Eisbären.

„Schön! Aber vergessen Sie es ja nicht."

Beumer.

5. Die Wölfe.

Ich hatte, so erzählte der Jäger Hellmuth, heute vom frühen Morgen an den ganzen Forst mit meinem Packan durchstreift, als mich das Geheul von Wölfen nach dem äufsersten Ende des Forstes lockte, bis an den Rand des Waldes, wo man die schöne Wiese vor sich hat, die zu dem Dorfe Hohenwalde gehört, und hier hatte ich denn ein Schauspiel, wie ich es in meinem ganzen Leben noch nie gehabt habe, und was ich nimmermehr vergessen werde. — Eine ganze Schaar von jungen und alten Wölfen machte einen förmlichen Angriff auf eine Pferdeheerde, welche ein kleiner Junge hütete. Glücklicher Weise waren wohl diese Pferde noch zu rechter Zeit durch das Geheul der hungrigen Wölfe gewarnt worden und hatten sich daher in guten Vertheidigungsstand gesetzt. Der kleine Hirt kletterte in grofser Angst auf einen nahen Baum, und der Hund schien sich im Walde versteckt zu haben; auch mein Packan war mit

gesträubtem Haar, zitternd am ganzen Leibe, zwischen meine Füfse gekrochen, und ich war damit wohl zufrieden, da der Hund noch jung ist. Und wie vertheidigten sich nun die muthigen und klugen Pferde? Es war ein herrlicher Anblick, wie sie Alle in einem dichten Kreise, mit den Köpfen im Mittelpunkte dicht zusammengedrängt, schnaubend und stampfend den wüthenden Angriff ihrer Feinde mit gleicher Wuth zurücktrieben, indem sie, so oft die Wölfe sich naheten, mit der gröfsten Anstrengung hinten ausschlugen und, sobald sie sich entfernten, vorsichtig den Kopf zurückbogen, um zu sehen, ob es ihnen gelungen sei, die Raubthiere zu erschlagen. Gerade in dem Augenblicke, da ich aus dem Walde hervortrat, hatten zwei Wölfe den Todesschlag erhalten und taumelten halbtod hinten über. Eine Weile sah ich dem Kampfe zu, neugierig, was die übrigen vier Wölfe thun würden, nachdem die Kampfgenossen so übel weggekommen waren. Es schien sie aber wenig zu rühren, dafs ihr Heer kleiner geworden war, denn sie griffen mit erneuerter Wuth die Heerde an. Jetzt schien es mir Zeit, der geängstigten Heerde zu Hülfe zu kommen. Ich schlich mich am Walde, so dicht als möglich, hinter die Wölfe und nahm den gröfsten und stärksten auf's Korn. Ich traf ihn glücklich in den Hals, und da ich noch einen guten Schufs bei mir hatte, erlegte ich auch den zweiten; darauf nahmen die Uebrigen mit gräfslichem Geheul die Flucht, und in dem Augenblick stürzte auch der Hund aus seinem Hinterhalte hervor und fiel über den halbtodten Wolf her, den er bald erwürgte. Jetzt sprengten die Pferde, wahrscheinlich durch die beiden Schüsse erschreckt, auseinander, und nahmen in wildester Eile die Flucht; das Eine mufste wohl am rechten Hinterfufs verwundet sein, denn es konnte den Uebrigen nur mit grofser Mühe in der Entfernung nachfolgen und lief unglücklicher Weise gerade nach der Gegend zu, wohin die Wölfe geflohen waren.

Auf einmal stürzte einer von den Wölfen im schnellsten Lauf aus dem Gebüsch hervor, und nun war das arme Pferd verloren, denn ich war zu entfernt, um es zu retten, und hatte mich auch schon ganz verschossen. Mit einem gewaltigen Sprunge hatte der Wolf sich auf den Hals des Pferdes geschwungen, und in einem Augenblicke stürzte es todt nieder. Gräfslich war der Anblick, den ich nun hatte. Nach einigen Minuten lag das Pferd gänzlich zerrissen da, und der Wolf wüthete in dessen Eingeweiden. Ich hütete mich, ihn zu stören, damit die übrigen Pferde nicht in neue Gefahr gerathen möchten. Indem er mit einem grofsen Stück seiner Beute nach dem Walde schlich, kam auch der andere entflohene Wolf

herbei und verzehrte, was ihm Jener übrig gelassen hatte. Mit Hülfe seines Hundes gelang es dem kleinen Hirten, als er sich ein Wenig von seinem Schrecken erholt hatte, die Heerde wieder zusammen zu treiben, und als ich das Schlachtfeld verliefs, war er dem Dorfe schon ganz nahe.

Ich hatte schon ein gutes Stück meines Rückweges hinter mir, als ich mein Pulverhorn vermifste, und ich kehrte daher sogleich um, um es zu suchen. Wie erstaunte ich, als ich auf dem eben verlassenen Schlachtfelde zwei junge Wölfe fand, welche über den erschlagenen alten Wolf, der noch nicht ganz todt schien, hergefallen waren und Anstalt machten, ihn als gute Beute zu verzehren. Ich hielt es für's Beste, mich zurückzuziehen, aus Besorgnifs, dafs die wilde Gesellschaft gar zu zahlreich werden und auf den Einfall kommen möchte, auf mich oder meinen Packan Jagd zu machen. So bin ich denn glücklich mit ihm davon gekommen.

(Wilmsen's Land und Meer.)

6. Das Kameel.

(Die Wüsten-Post — das Schiff der Wüste.)

In der heiligen Schrift heißt es bei der Schöpfungsgeschichte: „Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ Ei freilich, Gott hat Alles weislich und wohl geschaffen und geordnet; wenn wir es nur immer erkennen wollten. Seine Weisheit zeigt sich vom kleinsten Pflänzlein an bis hinauf zur majestätischen Sonne. Auch in der eigenthümlichen Beschaffenheit eines jeden Thieres und in der Art der Verbreitung zeigt sich die Güte und Weisheit des Vaters. Den Bewohnern des kalten Nordens gab er das Rennthier, welches alle unsere Hausthiere ersetzt, und das sich unter der Schneedecke selbst sein spärliches Futter sucht. Den Bewohnern der Sandwüsten Asiens und Afrika's gab er das Kameel, und welchen Reichthum er ihnen in diesem nützlichen Thiere bescheerte, das will ich meinen kleinen Freunden jetzt erzählen.

Es giebt zwei Arten von Kameelen, die eine hat nur Einen Höcker, die andere Art hat zwei Höcker. Die mit einem Höcker heißen Dromedare, und die mit zwei Höckern heißen Trampelthiere. Das gemeine Kameel oder Dromedar wird 6 Fuß hoch, hat ziemlich feine, wollige Haare, welche mäßig lang sind, und die in der Regel eine grauröthliche Farbe haben. Unter den Füßen, an den Knieen und an der Brust hat es Schwielen. Man findet es häufig in Arabien und in der Wüste Sahara, auch giebt es in Persien, Aegypten und der südlichen Tartarei Kameele. Es vereinigt die Schnelligkeit des Pferdes mit der Genügsamkeit und Geduld des Esels und liefert gleich der Kuh eine reichliche

und nahrhafte Milch. Vielen Völkern Asiens und Afrika's liefert das Kameel die meisten Bedürfnisse. Sie sehen es daher für ein großes Geschenk des Himmels an, ohne dessen Beistand sie weder leben, noch mit ihren Nachbarn Handel treiben, noch ihre fast endlosen Wüsten durchreisen könnten. Dieses Schiff der Wüste, wie der Araber das Kameel mit Recht nennt, ist durch seinen ganzen Bau und seine Eigenschaften recht dazu eingerichtet, den Menschen und seine Lasten durch den Sand der Länder zu tragen, die seine Heimath sind. Die Füße sind so gebaut, daß es damit nicht tief in den Sand tritt; der drüsige Beutel am Halse enthält Feuchtigkeiten zum Benetzen des Schlundes, und der zellige Anhang des Magens bewahrt überdies noch acht oder mehrere Tage lang einen Wasservorrath auf, der dem Thiere in den wasserarmen Wüsten gar sehr zu Statten kommt. Hat es lange nicht getrunken, so nimmt es auf einmal einen großen Wasservorrath in sich auf. Es ist sehr genügsam, denn Disteln und andere stachelige Gewächse reichen zu seiner Nahrung hin. Fehlt es auf der Reise an frischem Futter, so erhält es etwas Gerste oder Bohnen u. s. w. Das Kameel wird zum Reiten und Lasttragen gebraucht. Wer indessen auf einem so hochbeinigen Thiere reiten will, muß darin große Uebung haben; denn es tritt nicht nur hart auf, sondern hat auch noch einen besondern Gang, den sogenannten Paß, nach welchem es die beiden Beine der einen Seite zugleich aufhebt und dadurch stets von der einen auf die andere fällt. Alle Thiere, welche zum Lasttragen gebraucht werden, sind von früher Jugend daran gewöhnt. Man legt ihnen anfangs eine geringe Bürde auf, welche nach und nach vergrößert wird. Es wird dazu abgerichtet, bei der Beladung sich nieder zu legen. Wird ein Kameel aber überladen, so läßt es sich eher todtschlagen, als daß es mit der Last aufstände. Musik und Gesang liebt es außerordentlich, und die Kameeltreiber wissen es damit zu ermuntern und aufzutreiben. Die Kameele sollen sehr alt werden; ja, man sagt, daß sie bei guter Pflege ein Alter von 50 bis 100 Jahren erreichen sollen. Das Trampelthier, welches zwei Höcker hat, ist von dem gemeinen Kameel wenig verschieden. Seine Farbe ist etwas mehr gelblich weiß, und es wird etwas größer. Die Kameele liefern außerdem noch ein schmackhaftes Fleisch, namentlich soll der Fetthöcker eine Delicatesse sein. Die Milch der Kameele ist nahrhaft und gesund, und einige Stämme der Araber verstehen es, daraus ein dem Branntwein ähnliches Getränk zu bereiten. Die Haare der Kameele werden zu Garn und andern Waaren verarbeitet. Aus der Haut wird ein sehr dauerhaftes Leder bereitet, und der Mist dient zur Feuerung. Du siehst also, lieber Leser, was der liebe Gott den Bewohnern der Wüsten für einen Reichthum in diesem Thiere bescheert hat.

„Aber ist es wahr, daß die Reisenden, wenn es ihnen an Wasser gebricht, ein Kameel schlachten, um mit dem Wasser, was dieses Thier in sich aufbewahrt, ihren Durst zu löschen?"

Man erzählt es allerdings, kleiner Freund, aber es giebt auch Männer, die weite Reisen in Arabien gemacht und Solches nie gesehen haben. Es kann aber darum doch möglich sein.

Beumer.

7. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in den dunklen Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem Einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, und wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unter den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist's und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können.

Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf." — Der das gesagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus." Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Naturbeobachter, der sagt also:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Butten, Quaden oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen; der Maulwurf aber frißt die Engerlinge und reinigt den Boden von diesen Feinden."

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben,

weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für seine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

Das hat wieder Einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat.

Halt, guter Freund! Der das sagt, kennt den Maulwurf besser, als ihr Alle; ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehrere spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: Er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Es ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so Etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's nun aus?

Wenn ihr nun den Maulwurf fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel verfolgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer und frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis.

So sieht's aus!

Hebel.

8. In Afrika.

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf. Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf? Steige mit mir auf den Tenkbaum leise, dass des Köchers Klingen sie nicht aufschreckt. Sieh' den Tiger mit dem Leoparden ringen.

Um den Leichnam eines Weifsen, den der Tiger überfiel, als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl; um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger, der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh'! kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'! roth sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch! Die Vertiefung auf dem Hügel, d'rin er liegt, gleicht einer Schale, voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weifser Mann! — Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an; aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe, und die Rechte hebt er drohend, dafs den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefafst; zerrend flieht er, doch der Andre läfst nicht von der blut'gen Last. Ringend, ungestüm sich packend, steh'n sie auf den Hinterpfoten, aufrecht zwischen sich den starren mitemporgerafften Todten.

Da — o sieh, was über ihnen sich herabläfst aus dem Baum, grünlich schillernd, off'nen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! — Riesenschlange, keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreifsen! Du umstrickst sie, du zermalmst sie, — Tiger, Leoparden, Weifsen.

Freiligrath.

9. Ueber die Vögel Deutschlands.

Nirgends haben wir mehr Ursache, die Weisheit der Vorsehung zu bewundern, als bei dem Baue, der Lebensart und der Bestimmung der Vögel, welche in jeder Hinsicht am vollkommensten den verschiedenen Zwecken entsprechen, zu denen sie bestimmt sind. Ihr Körper ist mit Federn bedeckt, welche weit leichter als eine Haarbedeckung und daher besser zur Unterstützung bei ihrem Fluge berechnet sind; sie liegen dicht auf dem Körper über einander und laufen von vorn nach hinten zu, damit sie desto leichter die Luft durchschneiden können. Zur Erwärmung des Körpers füllen kurze und außerordentlich weiche Flaumfedern alle leeren Stellen zwischen den Spulen der Federn aus. Auch sind die Knochen der Vögel im Verhältniß zu ihrer Größe weit leichter, als die der vierfüßigen Thiere.

Damit die Vögel um so leichter ihren Flug in der Luft fortsetzen können, ist der Kopf klein und der Schnabel gewöhnlich etwas keilförmig, der Hals ist lang und die Brust schmal; der Körper ist schlank, unten am Bauche scharf und oben auf dem Rücken flach und rund. Sie helfen sich durch die Flügel fort, welche so gebaut sind, daß sie, wenn sie niederwärts geschlagen

werden, sich sehr weit ausbreiten und unten etwas hohl sind. Die Muskeln, welche sich oberwärts bewegen, sind außerordentlich groß, und man hat berechnet, daß sie manchmal nicht weniger als den sechsten Theil des Gewichtes des ganzen Körpers ausmachen.

Die Flügel gebraucht der Vogel, wie die zwei Ruder eines Kahnes gebraucht werden. Der Schwanz wirkt beim Fliegen wie ein drittes Ruder mit; nur bewegt er ihn nicht, wie das Steuerruder eines Schiffes seitwärts, sondern blos auf- oder unterwärts.

Um das Gleichgewicht beim Fliegen zu erhalten, heben die meisten Vögel Kopf und Hals in die Höhe. Einige, wie z. B. der Reiher, dessen kurzer Schwanz und langer Kopf und Hals die vordere Hälfte des Körpers schwerer machen, als die hintere, strecken, um das nöthige Gleichgewicht zu erlangen, die langen Schenkel im Fluge aus. Man weiß, daß einige Vögel im Stande sind, in einer Minute dreitausend Fuß, d. h. eine Viertelstunde, weit zu fliegen.

Damit die Federn der Vögel nicht durch die Reibungen in der Luft leiden, oder die Feuchtigkeit einsaugen, so sind sie unter dem Schwanze mit zwei Drüsen, die eine Menge Oel enthalten, versehen; diese können sie nach Belieben ausdrücken, um ihre Federn, wenn es nöthig ist, regelmäßig zu reinigen und zurecht zu machen.

Da diese Thiere fast beständig zwischen Hecken und Gebüschen leben; so haben sie zum Schutze ihrer Augen sowohl gegen äußere Beschädigung, als gegen zu vieles Licht, wenn sie gegen die Sonne fliegen, eine Nickhaut, welche wie ein Vorhang nach Belieben über das ganze Auge gezogen werden kann. Diese Decke ist weder dunkel noch durchsichtig, sondern sie läßt gerade so viele Strahlen durch, als nöthig sind, um einen Gegenstand nur sichtbar zu machen, und setzt sie in den Stand, ihren Flug durch die Luft fortzusetzen. Vermittelst dieser vorgezogenen Haut soll der Adler in die Sonne sehen können.

Die Vögel athmen vermittelst Luftgefäße, welche durch den ganzen Körper ausgebreitet und an der untern Oberfläche der Knochen befestigt sind. Ihre Lungen sind wie ein Schwamm gebildet, um die Luft überall durchzulassen. — Die Luft, welche bei dem Menschen blos in die Lungen eingeathmet wird, verbreitet sich bei den Vögeln deswegen durch den ganzen Körper, damit bei der Schnelligkeit der Bewegung das Athmen durch keinen Widerstand gehemmt oder unterdrückt wird. Je schneller nämlich die Bewegung ist, desto stärker ist der Widerstand der Luft, und ein Mensch würde, wenn es ihm möglich wäre, sich so schnell als eine Schwalbe zu bewegen, durch den Widerstand der Luft außer Stand gesetzt sein, zu athmen und bald ersticken,

weil er mit keinen ähnlichen Behältnissen, wie die Vögel, versehen ist.

Der Sinn des Gesichts ist bei den Vögeln unter allen der schärfste. Auf das Gesicht folgt der Sinn des Gehörs, welcher besonders bei den Eulen sehr fein ist. Alsdann kommt der Geruch, der bei den meisten Vögeln von keiner ausgezeichneten Stärke ist; indeß haben die Krähen und Raben, die Geier und andere von stinkendem Fleisch sich nährende Vögel einen feinen Geruch, weil sie aus großer Entfernung nach dem Aase hinziehen. Der Sinn des Geschmacks scheint bei den Vögeln, besonders bei den körnerfressenden, ziemlich stumpf zu sein. Dagegen besitzen die Vögel ein feines Gefühl; denn ein leiser Hauch ist hinreichend, sie aus dem tiefsten Schlafe zu erwecken.

Die Vögel halten sich in allen Gegenden der Erde auf, jedoch so, daß einige Arten blos auf besondere Länder eingeschränkt, andere hingegen weit verbreitet sind. Viele verlassen zu gewissen Jahreszeiten ihren Aufenthaltsort und ziehen nach Himmelsstrichen, welche ihrer Natur oder ihrer Lebensart auf eine Zeit lang besser angemessen sind als die, unter welchen sie seither wohnten (Zug= oder Strichvögel). Viele Vögel z. B. wandern, durch einen besondern und untrüglichen Instinkt getrieben, vor dem Eintritt der kalten Jahreszeit aus unsern Gegenden nach dem wärmern Afrika und kehren von da im Frühjahr wieder zurück. Je mehr eine Gegend nach Norden zu liegt, desto mehr Zugvögel hat sie. Je zärtlicher ein Vogel, oder vielmehr je früher seine ihm angewiesene Nahrung in seinem Geburtslande abnimmt, desto zeitiger entfernt er sich, und desto später kommt er in der Regel zurück.

Viele Zugvögel, besonders diejenigen, welche früh fortziehen und spät zurückkehren, unternehmen sehr weite Reisen, z. B. die Schwalben, welche bis nach dem Senegal in Afrika ziehen. Andere dagegen, die uns spät verlassen und früh zurückkommen, gehen nur einige hundert Meilen weit und bleiben im südlichen Europa, z. B. die weißen Bachstelzen, welche dort den ganzen Winter hindurch solche Witterung antreffen, wie sie bei uns im September und Oktober haben. Vögel, welche in unserm Klima immer Zugvögel sind, sind es in mildern europäischen Ländern nicht. So bleiben z. B. manche Schnepfengattungen den ganzen Winter hindurch in dem mildern England, während sie bei uns alle Jahre fortziehen. Noch mehr ist dies in Portugal, Spanien, Italien u. s. w. der Fall. Viele Vögel sind hingegen wiederum im hohen Norden, z. B. in Norwegen, Schweden, Rußland, Zugvögel, die es bei uns nicht sind. Da diese indessen einmal auf der Reise sind und ihr Vaterland verlassen müssen, so giebt es mehrere von ihnen, welche auch nicht einmal bei uns bleiben, sondern weiter gegen Süden ziehen, z. B. die Dohlen. Mehrere

einheimische Dohlen bleiben Sommer und Winter bei uns; die aus dem höheren Norden, welche sich in ihrer Heimath nicht halten können, kommen im Herbste in Schaaren an und streifen öfters in Gesellschaft mit den unsrigen eine Zeit lang umher; wintert es aber zu, so gehen sie noch weiter fort. Man hat bemerkt, daß sie die unsrigen zum Mitziehen auffordern; allein diese bleiben bei uns.

Es scheint, daß auch viele von unsern Zugvögeln nicht ununterbrochen ihre Reise fortsetzen, sondern, wie jene Dohlen, hier und dort eine Zeit lang verweilen, bis es ihnen auch da zu kalt wird. So mag z. B. unser Pirol sich erst in den südlicheren Weinländern, in Italien, Griechenland u. s. w., gütlich thun, ehe er über das mittelländische Meer zieht.

Unsere Zugvögel brechen nicht alle Jahr zu einer und derselben Zeit auf. In Ansehung ihrer Ankunft in südlichen Ländern und ihrer Abreise von dort haben wir noch wenige Nachrichten, weil sich Reisende gewöhnlich nur kurze Zeit da aufhalten, und die Einwohner dieser Gegenden wenig Beobachtungen hierüber anstellen.

(Nach Bingley.)

10. Vogelkalender.

Im Januar trifft man im mittleren Deutschland mehrere Adlerarten in hohen, gebirgigen Waldungen und besonders bei Wildgehegen an. Hier halten sie sich auch die übrigen Wintermonate auf, in welchen sie sonst nirgends Nahrung finden. Der Stockfalke, der Sperber und Andere kommen aus den Waldungen nach den Ebenen, in die Gegend der Dörfer, um auf Feld- und Haushühner u. s. w. Jagd zu machen. Die Eulen sieht man an ihren gewöhnlichen Wohnplätzen und an andern Orten. Sie streifen umher, um Mäuse, Sperlinge, Ammern und dergleichen zu finden, und kommen deswegen selbst in Gebäude. Von den Würgern oder Neuntödtern bleibt nur der große, graue Würger bei uns, der in Wäldern und auf einzelnen Bäumen im Winter kleinen Vögeln nachgeht. Die Raben- und Krähengattungen, welche meist alle bei uns bleiben, sieht man überall, wo es einige Nahrung giebt; wenn Schnee liegt, so sieht man sie besonders in Städten und Dörfern, auf den Gassen und Höfen, um alles nur einigermaßen Eßbare, was hingeworfen wird, sogleich in Beschlag zu nehmen. Die Spechte, von denen keiner fortzieht, die gemeine Spechtmeise und der gemeine Baumläufer streifen umher, theils in den Waldungen, theils in Feldhölzern und in den Gärten der Städte und Dörfer; und der Grünspecht klettert sogar an den Wänden der Häuser umher, um aus den Säulenritzen, den Spalten der Giebelbretter, aus den Strohdächern u. s. w. die daselbst versteckten Fliegen und andere Insekten hervorzuziehen.

Der Eisvogel streift von einem Gewässer zum andern und findet an offenen Stellen seine Nahrung. Die Schneegänse ziehen in Schaaren umher, und die gemeine wilde und andere Gattungen von Enten trifft man paarweise und zu mehreren auf offenen Gräben, Teichen und Sumpfwassern an. Auer-, Hasel- und Birkhühner bleiben in den Wäldern; die Rebhühner kommen auf Dörfern und in den offenen Städten nach den Gärten, um sich vom Braunkohl zu nähren. Der große Trappe fällt in Heerden auf die Getreide- und Rübsaatfelder nieder. Die Amsel findet sich in Gesellschaft in Sumpfgebüschen, an offenen Wassergräben und andern Orten, wo sie einigen Schutz gegen die kalten Winde und Nahrung findet. Von den Lerchen findet man die Hauben- und die Kothlerche hin und wieder in Städten und auf Dörfern unter den Feld- und Haussperlingen, den Bergfinken und Goldammern auf Straßen und Bauerhöfen. Die gemeinen Finken — doch selten die Weibchen — bleiben bei der strengsten Kälte und dem tiefsten Schnee in unsern Gegenden und ziehen in Schaaren überall hin, wo sie Stroh, Heu und Mist antreffen, besonders auf Meiereien, Landstraßen und Bauerhöfen. Der gemeine Kernbeißer kommt ebenfalls nach den Höfen und Gärten, ist aber auch im Gebüsche zu finden, wo allerlei Strauchwerk ihm Beeren darbieten, deren Samenkerne er verzehrt. Der Gimpel hält sich in Sumpf- und andern Gebüschen auf und kommt auch nach den Gärten. Die gemeinen Zeisige fliegen in großen und kleinen Schaaren da, wo hohe Erlen stehen, und in Tannen- und Nadelwäldern den ganzen Winter umher. Der Kreuzschnabel hält sich in den Schwarzwäldern auf. Stieglitze, die, wie die Hänflinge, bei strenger Witterung nach den milderen Gegenden gehen, sieht man doch einzeln hin und wieder, aber sehr niedergeschlagen.

Aus dem Geschlechte der Sänger bleibt gänzlich bei uns: der kleine Zaunkönig, der bei der grimmigsten Kälte, wo sogar der Sperling traurig da sitzt, lebhaft ist, und in Städten und Dörfern alle Hecken, Sträucher und Zäune durchsucht; ferner das noch kleinere Goldhähnchen, indem es sich in Tannen- und Nadelgebüschen auf der Mittagsseite aufhält. Sonst sieht man einzelne Braunellen in der Nähe der Häuser und vor den Fenstern, und eben so hin und wieder ein kümmerlich sich nährendes Rothkehlchen, welches entweder beim Abzuge sich von der Gesellschaft verloren hat und zurückgeblieben, oder — was noch öfter der Fall sein mag — aus der Stube entronnen ist. Alle einheimische Meisengattungen streifen einzeln oder in kleinen Gesellschaften umher.

Februar. Mit den zurückbleibenden Vögeln geht in diesem Monate, wenn nicht etwa sehr gelinde Tage gegen das Ende desselben einfallen, keine merkliche Veränderung vor, sondern sie

treiben ihre Lebensart wie im Januar. Von wandernden Vögeln kommen aber an, und zwar früher oder später, je nachdem die Witterung fällt: der rauhbeinige Falke, die Misteldrossel, die Feldlerche, die Baumlerche, die weggezogenen Finken, die Hänflinge und Andere dieses Geschlechts, der gemeine Staar, die Ringeltaube, die Holztaube und am Ende schon die Waldschnepfe, die auch wohl bei gelindem Winter ganz hier bleibt, und andere Schnepfen. Auch hat man schon in der letzten Woche des Februars einzelne weiße Bachstelzen gesehen.

März. Bei Kälte und Schnee setzen die zurückgebliebenen Vögel ihre Lebensart noch fort, und die angekommenen streifen umher. Sonst kommen, bald früher, bald später — denn die Beschaffenheit der Witterung ändert viel — im Anfange dieses Monates an: die weiße Bachstelze, der Staar, wenn er nicht schon zu Ende des Februars erschienen ist, der Kiebitz, mehrere Falkenarten, Schnepfen und Andere. Die Bergfinken, Hauben- und Kothlerchen, die wilden Gänse, Dohlen, Wachholderdrosseln und andere Vögel, welche theils bei uns überwinterten, theils nur durchstreiften, gehen nach Norden zurück, nachdem sie ebenfalls längere oder kürzere Zeit umhergezogen sind. Um die Mitte dieses Monats kommen an: die gelbe Bachstelze, die graue Bachstelze, die Singdrossel, das Rothkehlchen, der Storch, der Kranich, verschiedene Schnepfen und andere Sumpfvögel, die Braunelle, der Rohrammer, der schwarzkehlige Steinschmätzer, auch bisweilen wohl der Weidenzeisig und Andere. Mehrere Vögel machen nun im März Anstalt zum Nisten und Eierlegen, und bei angenehmer Witterung brüten schon manche, doch ist dies selten.

April. Im Anfange dieses Monats kommen mehrere von den Vorhergehenden an, wenn es im März die Witterung noch nicht erlaubte, und außerdem der braunköpfige Würger, verschiedene Schnepfengattungen und das Blaukehlchen. Um die Mitte erscheinen: der große Steinschmätzer, die Sperlingsammer, mehrere Arten von Grasmücken, der Rohrsänger, der Sprosser, die Nachtigall, der Wendehals, der Kuckuk; gegen das Ende: der kleine graue Würger, der Kampfhahn, die Zaunammer, das Laubvögelchen, die Turteltaube, der Dorndreher, die Mauerschwalbe, die Gartenammer, der schwarzrückige Fliegenfänger und gemeiniglich auch der Pirol und die Mandelkrähe. Jetzt nisten schon Spechte, Singdrosseln, Sperlinge, Kibitze und Andere.

Mai. Einige von den Vorigen, welche die rauhe Witterung noch abgehalten hatte, kommen an; außerdem der gemeine Strandläufer, die Meerlerche, die übrigen Fliegenfänger, die Wachtel, der Wachtelkönig, die europäische Nachtschwalbe und alle übrigen Wanderer, und zwar wieder nach Beschaffenheit der Umstände früher oder später. In diesem Monate machen fast alle Vögel

Anstalt zum Nisten, Eierlegen und Brüten. Staare, Krähen, Spechte u. s. w. haben schon flügge Jungen.

Im Junius und Julius verändern die Vögel ihren Aufenthalt nicht, weil sie theils noch mit Brüten, entweder zum ersten oder zum zweiten Male, theils mit der Erziehung der Jungen beschäftigt sind. Die Jungen aus der ersten Hecke von den früher brütenden Vögeln sind nun ausgeflogen und streifen rüstig in der Nähe ihres Geburtsortes umher. In der letzten Hälfte des Julius ziehen sich viele Familien, welche ihre Jungen erzogen haben, nach solchen Orten hin, wo es für sie die meiste Nahrung giebt. Nach der Mitte des Junius oder zu Ende desselben schweigen auch die meisten Singvögel.

Im August nimmt die Mauserung bei vielen Vögeln ihren Anfang, und diese ziehen sich in die dicken Gehölze und Gebüsche, wo sie gegen die Nachstellungen der Raubthiere am sichersten sind. Nur solche, die in jedem Jahre zwei- bis dreimal brüten, z. B. die Sperlinge, die weißen und gelben Bachstelzen, die Rauch- und Hausschwalben und Andere, brüten noch. Die übrigen, besonders die finkenartigen Vögel, thun sich in Gesellschaften zusammen und streifen umher. In der ersten Hälfte des Augusts zeigen sich auch schon verschiedene Gattungen von Mewen mit ihren Jungen, die sie im hohen Norden erzogen haben und nun nach milderen Himmelsstrichen führen. Auch verlassen uns gegen das Ende dieses Monats schon einige Vögel, wie die Mauerschwalbe, der Pirol und der weiße Storch.

In der ersten Hälfte des Septembers verlassen uns: die Nachtigall, der Rohrsänger, das Laubvögelchen und die europäische Nachtschwalbe; in der Mitte: die Mandelkrähe, der Kuckuk, der Wendehals, der gefleckte Fliegenfänger, einige Grasmücken-Arten, die schwarze Mauerschwalbe, die Zaunammer, der Kampfhahn, der gemeine Strandläufer, die Meerlerche, der Wachtelkönig, die Brachlerche und der große Steinschmätzer. Gegen das Ende ziehen fort: die Gabelweihe, der Thurmfalke, der Wiedehopf, die gelbe und graue Bachstelze; der Rohrdommel, der schwarzkehlige Steinschmätzer, einige Schnepfen-Arten, die Turteltaube, das Blaukehlchen und der blaukehlige Steinschmätzer, also überhaupt fast alle die Vögel, welche ihren Einzug im April halten. Bisweilen fliegen noch im Anfange dieses Monats junge Rauchschwalben und gelbe Bachstelzen aus.

Oktober. Wenn Einige von den Vorigen, durch das schöne Wetter gelockt, noch hiergeblieben sind, so machen sie nun Anstalt zur Abreise. Außerdem ziehen fort: die gemeine Grasmücke, die Rauch- und die Hausschwalbe, die Braunelle, mit Ausnahme einiger, welche hier bleiben, die Baumlerche, der Kranich, der gemeine Staar und das gemeine Rothschwänzchen. Am Ende dieses Monats nehmen das Rothkehlchen, die weiße Bachstelze

und andere Vögel Abschied. Unterdessen sieht man aus Norden während dieses Monats verschiedene Drosseln, zumal die Sing- und Rohrdrossel, ankommen und weiterziehen; späterhin kommen: die Haubenlerchen, die Nebelkrähen, die Bergfinken, die Dohlen, die Wachholderdrosseln und Andere bei uns an und streifen umher. Manche von ihnen, wie die Dohlen, thun sich gegen das Ende des Monats, sobald das Wetter rauh und stürmisch wird, in lärmenden Schaaren zusammen, streifen den Tag über umher und lassen sich des Abends mit großem Geschrei in Gehölzen nieder; endlich, wenn die Kälte strenger wird, ziehen sie fort. Mit zunehmender Kälte ziehen auch die Taucher davon. Die übrigen Vögel, welche bei uns bleiben, streifen von einem Orte zum andern und fangen die Winterlebensart an.

Im November sind unsere einheimischen Zugvögel fast alle fort; doch sieht man noch einzelne Feldlerchen. Aus dem Norden kommen viele Gattungen von Enten, welche zum Theil auf offenen Gewässern und in Sumpfgebüschen den ganzen Winter bei uns bleiben, zum Theil auch weiter ziehen. Um diese Zeit, und auch schon im Oktober, so wie im März, hört man in der Luft mancherlei Stimmen und das Geräusch der Schwingen, welches diese Zugvögel verursachen, und welches wahrscheinlich zu dem Mährchen von der wilden Jagd oder dem sogenannten wüthenden Heere Veranlassung gegeben hat. Unwissende können allerdings dadurch leicht in Schrecken oder in Verwunderung gesetzt werden, denn die Töne nehmen sich in der hohen Luft und bei der Stille der Nacht, wo man Nichts erblickt, sehr sonderbar aus.

Im Dezember, diesem mehrentheils düstern und kalten Monate, wo bei uns die Natur bereits in tiefen Schlaf gesunken ist, sieht man blos die umherstreifenden Vögel, welche bei uns überwintern, einzeln oder in Gesellschaften fliegen. Alles ist stumm und nur darauf bedacht, seine spärliche Nahrung zu finden.

Bingley.

11. Der Kuckuk.

Gewiß habt ihr Alle schon oft den Kuckuk rufen gehört, und Manche von euch haben sich auch wohl schon von ihm aus der Zahl seiner Wiederholungen ein, hoffentlich recht hohes Lebensalter prophezeihen lassen. Wenn man euch aber fragt, wie er aussieht, und woran man ihn von andern Vögeln unterscheiden soll, so werden wahrscheinlich nur sehr Wenige unter euch darauf zu antworten wissen. Denn der Kuckuk ist ein listiger und scheuer Vogel, der sich am liebsten im tiefen, dichten Gebüsch aufhält und sich den Blicken des Jägers, sobald er ihn nahen sieht, geschickt zu entziehen weiß. Da es ein in vieler Beziehung merk-

würdiger und nützlicher Vogel ist, so wollen wir ihn genauer betrachten.

Seine Größe ist etwa die einer Turteltaube, doch ist er dünner und schlanker, vom Schnabel bis zum Schwanz-Ende 13 bis 14 Zoll lang; die Flügel sind lang und schmal, der Schwanz aber besteht aus breiten Federn, von welchen die mittleren die längsten, und die an den Seiten die kürzesten sind, so daß er sich im Fliegen zu einem abgerundeten Fächer ausbreiten kann. An den Füßen hat er vier Zehen, womit er die Zweige so umfaßt, daß zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichtet sind; man nennt das Kletterfüße, und alle Vögel, die solche haben, leben in Wäldern auf den Bäumen, kommen selten oder nie auf die ebene Erde, und können nicht damit laufen oder hüpfen, aber desto besser klettern und sich damit auf den Zweigen und an den Baumstämmen festhalten, wie wir dies bei den Spechten ja auch sehen. In den heißen Ländern giebt es eine viel größere Menge solcher Klettervögel von sehr verschiedener Gestalt und mit viel bunterem Gefieder; darunter sind die Papageyen euch wohl am besten bekannt. — Der Schnabel unsers Kuckuks ist nur von mäßiger Größe, mehr lang als dick, durchweg nach abwärts gebogen, und in eine überragende, abwärts gesenkte Spitze auslaufend. Wenn der Schnabel geöffnet ist, sieht man, daß die Mundspalte sehr weit und zum Hinunterschlucken großer Raupen sehr geeignet ist. Seine Farben sind nicht gerade schön, gefallen aber doch in ihrer Zusammenstellung. Der Rücken und die Flügeldecken sind bläulich-aschfarben, eben so Hals und Brust, nur etwas blasser und in's Weiße übergehend; der Bauch ist mit einer Menge wellenförmig gezogener schwarzer Querbinden auf weißem Grunde gestreift, die Schwanzfedern aber sind schwarz, mit weißen Flecken an den Seiten. Die Füße sind gelb, die Augen hochgelb, an recht Alten sogar feuerfarbig. Der Schnabel ist braun und an seiner Wurzel in's Gelbliche übergehend. Wie alle Vögel ihre Farben nach dem Alter ändern, und man niemals dieselben allein nach ihrem Gefieder beurtheilen und beschreiben darf, sondern auf die festeren Kennzeichen sehen muß, so ist es auch mit dem Kuckuk, den Unwissende schon oft mit dem ähnlich gefärbten Sperber verwechselt und damit, besonders in früherer Zeit, eine Menge Irrthümer und Fabeln in die Naturgeschichte gebracht und den nützlichen Kuckuk als einen wahren Raubvogel verdächtig gemacht haben, da er doch gar keine spitzen Krallen, noch solche Schnabelkraft hat, wie jener; so hat auch der junge Kuckuk eine viel dunklere, zuweilen röthliche Farbe, und ein kürzeres, dichteres Gefieder, als der alte Vogel.

Der Gesang oder Ruf des Kuckuks besteht nur aus zwei Tönen, einem höheren und einem darauf folgenden tieferen; auf

der Flöte kann man sie mit den Tönen Fis und D, im rechten Tact geblasen, täuschend nachahmen. Aber nicht alle Kukuke rufen in so reiner Abstimmung, und manche nehmen den ersten Ton so hoch, daß er fast wie G klingt. Am Tage wiederholt er seinen Ruf selten mehr, als 20 bis 30 Mal hintereinander, weil seine Gefräßigkeit ihm nicht Zeit genug dazu läßt, aber in hellen Nächten oder im Mondschein wohl hundert Mal. Das Weibchen hat diesen Ruf nicht, statt dessen aber einen hell kichernden Ton, den es zwischen dem Ruf des Männchens und mit ihm abwechselnd hören läßt. Wenn man sich den Kuckuksruf lebhaft vergegenwärtigt, wird es Einem immer fröhlich um's Herz, denn er erweckt die Vorstellungen des warmen Frühlings, des heitern Wetters, des grünen Waldes. Zu anderer Zeit nämlich läßt er sich nicht sehen, noch hören, weil er ein Zugvogel ist, und muß wohl unter den befiederten Gästen, die im Sommer zu uns kommen, einer der Vornehmsten sein, weil er am spätesten kommt und früher als alle Andern davon geht. So hat denn auch deshalb der Wiedehopf in manchen Gegenden den Beinamen „Kuckuks-Lakai" oder „Kuckuks-Küster", weil er immer kurz vor jenem ankommt und ihn gleichsam meldet. Bei Beiden hat diese späte Ankunft ihren guten Grund, weil sie allein von Insecten leben und deren nicht eher in hinreichender Menge finden, als bis die Bäume grün geworden sind. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich in Raupen, deren er eine große Menge vertilgt. Er sucht nicht eben ängstlich danach, wie andere Vögel, denn von seinem scharfen Auge geleitet, holt er sich leicht seine Beute von allen Seiten herbei, da sein leichter und behender Flug ihn schnell durch Aeste und Zweige hindurch schlüpfen läßt. Sein großer Magen wird immer voll von Raupen gefunden; er macht dabei keinen Unterschied und nimmt auch die rauhesten Bärenraupen. Da das stachlichte Haar derselben sich zuweilen ganz dick an die innere Magenhaut festhängt und von der Bewegung des Magens ordentlich geglättet wird, so ist dadurch die Fabel entstanden, der Kuckuk habe einen von innen mit Haaren bewachsenen Magen. Schon mit dem Ende des Juli rüstet er sich zum Fortzuge, lebt dann stiller und verborgener, als vorher, und verläßt uns schon in der ersten Hälfte des August ganz, so daß er, gleich nachdem sein Gesang verstummt ist, plötzlich zu verschwinden scheint; was Veranlassung zu dem Volksirrthum geworden, er verwandle sich zur Zeit der Erndte in einen Sperber und fresse dann auch kleine Vögel.

Seinen Standort nimmt der Kuckuk am liebsten in Waldungen, die von Aeckern und Wiesen eingeschlossen sind, auch in solchen Gebüschen, die in der Nähe von Gärten sind, mögen sie nun auf feuchtem oder trocknem Boden stehen, auf der Höhe oder in der Ebene liegen. Jederzeit ist ein Pärchen beisammen,

das allein ein gewisses Revier bewohnt und kein zweites Pärchen neben sich duldet. Dasselbe Pärchen kehrt alle Jahr, so lange es lebt, in dasselbe Revier zurück, und stirbt Eins von den Alten, so ersetzt ein in demselben Revier jung gewordener Vogel seine Stelle; tödtet man beide, so dauert es lange, ehe sich wieder ein Pärchen an derselben Stelle ansiedelt.

Bei weitem das Merkwürdigste in dem Leben des Kuckuks ist, daß er kein Nest baut, seine Eier nicht selbst ausbrütet, noch die Jungen aufzieht, sondern andern Vögeln seine Eier in die Nester legt und ihnen auch die Ernährung seiner Jungen überläßt.

Das Ei des Kuckuks ist im Verhältniß zu seiner Größe sehr klein, etwa nur wie das eines Sperlings oder einer Grasmücke; es kann daher von kleinen Vögeln mit den ihrigen leicht verwechselt werden und bedarf keiner längern Zeit zum Ausbrüten, als diese. Deshalb wählt das Kuckuksweibchen immer die Nester von kleineren Vögeln, am häufigsten von Bachstelzen, Rothkehlchen, Feldlerchen oder Grasmücken, nie aber das Nest eines Vogels, der seine Jungen mit etwas Anderem als kleinen Insecten füttert. Das Hineinlegen des Eies in ein Nest geschieht nur dann, wenn die Bewohner desselben ausgeflogen sind, um sich Nahrung zu suchen, gewöhnlich am frühen Morgen; doch wird dazu nie ein ganz leeres oder ein schon ganz angefülltes Nest gewählt, sondern ein solches, in welchem einige Eier liegen, die bald bebrütet werden sollen. Der junge Kuckuk wächst schnell, überragt bald die andern Jungen, schnappt diesen die von den Alten emsig zugetragene Atzung vor dem Schnabel weg, so daß diese auch Hungers sterben müßten, wenn sie nicht schon vorher von dem Kuckuk, der sich in der Mitte breit macht und immer mehr Platz braucht, über den Rand des Nestes hinausgeschoben würden, so daß sie zuletzt hinunterfallen müssen, und er allein zurückbleibt und alle Nahrung für sich allein nimmt. Die eigenen Eltern bekümmern sich in der ganzen Zeit gar nicht um ihn, denn sie haben genug zu thun, sich selbst zu sättigen. Doch findet man auch nicht selten den jungen Kuckuk todt im Nest, entweder weil ihm von den kleinen Pflege-Eltern nicht Nahrung genug geschafft werden konnte, oder weil sie ihn, als einen Fremdling, gänzlich verlassen haben; denn der Kuckuk müßte viel häufiger sein, als er wirklich ist, wenn nicht auf diese Weise so viele unbemerkt zu Grunde gingen.

Lichtenstein.

Der Kuckuk gehört also, seiner Kletterfüße wegen, zu der Klasse der Spechte; seiner Stimme nach aber zu den Singvögeln, unter welchen er der größte sein würde; denn der Pirol, auch Golddrossel genannt, der ihm an Größe gleich kommt, ist ebenfalls kein Singvogel. Endlich könnte man auch den Kuckuk,

da er im Winter nicht bei uns bleibt, noch zu den Zugvögeln rechnen; doch fliegt er stets niedrig und immer nur kurze Strecken, und nicht in großen Schaaren wie die Staare, Krähen, Störche, Kraniche, oder wie die wilden Enten und Gänse, und man zählt ihn daher, wie alle diese Vögel, die nicht weit ziehen, zu den Strichvögeln.

Zu den Spechten gehört außer dem Kuckuk noch: der Wiedehopf, der Eisvogel, der sich durch herrliches, schönfarbiges Gefieder auszeichnet; die Kolibris, deren kleinster, der Fliegenvogel, von der Größe einer Hummel, der Bienenfresser oder Immenwolf, die Spechtmeise, der Wendehals, der Holzhauer, der Baumläufer, der Mauerspecht, Grünspecht und der Buntspecht.

Zu den Singvögeln aber gehören: die Lerche, die Nachtigall, die Grasmücke, das Rothkehlchen, der Zaunkönig, das Goldhähnchen, der Rohrsänger, die Braunelle, die Bachstelze, die Meise, Kohlmeise, Schwanzmeise, Beutelmeise, die Drossel, der Staar, die Schwalbe, die Amsel oder Schwanzdrossel, die Ring-, Schild- und Steinamsel, der Seidenschwanz, der Kernbeißer, der Dompfaff oder Gimpel, der Kreuzschnabel, der Grünfink, der Ortolan oder Kornfink, Goldammer, Rohrammer, Stieglitz, Zeisig, Hänfling, Kanarienvogel, Fliegenfänger und alle Finken und Sperlinge.

Sonst giebt es noch: Raubvögel, hühnerartige Vögel, krähenartige Vögel, Schwimmvögel und Sumpfvögel.

12. Das Wallfischgerippe.

Das Gerippe jenes mächtigen Wallfisches, dessen die öffentlichen Blätter vor einigen Jahren erwähnten, befindet sich gegenwärtig *) zu London, in einem eigens zu diesem Zwecke errichteten Gebäude, in der Umgebung der Königlichen Stallungen, und nimmt durch seine außerordentliche Größe sowohl, als die äußerst sinnreiche Art der Aufstellung die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der Wallfisch, dessen bloßes Gerippe den Beschauer durch seine ungeheuren Verhältnisse in Erstaunen setzt, gehört zur Gattung der grönländischen Wallfische, und wurde ungefähr 12 englische Meilen von Ostende, an der Küste Belgiens, von mehreren Fischern leblos aufgefunden. Da das Boot dieser Leute von zu schwacher Beschaffenheit war, um eine so gewaltige Masse in Bewegung zu setzen, so nahmen sie zwei andere zu Hülfe, und den vereinigten Anstrengungen der drei Fahrzeuge gelang es endlich, den Wallfisch in der Richtung gegen den Hafen von Ostende

*) Dies ist im Jahre 1829 geschrieben.

zu schleppen. Beim Eingang der Rhede *) riß das Tau, woran die unermeßliche Last befestigt war, entzwei, und der Wallfisch wurde auf die östlich von der Rhede befindlichen Sandbänke geworfen, allwo die Ablösung des Thranes und Fleisches vorläufig Statt fand. Nach den hierbei angestellten Untersuchungen ergaben sich folgende Verhältnisse: Ganze Länge des Thieres 95 Fuß, Breite desselben 18 Fuß, Länge des Kopfes 22 Fuß, Höhe der Hirnschale 4½ Fuß. Das Gewicht des Thieres betrug, als es aufgefunden wurde, 480,000 Pfund, das Gewicht des Skeletts allein 70,000 Pfund. Der aus dem Fett gewonnene Thran belief sich auf 40,000 Pfund. Das übrig gebliebene, halb verfaulte, unbrauchbare Fleisch endlich, welches im Sande vergraben wurde, wog 170,000 Pfund. Cuvier und andere französische Gelehrte halten dafür, daß dieses ungeheure Thier ein Lebensalter von wenigstens 900 bis 1000 Jahren erreicht haben müsse, welche Ansicht hauptsächlich dadurch bestätigt wird, daß die Knorpeln an den Fingern seiner Hände oder Seitenflossen ganz verknöchert und zum dichtesten Bein verhärtet sind, wodurch das hohe Alter desselben beinahe außer allem Zweifel gesetzt wird. Zu Ostende brachte dieses Wunder der Tiefe eine allgemeine Aufregung unter allen Klassen hervor; es wurden zur Verherrlichung des außerordentlichen Fanges drei Tage hindurch Feste veranstaltet. Bald darauf begaben sich die Eigenthümer nach Paris, wo das Skelett von einer großen Anzahl Wißbegieriger besichtigt wurde. Jetzt ist es in England.

Das Gerippe ruht auf einem aus Eisen verfertigten Gerüste, die sämmtlichen Knochen sind auf künstliche Art aneinander gefügt, und der Anblick des Ganzen gewährt einen überraschenden Eindruck. Besonders müssen die Brustflossen, oder wie man sie eigentlich nennen sollte, die Hände des gewaltigen Thieres, die gespannteste Aufmerksamkeit auch des unachtsamsten Beschauers auf sich ziehen.

Der obere Theil des Rachens enthält 800 Stücke des sogenannten Fischbeins, welches hauptsächlich dazu dient, die Wassermasse, die sich in der riesig großen Mundhöhle des Thieres befindet, zusammenzudrücken und jene kleinen Thierchen zurückzuhalten, woraus seine Nahrung besteht. Das Gehirn des Wallfisches erscheint, im Vergleich der übrigen Theile des Körpers, klein und unbedeutend.

Ein einziger Blick, auf dieses ungeheure Gerippe geworfen, wird Jedermann bald überzeugen, welch ein großer Irrthum es sei, den Wallfisch einen Fisch zu nennen.

Die Wallfische haben, obgleich ihre eigentliche Heimath die Tiefe des Meeres genannt werden muß, mehrere Eigenschaften mit den größten Landthieren gemein. Sie gehören zur Linnéschen **)

---

*) Ein bequemer Ankerplatz unweit der Küste, wo die Schiffe, vor Stürmen geschützt, vor Anker liegen können. **) Der berühmteste Naturforscher.

Klasse der Säugethiere, und bringen ihre Jungen lebendig zur Welt. Ihre Haut ist glatt und ohne Schuppen, ihr Blut warm, und ihr Fleisch schmeckt wie grobes Rindfleisch. Sie haben ein Herz mit zwei Kammern und Lungen, womit sie Athem holen, und da sie unfähig sind, die Luft von dem Wasser abzusondern, wie dies die Fische mittelst der sogenannten Fischohren bewerkstelligen, so müssen sie auf die Oberfläche des Wassers kommen, um Luft einzuathmen. Es ist daher durchaus unrichtig, den Wallfisch zur Klasse der Fische zu rechnen, wie es im gewöhnlichen Leben geschieht. Da er ein Bewohner des Meeres ist, und einen Schwanz hat, dessen Stellung sich aber von jenem der Fische wesentlich unterscheidet, nämlich nicht senkrecht, sondern wagerecht liegt; da ferner seine vordern Bewegungswerkzeuge mehr den Floßfedern der Fische, als den Vorderfüßen der vierfüßigen Thiere gleichen, so hat leicht jene unrichtige Meinung entstehen können, obgleich seine Flossen nicht sowohl zum Schwimmen, als vielmehr zum Umherkriechen auf dem Meeresgrunde eingerichtet sind. Nach einer allgemein verbreiteten Sage sollen die Wallfische in älteren Zeiten noch bei weitem größer gewesen, und die gegenwärtig aufgefundenen Thiere dieser Gattung nur ein entartetes Ueberbleibsel der ehemaligen Seeriesen sein. Herrn Scoresby *) gelang es jedoch darzuthun, daß, wenn auch einzelne Beispiele von größeren Wallfischen vorgekommen sind, doch die größten bekannten Exemplare des grönländischen Wallfisches die Länge von 70 Fuß selten überschritten. Aber selbst die Länge eines Wallfisches von 70 Fuß setzt eine Last von 70 Tonnen, oder ein Gewicht von 300 wohlgemästeten Ochsen voraus. Der aus dieser ungeheuern Masse gewonnene Thran macht ungefähr 30 Tonnen aus, und man kann sich einen Begriff von dem großen Geldwerth des Wallfischfanges machen, wenn man erwägt, daß in den letzten Jahren in England eine Tonne von solchem Fischthran mit 60 Pfund **) bezahlt wurde, wonach der Thran eines einzigen Wallfisches auf 1800 Pfund Sterling zu stehen kommt. Diese ölige Masse, der Fischthran genannt, bildet eine dichte Fetthülle um den ganzen Körper des Thieres, in der Dicke von 8 bis 20 Zoll. Der Kopf ist unverhältnißmäßig groß und macht ungefähr den dritten Theil der ganzen Körpermasse aus. Die Rachenbeine sind meistens 16 bis 20 Fuß lang und ziehen sich in einer krummen Linie um den ganzen Schlund herum, bis sie zusammentreffen und gleichsam einen Halbmond bilden. Die ungefähr 20 Fuß langen Lippen geben, wenn sie geöffnet werden, einen so geräumigen Eingang, daß eine Schaluppe sammt darauf befindlicher Mannschaft bequem durchschlüpfen könnte.

*) Ein berühmter Seefahrer. **) Ein Pfund Sterling = 7 Thaler.

Der Wallfisch hat keine von außen sichtbaren Gehörwerkzeuge; seine Augen sind verhältnißmäßig sehr klein, obwohl sein scharfer Blick unendlich weit reicht und sowohl das Wasser, als die Luft mit unglaublicher Schnelligkeit durchdringt. Als eine höchst eigenthümliche Erscheinnng im Baue dieses wunderbaren Thieres müssen noch jene Luftlöcher angeführt werden, welche nahe am Scheitel des Kopfes angebracht sind und als ungeheure Nüstern oder Naselöcher erscheinen. Geschieht das Ausstoßen und Ausathmen der Luft unter dem Meeresspiegel, so wird eine große Wassermasse in die Höhe getrieben, wodurch sich ein springbrunnenartiges Emporspringen des Wassers erzeugt. Das bei dieser Auspumpung hervorgebrachte Geräusch ist das einzige bei dem Wallfische, wodurch er sich vernehmbar machen kann, und bei heftigem Athemholen gleicht es dem Knalle einer Kanone. Der Schwanz ist das thätigste Glied dieses gewaltigen Thieres und das Hauptwerkzeug seiner Bewegung. Er erreicht, obgleich nur 4 bis 5 Fuß lang, eine Breite von mehr als 20 Fuß. Die Kraft, welche er damit ausübt, ist furchtbar. Ein einziger Schlag desselben bohrt ein Boot mit seiner Bemannung in den Grund. Manchmal stürzt sich der Wallfisch kopfunter und nimmt eine senkrechte Stellung an, wobei er mit dem in die Höhe gestreckten Schweife die Meeresfläche mit der entsetzlichsten Gewalt unaufhörlich peitscht. Bei solchen Gelegenheiten schäumt die See, Nebeldünste verfinstern die Luft, und das Brausen des Wassers kann mehrere Seemeilen weit, gleich dem Rollen eines entfernten Donners, gehört werden. Zuweilen macht er einen unglaublichen Sprung und streckt seinen ganzen aufgerichteten Körper, gleich einem Thurme, weit über die Wellen hinaus, zur Verwunderung der erfahrenen Wallfischfahrer, und zum Schrecken derjenigen, welche dieses schauderhafte Schauspiel zum ersten Mal erblicken. Die Floßfedern sind unmittelbar hinter den Augen angebracht. Sie sind 9 Fuß lang, von elastischen Häuten umgeben und mit Knochen versehen, welche in Form und Zahl jenen der menschlichen Hand sehr nahe kommen. Es tragen jedoch diese Organe, während der Wallfisch im Schwimmen begriffen ist, nicht im geringsten zum Fortschreiten bei, sondern sie liegen flach und unbenutzt auf der Oberfläche des Wassers, während die ganze Bewegung einzig und allein vom Schweife ausgeht. Die Floßfedern hingegen bestimmen die Richtung, hemmen die Bewegung und können daher mehr mit dem Steuer, als mit den eigentlichen Rudern verglichen werden.

13. Von dem Heringsfange.

Der Fischfang mufste den an Meeren und fischreichen Strömen wohnenden Völkern seit den ältesten Zeiten einen wich-

tigen Theil ihrer Nahrung liefern. Es ist daher nicht gut anders möglich, als dafs die an den Küsten der Nord- und Ostsee jährlich in ungeheurer Menge sich einfindenden Heringe, die noch dazu wohlschmeckende Fische sind, von jeher zu der Beute gehörten, welche die Fischer dort machten. Die frischen Heringe bleiben jedoch nur sehr kurze Zeit geniefsbar, daher man wohl bald darauf bedacht war, dieselben auf irgend eine Art zur Aufbewahrung geschickt zu machen. Am ehesten geschah das vermuthlich durch Räuchern, wodurch man die jetzt sogenannten Pöklinge erhielt, und auf welches Verfahren man leicht dadurch kommen konnte, dafs man die Heringe mit Hülfe von Feuer schnell zu trocknen versuchte. Allein auch eingesalzen wurden sie, z. B. in England schon im 11ten und 12ten Jahrhundert, wahrscheinlich aber nicht in der jetzt üblichen, vollkommenern Art. Diese soll zuerst um die Mitte des 14ten Jahrhunderts von einem Fischer, Namens Wilhelm Bökel oder Buckelings von der Insel Biervliet an der Mündung der Schelde erfunden worden sein. Die Vortheile des Heringsfanges wurden dadurch für die Holländer aufserordentlich vermehrt, und sie lieferten lange Zeit die meisten und begehrtesten Heringe. Deshalb ehrte selbst Kaiser Karl V. noch 200 Jahre später das Andenken dieses Mannes, indem er dessen Grabmal zu Biervliet besuchte und auf demselben einen eingesalzenen Hering verzehrte.

Heutiges Tages noch gelten die von holländischen Fischern eingesalzenen Heringe für die besten, allein darum ist doch ein sehr grofser Theil des Heringsfanges und Handels an die übrigen Küstenbewohner der Nordsee und auch an die der Ostsee übergegangen. Von den Holländern wird die Heringsfischerei jedoch wohl immer noch am geregeltsten betrieben, und es bestehen für alle Einzelnheiten derselben besondere Gesetze, über deren Beobachtung man streng hält. So fangen sie die Heringsfischerei nie eher, als am Tage nach dem Johannisfeste an und betreiben sie dann bis zum 30sten October. Sie dürfen ferner blos Netze dabei verwenden, welche Maschen von einer bestimmten Gröfse haben, damit die zu kleinen Fische entkommen können. Es bestehen endlich auch genaue Vorschriften, wie viel Salz zu einer Tonne mit Heringen genommen werden mufs u. dergl. m.

Im Königreiche der Niederlande sind es jetzt die Bewohner von Vlaardingen, eines Marktfleckens von 6000 Einwohnern, am rechten Ufer des Maasflusses, im Gouvernement Südholland, welche die wichtigste Heringsfischerei betreiben. Aus dem Hafen dieses Orts segeln um die Mitte des Juni an 100 dazu ausgerüstete Schiffe in die Nordsee ab, wo sie sich zum Theil bis über die Shetlandsinseln hinaus begeben.

Diese Fahrzeuge zusammen heifsen die Heringsflotte und werden theils von Handelsgesellschaften gemeinsam, theils von Privatleuten ausgerüstet. Einige Tage vor ihrem Abgange müssen die Befehlshaber und Offiziere derselben auf dem Rathhause in Vlaardingen schwören, alle wegen der Heringsfischerei geltenden Gesetze zu beobachten. Am 14ten Juni begiebt sich die ganze Bemannung der Schiffe in die Kirche, um zu ihrem vorhabenden Unternehmen den Himmel um seinen Segen zu bitten, und nachher wird mit fliegenden Fahnen ein Umzug im Hafen gehalten, wo die sämmtlichen Fahrzeuge ihre Flaggen aufgezogen und das Vordertheil dem Lande zugewendet haben.

Der Heringsflotte folgt stets ein Schiff, welches dazu bestimmt ist, die etwa Erkrankenden von den einzelnen Fahrzeugen aufzunehmen und den letztern durch Ersatzmannschaft und andere Aushülfe in allen Fällen beizustehen. Es fährt daher immer in der Gegend des Meeres hin und her, wo die Heringsflotte ihre Fischerei betreibt und begiebt sich nur von Zeit zu Zeit einmal nach den Shetlandsinseln, um dort solche Kranke ans Land zu setzen, deren Zustand dies erfordert, und die Genesenen wieder mit zu ihren Schiffen zu nehmen. Auf diesem Fahrzeuge verweilt auch ein Beamter der königlich niederländischen Regierung, welcher noch besonders die Beobachtung der Gesetze wegen des Heringsfanges zu überwachen hat.

Bei der Heringsflotte befinden sich etwa zwölf Fahrzeuge, welche vermöge ihrer Bauart vorzüglich schnelle Segler sind und eigentlich Jagers oder Jachten heifsen, im Deutschen aber meist Heringsjäger genannt werden. An diese müssen sämmtliche Fischer nach einer bestehenden Uebereinkunft, die auch zu ihrem Besten ist, den ganzen Ertrag ihrer Fischerei in den ersten Tagen übergeben. Was jedes Fischerfahrzeug abliefert, wird genau verzeichnet, und wenn der Erste jener Heringsjäger, für welche ebenfalls eine bestimmte Reihenfolge besteht, einen gewissen Theil seiner Ladung auf diese Art erhalten hat, segelt er damit so schleunig wie möglich nach Hause, wo er zu Ende Juni oder Anfangs Juli anlangt.

In Vlaardingen wird ihm durch besondere Wächter auf dem Kirchthurme schon aufgepafst, und kaum werden diese seiner ansichtig, so stecken sie eine grofse Fahne aus, welche der Bevölkerung die nahe Ankunft der ersten neuen Heringe verkündet. Ist das Schiff im Hafen vor Anker, so begiebt sich von demselben ein dazu besonders bestellter Beamter sofort an's Land, wo sich schon Alles versammelt hat, was bei der Heringsfischerei betheiligt ist, und erklärt mit lauter

Stimme, welche Fahrzeuge zu der Ladung des angelangten Jagers beigesteuert haben. Diese wird sofort an's Land gebracht, und davon vor allen Dingen das für den König und die Minister bestimmte Geschenk an neuen Heringen mit zwei Extrapostwagen abgesendet, an denen Fähnchen ausgesteckt sind. Nun erst beginnt der Verkauf, und die ersten neuen Heringe werden gewöhnlich 40 bis 50 Mal theurer bezahlt, als die später in Menge eintreffenden. Der Erlös für die mit den Heringsjägern abgesandten Fische wird unter die Besitzer derselben und die Fischer, je nach ihren Antheilen vertheilt, welche sie dazu geliefert haben.

Die Güte der Heringe ist verschieden, und die Besten werden gewöhnlich in weiter Entfernung vom Lande erbeutet. Indessen beschäftigen sich auch eine Menge holländischer Fischer mit dem Fange dieser Fische an der Küste; allein es ist ihnen nicht erlaubt, diese sogenannten Küstenheringe zum Verkauf im Groſsen einzusalzen, weil man befürchtet, der Ruf der bessern möchte dadurch beeinträchtigt werden.

14. Ueber die Eier der Kerfe (Insekten).

1.

Die Kerfe unterscheiden sich durch viele Eigenthümlichkeiten von allen übrigen Thieren, aber besonders dadurch, daß sie mindestens 6 Füße haben; sie sind entweder geflügelt, wie die Fliege, der Schmetterling, der Käfer, oder ungeflügelt, wie die Wanze, die Laus, der Floh. Sie gebären entweder lebendige Jungen, wie der Skorpion, die Fleischfliege, die Schildlaus, einige Wanzengattungen und die meisten Blattläuse; oder sie gebären Puppen, Nymphen, aus welchen die vollkommen ausgebildeten Kerfe herausschlüpfen, wie die Lausfliege; oder sie legen Eier, und dies ist, mit Ausnahme der Vorerwähnten, bei Allen der Fall.

Aus den Eiern der ungeflügelten Kerfe schlüpfen (der Floh ausgenommen) die Jungen vollkommen ausgebildet heraus, und erlangen erst nachgehends ihre eigenthümliche Größe, z. B. die Spinne, der Kelleraffel; die geflügelten Kerfe aber durchlaufen vier Zustände: den des Eis, der Larve, der Puppe und der Fliege. Hier soll der erste Zustand der Kerfe in Betracht gezogen werden.

2.

Die Kerfe legen entweder ihre Eier einzeln, wie die Schlupfwespe, der Raupentödter, der Erbsenkäfer, die Bremse, die Grabwespe, der Räthselkäfer u. v. A., oder aber klumpenweise, wie die meisten Schmetterlinge, Motten, manche Käfergattungen, viele Eintagsfliegen, Haarflügler, Schnacken u. A. — Während die

Kerfe, welche ihre Eier in Klumpen legen, dieses Geschäft sehr bald beendigt haben, bedürfen jene, welche die Eier einzeln legen, oft Stunden, ja Tage zu dieser Verrichtung. Die Hopfenmotte legt eine Menge Eier so schnell, als würden sie aus einer Schlüsselbüchse geschossen; — die Schnacke schießt ihre Eier 10 Zoll weit, viele Eintagsfliegen und Haarflügler treiben sie in einem Klumpen auf einmal heraus, viele Mückengattungen stoßen sie in einer zusammenhängenden Kette von sich; — dagegen legt die weiße Ameise in jeder Sekunde ein Ei, — die Laus in 12 Tagen einige hundert; die Küchenschabe bedarf einer ganzen Woche zu dieser Verrichtung, und die Biene legt auf einmal 5 bis 6 Eier und während 24 Stunden etwa 200 Stück. — In der Wahl der Stelle, auf welche die Kerfe ihre Eier legen, sind sie oft mehr, oft weniger sorgsam; die Sackspinne trägt ihre Eier in einem seidenartigen Sack mit sich umher und hält ihn mit den Kiefern fest, die Wolfsspinne hat ihn dagegen am After; andere Spinnengattungen hängen ihn an einen langen Faden auf, oder befestigen ihn an den ersten besten Gegenstand, wie die Weber- und die Netzspinne; erstere bleibt in der Nähe ihrer Eier, letztere ist weiter um sie nicht besorgt. — Der Wasserkäfer, der in einem ähnlichen Sack seine Eier aufbewahrt, hängt diesen an eine Wasserpflanze; — die Kellerasseln haben unter der Brust vierklappige Fächer, in welchen sie ihre Eier mit sich herumtragen; wie die Krebse die Eier bewahren, werden die jungen Leser wohl öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. — Der Roßkäfer formt eine große Pille aus Pferdemist und legt in diese Ein Ei. — Der Haselnuß-, der Eichel- und Kornwiebel legen ihre Eier in das Innere von Früchten und Körnern. Der Rebenstecher, ein Rüsselkäfer, rollt sehr künstlich die Weinblätter zusammen, so daß sie eine Höhle bilden, in welche er seine Eier legt; — die meisten Schmetterlinge und Motten legen ihre Eier an die Stämme, Zweige und Blätter der Pflanzen, die Marienkäfer, die blattlausfressenden Mücken und die Florfliegen mitten unter die Blattläuse; der Goldkäfer legt seine Eier in Ameisenhaufen; — der Maikäfer, die Hausgrille, die Maulwurfsgrille, die Heuschrecke wühlen sich in die Erde und legen dort ihre Eier ab; — der Blattkäfer legt sie an die untere Seite der Blätter, die Rosenwespe in die Triebe der jungen Rose; — die Rosenschlupfwespe legt ihr Ei in den Körper einer lebendigen Raupe; — die Grabwespen tödten erst Spinnen oder Raupen, verfertigen sodann eine Grube, schleppen den todten Körper hinein und legen in diesen sodann je Ein Ei. Die gemeine Wespe legt ihre Eier, wie die Biene, in Zellen. Die Bremse legt die Eier an die Schultern und Kniee der Pferde, welche sie beim Belecken dieser Stellen verschlucken; — aus dem Ei schlüpft im Magen des Pferdes sodann die Larve heraus, nährt sich daselbst bis zum

Frühjahr und erscheint endlich aus dem Mist als Wespe. — Viele Bremsen legen ihre Eier auf Pferde, Hirsche, Kühe, selbst in die Nasenlöcher der letztern. — Da die Gelegenheit, die Eier so günstig für die künftige Brut abzusetzen, sich nicht immer darbietet, so ist hieraus erklärbar, weshalb viele Kerfe Tage gebrauchen, das wichtige Geschäft des Eierlegens zu beendigen. Die Wasserjungfer (Libellula) und der Grasfalter zeigen die wenigste Sorgsamkeit für ihre Eier; sie lassen sie nämlich im Fluge, erstere über stillstehende Gewässer, letzterer über Pflanzen, ohne Weiteres fallen; — die Stechschnacken setzen sie schwimmend auf dem Wasser ab.

3.

Häufig ist die ganze Zahl der Eier, welche ein Weibchen legt, in einem großen Klumpen beisammen; gewöhnlich in mehreren kleineren, bald etwas entfernt von einander auf derselben Pflanze, bald auf einer andern. In der Anordnung der Eier, aus denen diese Klumpen bestehen, zeigt sich viel Verschiedenheit; bisweilen liegen sie verwirrt durch einander, häufig aber sind sie geordnet. Der gemeine Kohlwüstling und viele andere Kerfe stellen sie auf ein Ende, Seite an Seite. Die Livreemotte legt ihre Eier in viele Kreise um die Zweige der Bäume, einem Armbande nicht unähnlich. — Die Stechschnacken bilden aus ihren Eiern kleine Nachen, die an beiden Enden spitzig sind, und welche von ihnen dem Wasser anvertraut werden.

4.

Die Eier der Kerfe bestehen, wie die Vogeleier, aus einer äußern Umkleidung oder Schaale, welche oft sehr fein und durchsichtig ist, wie bei den Spinnen; oft weich und zart, oft aber so hart, wie z. B. die Eier der Ringelmotte, daß sie selbst dem Messer nicht weicht. — Die Schaale enthält keinen Kalk, wie die der Vogeleier, und ist mehr dem Horn oder einer steifen Haut und mehr der innern Haut der Vogeleier ähnlich; die in dieser Schaale befindliche weiße Flüssigkeit ist bis jetzt noch ohne Erfolg untersucht worden; die Größe der Eier richtet sich nach der Größe des Kerfs; eine besondere Eigenthümlichkeit ist hier aber zu bemerken, nämlich die Zunahme der Größe, welche den Eiern einiger Kerfe, nachdem sie gelegt sind, noch wird. So sind z. B. die Eier der Gallwespe, der Sägefliege, der Ameise, der Wassermilbe, nachdem sie ausgewachsen sind, fast noch einmal so groß, als sie zu der Zeit waren, da sie gelegt wurden. — Das größte Ei der europäischen Kerfe ist das des gemeinen Raubkäfers; es ist $1\frac{1}{2}$ Linie groß; die der Tagefliege sind viel kleiner, als das kleinste Sandkorn, und die der Minirschabe fast unsichtbar.

5.

Die Gestalt der Kerfeier ist außerordentlich verschieden: rund und länglich, eiförmig, platt und scheibenförmig, pyramidenförmig,

wie die der Livreemotte, halbkuglig, wie die des Gabelschwanzes, weinflaschenähnlich, wie die des Nachtpfauenauges, einer langen Flasche ähnlich, wie die der Stechschnacke, turbanförmig; birnen-, melonen-, tonnen- und trommelförmig, topfförmig mit Deckel, wie die der Laus u. s. w. — Die Eier der Hopfenmotte sehen wie Pulverkörner aus; die der Spinne sind weiß und gelb; die des Scheinkäfers oder Johanneswürmchens sind gelb und leuchten im Finstern; die des rothnasigten Käfers sind pomeranzengelb; die der Seidenmotten sind anfangs gelb, späterhin werden sie violetfarbig; die der Wasserschnacke sind blutroth. — Die blauen Eier der Kupferglucke haben drei braune Reifen. Andere Eier sind gefleckt wie die Vogeleier, andere mit verschiedenen Farben gebändert. Die Eier der Stechschnacke sind anfangs grün und werden zuletzt grau, und fast alle Eier der Kerfe wechseln die Farbe, wenn sie sich dem Ausschlüpfen nähern.

6.

Außer diesen auffallenden Verschiedenheiten in der Gestalt und Farbe der Kerfeier ist deren Oberfläche, obschon nicht selten glatt, doch häufig auch mit wunderbarem Schnitzwerk verziert; so z. B. die Eier der Eulenmotte. — Bei den Eiern der Vogellaus auf dem Goldfasan gleicht die Schaale dem weißen Wachs und ist mit Längenstreifen gezeichnet, von denen jeder eine Reihe Vertiefungen hat, welche dem Ganzen das Ansehen eines schönen Netzwerks geben. Die Eier des Queckengras-Schmetterlings, so wie die des Hagedornspanners, sind mit sechseckigem Netzwerk umzogen; die des Kohl- und Hagedornweißlings zeichnen sich durch schöne Längerippen aus, welche von erhöhten Querlinien unter rechten Winkeln durchkreuzt werden; die Eier des Schmetterlings-Atlas sind ziegelartig mit Schuppen bedeckt. —

Diese kurze Mittheilung soll den jungen Lesern einen Begriff von der unendlichen Mannigfaltigkeit im Kleinen geben und ihnen zeigen, daß die Macht Gottes ebenso im Kleinsten wie im Größten sichtbar wird.

7.

Oft ist die Zahl der Eier, welche die Kerfe legen, sehr gering, oft außerordentlich groß; des Vergleiches wegen sind hier noch Zahlen von andern eierlegenden Thieren als Schluß dieser Mittheilung beigefügt.

Die sehr häufige Mittagsfliege legt 2 Eier; einige Mücken 6 bis 8; der Floh 12; der Todtengräber 30; die Birkenwanze 20 bis 30; die Maifliege gegen 100; die Seidenmotte etwa 500; der Weidenbohrer 1000; der braune Bär 600; einige Schildläuse 2000, andere 4000; die Wespe 30,000; die Bienenkönigin 40,000 bis 50,000; die Hummel 12,000; ein kleiner wanzenartiger Kerf, welcher den Schaben gleicht, 200,000; aber alle Diese läßt die weiße Ameise weit hinter sich, indem das Weibchen in jeder

Minute 60 hervortreibt, demnach in der Stunde 3600, an einem Tage sonach 86,400, in einem Monat 2,592,000 und in einem Jahre 31,104,000 Eier; sie wird hiernach im Eierlegen von keinem bis jetzt bekannten Thiere übertroffen. — Die Schwanzmeise legt 12 bis 15 Eier; das Rebhuhn bis 20; die Henne in einem Jahr bis 100; das Crocodil 100; die Schildkröte 1000 bis 1200. Ein ½ Pfund schwerer Hering hatte 100,000 Eier im Bauche, gewöhnlich haben sie 10,000 bei sich. — Ein 14 Zoll langer Karpfen hatte 262,224, und ein 16 Zoll langer 342,144. Ein Barsch hatte 380,640. Ein 19 Pfund schwerer Stör 7,653,200, und ein Kabeljau, nach Leuwenhöck, einem berühmten Naturforscher, 9,344,000 Eier.

15. Das Pflanzenreich.

Das Pflanzenreich bildet den Schmuck unserer Erde und ist von unberechenbarem Nutzen für die Menschen. Die Pflanzen haben im Allgemeinen die Bestimmung, Lebensluft und Lebensstoff auszuathmen und die schädlichen Stoffe einzusaugen. Sie dienen sodann allen lebenden Wesen theils zur Nahrung, theils zur Wohnung; endlich haben sie heilende, lindernde und belebende Kräfte in sich und sind so im Stande, die Lebensthätigkeit und die Lebensluft zu erhalten und zu erhöhen. Denket nur an den Schmuck, den Wälder, Felder und Gärten mit ihren grünen Blättern und bunten Blumen der Natur gewähren; denket ferner an die unzählbare Menge von eßbaren Früchten, Blättern und Wurzeln, sowie an das gesammte Korn und Gras; denket endlich an die Arzneien, die Handelspflanzen, sowie an Cyder, Bier und Wein, so werdet ihr dies Alles zugeben.

Wollt ihr eine Pflanze recht kennen und schätzen lernen, so betrachtet die Wurzel, den Stengel, die Blätter, die Blüthen und die Frucht. Bei der Blüthe unterscheidet die Aehre, die Traube, den Kolben, das Kätzchen, den Zapfen, die Dolde, die Rispe; ferner den Kelch, die Blumenkrone und die Staubgefäße. Bei diesen sehet wieder auf den Staubbeutel, die Staubfäden und den Stempel. Endlich bei diesem unterscheidet wieder den Fruchtknoten, den Griffel und die Narbe. Bei der Frucht hingegen merkt auf die Unterschiede von Kapsel, Hülse, Schote, Steinfrucht, Nuß, Beere, Apfel, Zapfen (die Ananas und die Feige machen Ausnahmen). In diesen verschiedenen Früchten sitzt nun der Same mit dem Keime, der Hülle und dem Eiweiß oder der Milch.

Von den Namen derer, die sich am meisten um die Pflanzenkunde (Botanik) verdient gemacht haben, merkt euch den Schweden Linné, die Franzosen Jussieu und Decandolle, sowie die Deutschen Wildenow, Link, Sprengel, Kunth u. s. w.

Endlich müßt ihr aber noch merken, daß man die Pflanzen nach der Weise des eben genannten Schweden Linné in 24 Klassen theilt, welche geordnet sind nach den Blüthen (diese sind entweder sichtbar oder unsichtbar), nach den Staubgefäßen und dem Stempel (diese sind entweder getrennt oder verwachsen), nach den Längenverhältnissen der Staubgefäße und nach der Zahl derselben.

Vorher wurde erwähnt, daß es auch Handelspflanzen gäbe. Darunter müßt ihr diejenigen verstehen, welche, ohne dem Vieh zum Futter oder dem Menschen zur Nahrung zu dienen, doch dem Menschen anderweitig nützlich werden, z. B. Waid (blau), Krapp (roth), Safran und Saflor (gelb), Indigo (blauroth). Diese nennt man Färbestoffe. Ferner: Hanf, Flachs, Seidenpflanze, Baumwolle, Taback, Thee, Mohn, Rübsamen, Hopfen, Gummi, Brasilienholz, Sandelholz, Mahagoni, Ebenholz, Kampescheholz (Blutholz, Blauholz). Alle diese nennt man auch wohl Fabrikpflanzen. Ferner gehören hierher die Gewürzpflanzen: Dill, Fenchel, Kümmel, Anis, Senf, Thymian, Quendel, Salbei, Zimmt, Kakao (Chokolade), Gewürznelken, Kaffee, Lorbeer, Muskatnuß, Kampher, Mastix (zum Räuchern), Kajeput (Oel). Endlich gehören hierher die sämmtlichen Zierpflanzen, wie Levkojen, Hyacinthen, Tulpen, Crokus, Pelargonien, Kaktus, Oleander, Geranien, Anemonen, Ranunkeln, Aurikeln, Georginen und die schön blühenden Ziersträucher und Bäume.

Wenn man weiter gehen will, kann man auch sämmtliche Früchte, wie Aprikosen, Pfirsichen, Weintrauben, Nüsse u. s. w., namentlich aber die Südfrüchte: Mandeln, Oliven (Oel), Reis, Mais, Zuckerrohr, Apfelsinen, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Sago, Kokosnüsse, Datteln u. s. w., hierher rechnen.

Von den Vorigen unterscheidet man aber die Arzneipflanzen. Z. B. Kamille, Baldrian, Schafgarbe, Flieder, Wermuth, Pfeffermünze, Melisse, Bitterklee, Rhabarber, Myrrhen, Aloe, Quassia, Fieberrinde, Sumach, Sassafras, Salep u. s. w.

Von den Giftpflanzen merkt euch und laßt euch von eurem Lehrer genauer beschreiben: Kaiserkrone, Fingerhut, Pfaffenhütchen, Faulbaum (riecht schön und zuerst im Frühjahr), Wolfsmilch, Kellerhals (Seidelbast), Stechapfel, Bilsenkraut, Nachtschatten, Schierling, Eisenhut, Zeitlose, Tollkirsche, Einbeere, Schöllkraut, Hahnenfuß, Kälberkropf und Nieswurz. Alle diese Pflanzen, so schön sie oft blühen, müßt ihr euch hüten in den Mund zu nehmen, an den Stengeln und Blättern zu kauen, oder gar die Beeren zu essen, es folgt Erbrechen, ernsteres Kranksein, oft der Tod darauf.

Sonst aber, ihr Kinder, beschäftigt euch gern mit den Pflanzen; es ist ein schönes und dankbares Geschäft und gewährt uns eine so reine Freude, ja, wirkt so wohlthätig auf das Herz und

Gemüth, daß sich die Sünde sehr schwer und selten damit verbindet, vielmehr, ja fast immer, Dankbarkeit und Freude in Gott. Daher findet man auch selten, daß andere als gutdenkende, wohlmeinende, freundliche, liebevolle Herzen und Menschen sich damit beschäftigen und die Pflanzen und Blumen lieben. Leset mit Aufmerksamkeit die schöne Geschichte: Der Engel, von dem dänischen Dichter Andersen. (S. 88.)

16. Von den Pilzen und Schwämmen.

Die Pilze machen eine sehr eigenthümliche Familie der Gewächse aus; man findet an ihnen weder Wurzeln, noch Blätter oder Blüthen wie bei andern Pflanzen, sie bestehen durchgängig blos aus Zellen und sind von sehr kurzer Dauer. Obgleich sie daher sehr einfach gebildet sind und auf einer niedern Stufe der Entwickelung stehen, bieten sie doch nach Farbe, Gestalt und Größe viel Mannichfaltigkeit dar. Was man so gewöhnlich Pilze oder Schwämme nennt, hat meist einen Stiel oder Strunk, der einen rundlichen, theils flachen, theils gewölbten und glockenförmigen oder wie einen Teller gestalteten Körper trägt, welcher der Hut heißt. An der Unterseite dieses Hutes befinden sich sternförmig abgetheilte Plättchen mit Zellen, Falten und Röhren, und darin bilden sich die Samen der Pilze. Andere sind ohne Stiel, und ihr hutartiger Theil wächst seitwärts an faulendem Holze und besonders an Baumstämmen, wie z. B. der Zunder- oder Feuerschwamm. Man benutzt zu diesem vorzugsweise die Pilze, welche an Eichen, Buchen und Birken in feuchten Waldungen wachsen, weicht sie in scharfe Aschenlauge ein und macht sie nachher durch Reiben und Klopfen weich und mürbe; damit der Schwamm aber beim Feueranschlagen desto besser fange, taucht man ihn meist noch in mit Wasser aufgelösten Salpeter, oder reibt ihn mit Schießpulver ein. Noch andere Pilze überziehen das Holz, auf dem sie wachsen, wie mit einer Haut, oder nehmen sich wie Staub aus, wie z. B. die orangefarbenen, welche im Spätsommer und Herbste zuweilen die Blätter der Rosenstöcke gänzlich bedecken. Unwissende Leute sagen dann oft, es sei eine Lohe in die Rosen gefallen, allein es sind unzählige Pilze, welche auf den Blättern der Rosensträucher wachsen; auch der Schimmel, welcher Brot, Käse und dergleichen wie mit Spinneweben überzieht, besteht aus Pilzen. Ihr Wachsthum wird im Allgemeinen durch Feuchtigkeit, Schatten und in Fäulniß übergegangene thierische und Pflanzenstoffe begünstigt, daher sie meist im Herbst in Wäldern vorkommen; allein sie wachsen nicht blos auf der Erde und auf andern Gewächsen, sondern auch unter der Erde, wie die Trüffel.

Mehrere Pilze sind eßbar, ja gelten selbst für Leckerbissen, andere sind dagegen ungenießbar und giftig, und wer sich mit Einsammeln von Pilzen zu Nahrungsmitteln abgiebt, muß daher die schädlichen genau von den eßbaren zu unterscheiden wissen, denn durch den Genuß giftiger Pilze ist schon viel Unheil geschehen.

Zu den genießbaren Pilzen gehören die Trüffel, welche äußerst wohlschmeckend ist und, da sie unter der Erde wächst, nicht selten von dazu abgerichteten Hunden aufgesucht wird; die Morchel, eine beliebte Speise; der Zunderschwamm, eine Art davon ist sogar eßbar; der Pfifferling, dottergelb, kommt in Nadelholzwäldern vor; der Milchschwamm, orangegelb, ebendaselbst; der Champignon (Heiderling), auf Wiesen und in Wäldern; der Mufferon oder Raßling, in Buchenwäldern, kugelförmig.

Giftig sind dagegen die meisten Pilze, welche in sumpfigen oder sehr feuchten Wäldern wachsen, sich auf faulenden oder stockenden Stoffen erzeugen, eine schwarzblaue, grüne oder gefleckte Farbe haben und beim Kochen hart werden. Brand, Rost und Schimmel sind auch Schwämme.

17. Der Wald.

Weiß ich doch nichts Schöneres auf Gottes schöner Erde, als so einen hochstämmigen, grünbelaubten, kirchenstillen, kühlungduftenden Wald. So etwas Feierliches, Beruhigendes, Erhebendes und Erfrischendes giebt es doch auf der ganzen Welt nicht weiter. Hört nur dies eigenthümliche Säuseln und Rauschen; ist es nicht, zumal wenn die Vögel hineinmusiciren, ein prachtvoller Chorgesang? Und wenn der Wind in den Wipfeln rauscht, ist es nicht schauerlich erhebend, und klingt es nicht wie die ferne Brandung des weiten Meeres? Ich weiß nicht, wie ein Mensch in der feierlichen Stille oder bei dem mahnenden Rauschen des Waldes Böses sinnen und Böses thun kann! Und doch, wie viel Unthaten geschehen gerade in den Wäldern, wie suchen Diebe und Räuber ihre dunklen Schatten und verborgenen Tiefen! Doch, denen ist wohl nicht mehr zu helfen, denn sie hören die Stimme ihres Gottes, lockend oder schreckend, in jedem Augenblick, und achten doch nicht darauf. Aber wir wollen nicht an diese Bösewichter denken, sondern lieber an die köstliche, belebende, frische Luft, die wir in den Wäldern einathmen. Doch, Kinder, wenn ihr es irgend machen könnt, dann geht des Morgens in den Wald; und seid ihr so glücklich, in den Bergen zu wohnen, und ihr könnt so einen waldbewachsenen Berg ersteigen in der Morgenfrühe, dann bedenket, wie Viele euch um dieses Glück beneiden, und freuet euch, wie die Waldvögelein, in eurem Gott. Und dann sehet euch um, was der

euch da Schönes aufgebaut hat. Da stehen die köstlichen Bäume und greifen mit ihren Aesten in den Himmel; und wenn auch dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht **in** den Himmel wachsen, **zum** Himmel sollen sie doch weisen und das Streben der Seele zum Höchsten und Ewigen andeuten. Und je höher sie sind, desto besser können sie das. Nun sehet euch diese Riesen an, wie sie in ihrer Kraft und Pracht dastehen, also daß, 3 bis 5 Menschen sie erst umspannen können, und die Thürme der Dorfkirchen von ihnen beschämt werden. Da steht die Eiche, unser recht eigentlich deutscher Baum, der gewaltigste unter den Riesen des Waldes, und steht wohl 500 bis 800 Jahr, ehe er völlig geworden ist, und breitet seine Wurzeln und seine Aeste so weit aus, daß ihn der Sturm nicht erschüttern kann, und ist von jeher den Völkern darum ein heiliger Baum gewesen, weil er so gar majestätisch ausschaut und so Vieles von der Vorwelt erzählen kann und so fast unverwüstlich in seiner Dauer ist. Da steht die Buche, die der Eiche an Herrlichkeit und Pracht im Bau gleich kommt und wenn auch nicht so festes Holz, so doch noch schönere, glänzendere Blätter hat, und deren Früchte, die Bucheckern, wohlschmeckend sind und ein gutes Oel geben, während die harten Früchte der Eiche nur den Schweinen zur Mast dienen. Da steht die Fichte mit ihrem graden, schlanken Stamme, der 100 und 120 Fuß hoch hinaufschießt und uns Deutschen das uns so unentbehrliche Brennholz liefert; da steht die Tanne und die Esche, der Ahorn und die Birke, die Ulme (oder Rüster) und die Espe, der Lerchenbaum und die Akazie, die Kastanie und die Pappel — und Alle bilden sie die schönsten Gruppen, und ihre kirchenhallenartigen Wölbungen, und das Hallen und Klingen und die Stille und Feierlichkeit machen sie zu heiligen Hallen. Ja, unsre Bäume und Wälder sind der schönste Schmuck unsers deutschen Vaterlandes. Mit ihren stillen See'n, mit ihren gefiederten Bewohnern, mit den schüchternen Rehen und dem stolzen Hirsch, dem muntern Eichhörnchen und den summenden Bienen bilden sie den lieblichsten und den erhabensten, den erquickendsten und den friedlichsten Aufenthalt für Alles, was da denken und fühlen kann unter den Menschen. Ihre stattlichen Gestalten bilden die Zierde unserer Höhen und Ebenen, ihre Blätter und Gräser athmen die gesundeste Lebensluft aus, ihr Dunkel und ihre Stille üben den wohlthätigsten Einfluß auf die Seele aus.

18. Abschied vom Wald.

Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben, so lang' noch mein' Stimm' erschallt. Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt, oben einsam Rehe grasen, und wir ziehen fort und blasen, dafs es tausendfach verhallt. Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!

Was wir still gelobt im Wald, wollen's draufsen ehrlich halten; ewig bleiben treu die Alten, bis das letzte Lied verhallt. Lebe wohl, du schöner Wald!

19. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzig, so mit wahrer Selenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin. Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden, und es hat mir die Bibel noch um Vieles werther gemacht, daß darin Gras so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: und der Herr sprach: die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut: Nun war es mir heimisch auf der Erde zu Muthe. Wie ging mir die Stelle in's Herz: so doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet! Dies erweckte mir das höchste Vertrauen zu ihm, daß er sich so um mein liebes Gras kümmerte. Und wenn ich bei jener wundervollen Speisung las: es war an dem Orte viel Gras, so trat mir das Alles so nahe, schien mir so begreiflich an Jenen, daß sie sich dort lagerten; und da ich es mir überaus anmuthig dachte, Tausende im frischen Grase liegend, so machte diese Erzählung einen besonders tiefen Eindruck auf mich, und ich konnte mir Diese gar nicht denken als zu Jenen gehörig, die den Herrn verfolgen und tödten konnten. So schlecht, dünkte es mich, könnte kein Mensch sein, der das Gras liebt. Woher kam aber diese seltsame Vorliebe für das Gras? — Es war doch schwerlich die Farbe der Hoffnung, das Grün, das ich damals schon an dem Grase liebte, obgleich ich jetzt dies mit in meine Vorliebe aufnehme. Aber doch war es die erquickliche, saftige, frische Farbe, das Wohlthätige für das Auge, womit diese Vorliebe anfing. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts Anderes mehr fortkommt, da gedeiht das Gras noch, und wo kein Gras mehr wächst — o wie öde und traurig ist es da! — Sei es aber noch so heiß und dürr, das Gras erhält sich und erfrischt sich am ehesten, der Thau des Himmels senkt sich am liebsten und meisten auf das Gras. Das erste Grün des Jahres ist Gras an warmen,

quelligen Plätzen. In's weiche Gras bettet sich der Müde, der keine andere Ruhestätte hat zum erquickenden Schlummer, denn einladend und freundlich bekleidet es die mütterliche Erde; ja, durch das Gras wird sie erst mütterlich. — Und das Gras kommt zur Anerkennung. Es bildet den schönsten Schmuck der Gärten; aus dem Grase schauen die Blumenpartieen am lieblichsten hervor. — So ist mir denn auch jetzt noch das Gras die liebste Pflanze. Bedeckt es nicht auch die Gräber unserer Todten? und scheinen sie nicht unter den begrasten Hügeln am sanftesten zu ruhen? Einst auf mein Grab — keine Blumen, nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung.

(Nach Ehrenberg.)

20. Von den Raupenfeinden.

(Ein Gespräch.)

Der Amtmann Müller hatte einen guten alten Gärtner, der es sich herzlich sauer werden ließ, den Garten seines Herrn immer im besten Stande zu erhalten. Aber er konnte eben darum auch sehr verdrießlich werden, wenn alle seine Mühe zuweilen nichts half. Eines Tages — es war im Frühjahr — begegnete ihm sein Herr im Garten. Wie geht's? fragte der Amtmann. — Ach, es geht leider sehr schlecht, lieber Herr, antwortete der Gärtner mit einem sehr verdrießlichen Gesicht: ich habe nun alle Tage so fleißig die Raupen abgelesen und die Raupennester vertilgt, und da sind doch fast in allen Blüthen wieder Raupen. Wenn ich nur wüßte, wie ich die häßlichen Thiere alle auf einmal vertilgen könnte!

Der Herr. Lieber Mann, sei Er nicht verzagt, murre Er nicht. —

Der Gärtner. Wenn ich nur wüßte, wo sie herkämen, und wie ich ihnen beikommen könnte! An meinem Fleiße sollte es nicht liegen.

Der Herr. Der Fleiß verhütet manchen Schaden, aber allein kann des Menschen Fleiß es auch nicht thun. Der liebe Gott richtet doch das Allermeiste zu unserm Besten ein. Er kennt nicht einmal alle seine Blüthenfeinde. Ich will Ihm Einige beschreiben; aber nicht, um Ihn muthlos zu machen.

Kennt Er denn die Frostschmetterlinge? Ihre Weibchen sind ohne Flügel. Die legen im November und December, mitten im Schnee, ihre Eier an die Stämme der Bäume; besonders zwischen die Gabeln der Zweige, wenn der Gärtner ruhig in seiner warmen Stube sitzt und an keine Raupe denkt.

Die Raupen derselben sind gefährliche Blüthenfeinde. Man nennt sie Spannräupchen, weil sie sich zusammenspannen, einen

Buckel machen und dann fortschreiten. Theer, mit Werch um die Stämme gebunden, ist das beste Mittel, sie zu fangen.

Der Gärtner. Das sollte man doch nicht denken, mitten im Schnee Schmetterlinge! Wie können sie denn die Kälte aushalten?

Der Herr. Sie halten sie aus. Die schnellfüßigen Raupen, die so geschwind laufen können und die man Hasen nennt, schaden auch sehr den Blüthen. Nicht minder die Ringel- und Rennräupchen, wenn sie noch klein sind.

Der Gärtner. Ja, das weiß ich. Aber ein Gast thut mir den meisten Schaden, ein grauer Rüsselkäfer. Wissen Sie dagegen kein Mittel?

Der Herr. Lieber Mann! das ist uns Menschen nicht möglich, alle diese kleinen Feinde zu vertilgen.

Die Natur hat ihre gewissen Rechte, die wir ihr lassen müssen, und wobei unser Verstand und unsere Kräfte stille stehen. Der Herr und Erhalter der Natur hat gewisse Einrichtungen gemacht, wobei wir unsere Ohnmacht erkennen und seine Weisheit bewundern müssen. Wir gehen, so weit wir kommen können, und dann haben wir unsere Pflicht gethan. Für das Uebrige, was wir nicht können, hat dann der liebe Gott schon besser gesorgt, als wir denken. Wenn wir selbst alle Raupen vertilgen sollten, was wollten wir doch wohl anfangen?

Die Eier der Stammraupenschmetterlinge, in ihrem Pelzwerk, können wir zur Noth wohl vermindern, denn sie sitzen uns vor den Augen. Wir können sie bei Tausenden zerstören. Bei den Ringelraupen geht das schon nicht an.

Der Gärtner. Ich habe in meinem Leben schon viel gewagt; aber die Ringeleier sitzen gar zu hoch und an den dünnsten Reisern; wer mag da hinauf!

Der Herr. Sieht er wohl? Zu denen können wir schon so nicht kommen, wie wir wünschen.

Allein nun will ich Ihm etwas sagen, was Ihn recht freuen wird. Eine fast unsichtbare kleine Fliege vertritt unsere Stelle. Diese wird nach Gottes weiser Einrichtung unser Freund und ein geschworner Feind dieser Raupen.

Sie bohrt durch den festen Kitt durch, womit diese Eierchen verleimt sind, und legt in jedes Ei ihr eigenes Eichen. Klein genug! Wenn dann die kleine Fliegenmade auskommt, so frißt sie das auf, woraus die kleine Raupe geworden wäre. Also können dann aus diesen Eiern keine Raupen entstehen. Sie sind von kleineren Feinden zerstört. Er braucht also nicht in die höchsten Gipfel der Bäume zu steigen und wegen der Ringelraupen sein Leben zu wagen. Dafür schickte Gott eine kleine Fliege hin, die sie zerstört.

Der Gärtner. Nun, das ist doch wunderbar! Wer hier nicht Gottes Fürsorge siehet, der siehet sie nimmermehr! Ich fühle jetzt noch einmal so viel Vertrauen zu dem lieben Gott.

Der Herr. Eben so ist es mit den Rüsselkäfern, deren Larven die Blüthen ausfressen. Da diese gemeiniglich des Nachts ihre kleinen Eier daran legen, wie wollten wir sie wohl abhalten? Wer weiß aber, was diese wieder für Feinde haben, die uns noch unbekannt sind? In der Natur ereignen sich sonst noch andere Umstände, die den Blüthenraupen günstig sind, und die wir schlechterdings nicht in unserer Gewalt haben. Ist in der Blüthenzeit zu trocknes, oder auch zu kaltes und regnigtes Wetter, das acht bis vierzehn Tage anhält, so wird das Aufgehen der Blüthenknospen gehindert. Dann haben die kleinen Blüthenraupen Zeit, sich einzunisten. Wachsen aber die Blüthenknospen schnell fort, so kommen die Blüthen den Raupen zuvor, und sie müssen davon bleiben. Wer kann das nun einrichten und nach seinem Gefallen machen? Kein König kann mit seiner ganzen Macht auch nur Eine Blüthenraupe abhalten.

Der Gärtner. Darin haben Sie wohl Recht, und ich freue mich, daß ich Gottes weise Einrichtung in der Natur immer mehr kennen lerne, je mehr ich darauf Acht gebe.

Der Herr. Thue Er das Seinige, was einem fleißigen Gärtner zukommt. Für das Uebrige lasse Er Gott sorgen. Ist es nicht durch Seine Schuld geschehen, so sei Er ganz ruhig, wenn Er auch Schaden leidet. Hat Er doch auf der andern Seite wieder Vortheil, wenn andere Sachen besser gerathen, als sonst. Der liebe Gott hat allezeit seine Absichten, wenn er in einem Jahre mehr Raupen entstehen läßt, als im andern. Man gönne ihnen, was Gott ihnen gönnt. Er weiß ihnen doch zu rechter Zeit wieder Einhalt zu thun.

Der Gärtner. Sie sind mein Mann. Ich kann es gar nicht ausstehen, wenn die Leute wider Gott murren, sobald einmal mehr Raupen oder Feldmäuse da sind, als sonst.

Der Herr. Gemeiniglich murren auch nur die Faulen, die sich um Nichts bekümmern und keine Hand anlegen, ein Raupennest wegzuschaffen.

Der Gärtner. Noch weniger kann ich es leiden, wenn die Leute sagen: das ist einmal wieder eine rechte Strafe Gottes.

Der Herr. O, das ist sehr schlecht, von Gott so zu denken, der Nichts zum Verderben der Menschen thut. Freilich ist es für schlechte Wirthe Strafe genug, wenn sie sich aus Faulheit ihr schönes Obst, das ihnen Gott schenken wollte, von den Raupen verderben lassen. Aber sie strafen sich selbst. Und da geht es dann ganz natürlich zu, daß sich öfters der fleißigere Nachbar seinen Garten muß mit abfressen lassen, weil der Andere zu nach-

lässig war und nicht zu rechter Zeit raupen ließ. Wir wollen das Unserige thun, lieber Freund, und dann den großen Hausvater regieren lassen. Der weiß mehr Mittel gegen die Raupen, als wir. Der hat schon gesorgt, wie weit sie kommen sollten, und hat ihnen mehr Feinde zugeordnet, als wir kennen.

Der Gärtner. O! sagen Sie doch, wie es damit ist. Das höre ich gar zu gerne.

Der Herr. Da giebt es so viele Vögel, Käfer und andere Insekten, die den gefährlichsten Raupen, den Blüthenraupen, gleich auf dem Fuße nachgehen und sie da wegholen, wo wir nicht einmal hinkommen können. Ich will Ihm jetzt eine ganze Armee vorführen, welche wider die Raupen zu Felde geht. Die liebe Nachtigall thut gewiß das Ihrige redlich. Wie manches Räupchen und Würmchen holt sie weg und wird eben durch diese Lockspeise von den undankbaren Menschen gefangen.

Die Fliegenschnäpper, Rothschwänzchen, Rothkehlchen, Bachstelzen, Finken, Spechte, Baumläufer, Fledermäuse — selbst unsere Sperlinge, die wir ja nicht ausrotten dürfen — das Alles sind eifrige Raupenfeinde. Besonders holen die Letztern die Blüthenraupen heraus, wenn wir denken, daß sie Knospen abbrechen.

Der Gärtner. Ist's möglich? Ach, so habe ich den guten Sperlingen schon oft Unrecht gethan, denn wenn ich sie sehe, so hole ich gleich die Flinte.

Der Herr. So thut uns manches Thierchen eine Wohlthat, die wir als Schaden ansehen. Die Meisen, Zaunkönige und Goldhähnchen wissen die verborgensten Schmetterlingseier, die wir nimmermehr finden würden, auszuspüren und picken sie sorgfältig aus. Außerdem giebt es noch so viele große Baumwanzen und Erdkäfer, welche eben dies thun. Besonders wüthen die großen goldgrünen Käfer unter den Raupen; desgleichen die Wespen, die Schlupfwespen, welche ihre Eier in die lebendigen Raupen legen, da dann die kleinen Maden, welche daraus entstehen, die ganze Raupe inwendig ausfressen. Auch die Ameisen gehören zu den Feinden der Raupen; sie würgen unter ihnen, wie die Wölfe unter den Schafen. Was würden wir schwache Menschen gegen das zahllose Heer der Raupen ausrichten, wenn diese Raupenfeinde uns nicht so sehr unterstützten?

Der Gärtner. Gott sei dafür gedankt; er hat Alles wohl gemacht.

Der Herr. Ich denke immer so von dieser Sache. Wenn sich einmal, aller menschlichen Vorsicht ungeachtet, in einem Jahre die Raupen ungewöhnlich vermehren, so werden sie sich ohne Zweifel, nach der Ordnung, welche Gott in der Natur festgesetzt hat, auch diejenigen Geschöpfe stark vermehrt haben, die sich von den Raupen nähren. Und dieser Gedanke bestätigt

sich auch durch die Erfahrung; denn man bemerkt, daß, wenn sich irgendwo die schädliche Grasraupe sehr vermehrt, sogleich große Schaaren von Saatkrähen sich dahin ziehen und sie vertilgen. Und welch eine weise, wohlthätige Einrichtung ist das! Ist es also nicht Sünde, über Gottes Ordnung zu klagen?

21. Das Raupennest.

Henriette machte eines Abends mit ihrer Mutter einen Spaziergang über's Feld. Sie war von ihrer Mutter dazu gewöhnt, Alles mit Aufmerksamkeit zu betrachten, was um sie her war. Dies that sie auch jetzt. Auf einmal blieb sie stehen und rief: Mutter! Mutter! Komm' geschwind her und sieh, was da ist! Die Mutter kam, und sieh! da war ein Nesselbusch, der ganz mit Raupen bedeckt war: lauter häßliche, schwarze Thiere mit stachligen Rücken und grünen Streifen zwischen den Stacheln. — Soll ich die Raupen todt treten? fragte Henriette. — Nein, sagte die Mutter; denn wie du siehst, so nähren sie sich von Nesseln und sind also nicht schädlich. Wenn sie aber an einem Kirschbaume oder auf einer Pflanze säßen, dann dürftest du sie, als schädliche Thiere, todt treten. Höre, wie du dir mit diesen Thierchen eine recht große Freude machen kannst. Nimm sie mit nach Hause und füttere sie.

Ach ja, das will ich thun, sagte Henriette, und griff hastig zu, zog aber sogleich schreiend die Hand zurück, denn sie hatte nicht bedacht, daß die Nesseln brennen.

Kannst du denn die Nesseln nicht abreißen, ohne daß sie dich brennen? fragte die Mutter. Jetzt besann sich Henriette, zog das Schnupftuch aus der Tasche, wickelte es sich um die Hand und riß nun behutsam die Nesseln ab. Freudig trug sie die Raupen nach Hause, steckte sie mit den Nesseln in ein großes Glas, welches ihr die Mutter dazu gegeben hatte, und band ein Papier darüber. — Aber willst du denn, daß deine Raupen ersticken sollen? fragte die Mutter. Nein, das will ich nicht, antwortete Henriette. — Nun, so mußt du kleine Löcher in das Papier stechen, damit frische Luft in das Glas kommt. Dies that Henriette und hatte ihre Freude daran, zu sehen, wie die Raupen ein Blatt nach dem andern abfraßen.

Am andern Tage, als Henriette ihr Frühstück verzehrt hatte, fragte die Mutter: Hast du denn auch an deine Raupen gedacht und ihnen ihr Frühstück gegeben?

O! sagte Henriette, die Raupen haben noch das ganze Glas voll Nesseln.

Aber sieh sie an, sagte die Mutter, ob sie nicht ganz vertrocknet sind. Dürre Nesseln können doch die armen Thiere nicht fressen. Da du die Gäste einmal angenommen hast, so es ist

auch deine Pflicht, ihnen alle Tage frische Nesseln zu holen und sie so zu ernähren, denn sie selbst können es nun nicht mehr thun, da du ihnen die Freiheit genommen hast. Dies merkte sich Henriette und vergaß ihre kleinen Gäste nicht wieder. Fünf Tage hatte sie ihnen nun reichlich Futter gegeben und fröhlich zugesehen, wie sie es verzehrten. Am sechsten Tage wollte sie ihnen auch Futter geben, aber, o Wunder! da sie das Papier wegnehmen wollte, hatten sich alle Raupen daran gehängt. Mit den Hinterfüßen saßen sie, theils am Papier, theils am Glase, so fest, als ob sie angeleimt gewesen wären. Geschwind lief Henriette zur Mutter und zeigte ihr die aufgehängten Raupen. Besorglich fragte sie: aber was fehlt ihnen denn? liebe Mutter, ich habe sie doch alle Tage so reichlich gefüttert, und nun werden sie mir doch sterben!

Sei ruhig, antwortete die Mutter, sie werden nicht sterben, sondern dir noch viel Freude machen. Laß sie nur ungestört hängen. Das that Henriette und machte ganz behutsam das Glas wieder zu. Kaum war sie am folgenden Morgen aus dem Bette, so lief sie zu dem Glase, und sieh! da gab es schon wieder etwas Neues. Die Raupen waren verschwunden, und nun hingen lauter längligrunde Püppchen da, mit einer kleinen Krone auf dem Kopfe. Sie lebten und bewegten sich hin und her. Henriette machte große Augen, schlug die Hände zusammen, und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Endlich rief sie: Mutter! Mutter: Komm geschwind her, und sieh, was aus meinen Raupen geworden ist.

Hab' ich es dir nicht gesagt, antwortete die Mutter, daß dir die Raupen noch viel Freude machen würden? Betrachte sie nur recht genau; sie haben ihre Häute abgestreift, die du hier hängen siehst, und haben sich verwandelt in Dinge, die man Puppen nennt. Laß sie nur Alle ruhig hängen, und sieh alle Tage nach dem Glase. Vielleicht erblickst du bald einmal wieder Etwas, das dir große Freude macht.

Es traf richtig ein; nur währte es der ungeduldigen Henriette zu lange, und schon hatte sie fast alle Hoffnung aufgegeben. Aber nun waren einige Wochen vergangen, als Henriette einmal wieder nach ihrem Glase sahe. Und was erblickte sie? Da war Alles voll schöner, bunter Schmetterlinge in dem Glase. Ach sieh doch, liebste Mutter, rief sie, was in meinem Glase ist! Lächelnd kam die Mutter, und als sie nun beide genauer zusahen, erblickten sie ein neues Wunder. Ein Schmetterling, der in einer Puppe stak, drückte mit seinen zarten Füßchen die Puppe von einander und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein und zusammengerollt, wie ein Stück Papier. Er lief geschwind am Glase hinauf und hängte sich an das Papier. Seine Flügel wuchsen fast zusehends, und nach einer Viertelstunde hingen sie

vollkommen da. — So ging es nun den ganzen Vormittag. Immer ein Schmetterling nach dem andern kroch aus seiner Puppe heraus. Nach Tische waren sie Alle ausgekrochen. — Nun kannst du dir noch eine Freude machen, sagte die Mutter. Nimm das Glas, trag' es in den Garten, mache es auf und gieb den Schmetterlingen die Freiheit.

Dies that Henriette und freute sich unbeschreiblich, als sie sah, wie die Schmetterlinge heraus flatterten und von einem Baume zum andern flogen. Wenn sie hernach im Garten herum ging und einen braunen Schmetterling mit schwarzen Flecken sah, freute sie sich allemal. Du bist gewiß auch aus meinem Glase! dachte sie.

22. Die Baumwollenpflanze.

Die Baumwollenpflanze ist eines jener merkwürdigen Gewächse, mit dessen Anbau, sowie mit Verarbeitung der davon geernteten Baumwolle, mehr Menschenhände beschäftigt sind, als mit irgend einem andern Gegenstande. Es giebt indessen mehrere Arten Baumwollenpflanzen, die theils baumartig, theils wie Sträucher und Stauden wachsen, und von denen die letztere alle Jahre frisch ausgesäet werden muß. Alle stammen aus den wärmern Ländern der Erde; die Baumwollenstaude aber wird auch in der asiatischen und europäischen Türkei, in Griechenland, im südlichen Italien und Spanien und vorzüglich in einem Theile von Nordamerika so häufig angebaut, daß die meiste Baumwolle von ihr herrührt. Sie wird gegen drei Fuß hoch, hat hellgrüne, fünftheilige Blätter und gelbe, rothgestreifte, den Malven ähnliche Blüthen, aus denen sich Samenkapseln von der Größe eines Taubeneies entwickeln. Diese sehen bei allen Baumwollenpflanzen anfangs grün aus, werden jedoch später braun und springen endlich bei völliger Reife auf. Da quillt denn die zarte Wolle heraus, die bisher zusammengepreßt war, und in der einige Samenkerne verborgen sind; sie muß daher um diese Zeit schleunigst eingesammelt werden, wenn sie nicht verloren gehen soll. Mittelst besonderer Maschinen wird die erhaltene Baumwolle von den Samenkernen und andern etwa hineingekommenen Unreinigkeiten gesäubert, in große Säcke möglichst fest eingepackt und in den Handel gebracht. Auf diese Art werden des Jahres gegen vier Millionen Centner Baumwolle aus Amerika, Ost- und Westindien, aus Aegypten und den Häfen der asiatischen Türkei nach Europa eingeführt und hier, davon zwei Drittel allein in England, zu Garn gesponnen und dann zu Kattun, Musselin, baumwollenen Sammet, Spitzengrund, baumwollenen Strümpfen und einer Menge anderer dünner und dichter Stoffe verarbeitet. Obgleich das größtentheils mit Hülfe von Maschinen geschieht,

haben dabei doch noch unzählige Menschen, zuerst mit Herstellung der Stoffe und dann mit dem Bedrucken, Färben und der sonstigen Zubereitung der verfertigten Waren zu thun, ehe diese in die Hände der Verkäufer kommen. Ohne die von den Europäern erfundenen Maschinen zur Erleichterung der Arbeit würde das aber nicht der Fall sein, und es würden viel weniger Menschen dabei Beschäftigung finden. Damit geht es folgender Art zu.

Müßte nämlich alle Bearbeitung, welcher die Baumwolle unterliegt, bevor sie als fertiger Stoff verkauft werden kann, also das mehrfach nöthige Reinigen der eingeernteten Baumwolle, namentlich das Spinnen zu Garn, das Weben zu Zeugen u. s. w., von Menschenhänden allein verrichtet werden, so würde das weit größern Aufwand an Arbeitslohn erfordern, als die Verfertigung durch Maschinen, und davon wäre die natürliche Folge, daß die baumwollenen Zeuge viel theurer im Preise zu stehen kämen. Wenn das aber wäre, könnten sich weit weniger Leute derselben bedienen; es würde also sehr viel weniger verbraucht werden, und diesen geringen Bedarf herzustellen, würden weniger Menschen nöthig sein, als jetzt neben den Maschinen dabei thätig sind. Ihr müßt nämlich wissen, daß von Europa baumwollene Zeuge nach allen Erdtheilen verkauft werden und sogar nach Ostindien und andern Ländern, wo die Baumwolle wächst, aus denen sie verfertigt sind. Das ist aber nur seit 1775 nach und nach möglich geworden, denn von diesem Jahre schreibt sich die englische Erfindung der Spinnmaschinen her, welcher die von andern und immer vollkommnern Maschinen folgte, durch welche die Verfertigung baumwollener Stoffe erleichtert, und diese wohlfeiler wurden. Obgleich nun schon seit lange vor Christi Geburt in Ostindien baumwollene Zeuge gewebt werden, können die dortigen Arbeiter doch mit ihren mangelhaften Werkzeugen gegen die jetzigen europäischen Fabriken nicht aufkommen. In Deutschland wurden übrigens seit dem 16ten Jahrhundert baumwollene Zeuge getragen, aber sehr wenig, denn sie waren noch kostbar. Erst seit jener Vervollkommnung der Fabrikwesens ward ihr Gebrauch so allgemein, wie heutzutage und verdrängte viele wollene und leinene Stoffe, deren man sich vorher bediente; ja, dies würde noch weit mehr der Fall sein, wenn nicht die Verfertigung dieser durch Anwendung von Maschinen ebenfalls wohlfeiler geworden wäre, als in früherer Zeit.

(Pfennig-Magazin.)

23. Das Mineralreich.

Aus dem Mineralreiche merken wir uns zunächst die Edelsteine. Dies sind Steinchen, die sich durch ihre Härte, ihren Glanz und ihre Durchsichtigkeit von allen Steinen aus-

zeichnen und blos zum Schmucke dienen. Ihre Schönheit wird erst sichtbar, wenn sie geschliffen sind. Der kostbarste unter allen Edelsteinen, und zugleich der härteste unter allen Körpern, ist der Diamant; daher schneidet man mit ihm das Glas. — Die Metalle haben, zunächst den Edelsteinen, den größten Werth unter den Produkten des Mineralreichs. Man theilt sie in edle und unedle. Zu den edlen gehören Gold und Silber, welche zum Gelde gebraucht werden, wonach man im Handel den Preis der Waren berechnet. Zu den unedlen Metallen, die zu einer unbeschreiblichen Menge von Geräthschaften und Werkzeugen, theils in Verbindung mit Holz, theils ohne dasselbe verarbeitet werden, gehört das Kupfer, das Zinn, das Blei und das Eisen. Alle diese Metalle werden mühsam von den Bergleuten aus den Tiefen der Erde geholt und beschäftigen eine große Menge Menschen.

Zu dem Mineralreiche gehören auch noch die verschiedenen Arten von Erden und die Salze. Wir wollen uns besonders zwei Erdarten merken, deren Verarbeitung viele Menschen in Thätigkeit setzt, nämlich: die Kalk- und die Thonerde. Der Marmor gehört zu den Kalkarten und ist die feinste darunter. Gyps und Kreide sind auch Kalkarten. Die Thonerde hat auch verschiedene Arten, z. B. Porcellanerde, Töpferthon, Lehm, Walkererde, Alaunthon u. A. m.

Endlich giebt es auch noch brennbare Mineralien, z. B. die Steinkohlen, die Braunkohlen, welche man jetzt reichlich in unserm Vaterlande aufgefunden hat und vielleicht bald eben so häufig, wie den Torf, brennen wird. Torf, Bernstein, Schwefel u. s. w. gehören auch hierher.

24. Das Kochsalz.

Keinem von euch wird unser gewöhnliches Kochsalz unbekannt sein, das als Zusatz zu den Speisen unter die ersten Lebensbedürfnisse gehört, auch sonst auf vielfältige Art benutzt wird und schon in den ältesten Zeiten benutzt worden ist. Was ihr aber so täglich genießet und vor Augen habt, dessen Herkunft und sonstigen Eigenschaften werdet ihr gewiß gern kennen lernen wollen, und dazu soll euch verholfen werden.

Das Kochsalz findet sich von allen Salzen am häufigsten und am allgemeinsten in der Natur verbreitet. Es ist aufgelöst überall im Meere, in vielen See'n und Quellen vorhanden und wird auch in fester Gestalt als Steinsalz von weißlicher, gelblicher, röthlicher und bläulicher Farbe in ungeheuern Massen in der Erde gefunden. Dieses verschiedene Vorkommen des Kochsalzes macht natürlich auch eine verschiedenartige Gewinnung und

Zubereitung desselben zum Gebrauche nöthig, von denen hier das Hauptsächlichste mitgetheilt werden soll.

Das reinste und beste Kochsalz zum Gebrauche in der Küche liefern gewöhnlich die Salzquellen. Dies sind nichts Anderes, als ursprünglich Süßwasserquellen, die aber durch unterirdische Salzlager fließen und davon mehr oder weniger auflösen und mit fortführen. Ihr Wasser nennt man Soole, welche, wenn sie an Salz reichhaltig genug ist, um nicht zu viele und kostbare Feuerung zu verlangen, sogleich in flachen metallenen Pfannen so lange gesotten wird, bis das Wasser verdampft ist, und das Salz sich in kleinen Krystallen *) ausscheidet. Während dieses Siedens schäumt die Soole, und dieser Schaum muß fleißig abgeschöpft werden, indem sich dadurch ein Theil der darin enthaltenen Unreinigkeiten absondert. Ein anderer Theil derselben bildet gleichzeitig einen festen Bodensatz, welcher Salzstein und Pfannenstein heißt und zum Düngen gebraucht wird. Das fertige Salz wird mit Schaufeln in Körbe gefüllt und an einem luftigen Orte getrocknet.

Die Anstalten, wo Kochsalz auf diese oder eine andere Weise gewonnen wird, heißen im Allgemeinen Salinen. Das vorhin geschilderte Verfahren befolgt man aber nur mit einer Soole, welche viel aufgelöstes Salz enthält. In Deutschland ist daran die reichste die lüneburger, von der 100 Theile Soole 25 Theile Kochsalz geben; nach ihr sind die reichsten Salzquellen die bei Halle an der Saale.

Es giebt aber auch Salzquellen, welche auf 100 Theile Soole nur 3 und 2 Theile Salz enthalten, und dann nimmt man, um Holz zu sparen, Luft und Sonnenwärme zu Hülfe, um einen Theil des Wassers der Soole verdunsten zu machen. Dies möglichst zu befördern, schichtet man eine große Masse Reißholz in Gebäuden über einander, die meist aus zwei Wänden von Balken bestehen, auf denen ein Dach ruht, um den Regen abzuhalten. Oben auf das Reißholz wird dann die Soole geleitet, und indem sie durch dasselbe langsam herabträufelt, verdunstet theils eine Menge Wasser, theils setzt sich an dem Holze ein großer Theil darin enthaltener Unreinigkeit als eine harte Rinde an. Was endlich in dem unter dem Reißholz angebrachten Behälter gelangt, ist daher eine an Salztheilen reichere Soole geworden. Dies Verfahren heißt gradiren, eine solche Einrichtung ein Gradirhaus, und nachdem eine große Menge an Salz armer Soole mehrmals gradirt wurde, erhält man daraus, weil viel Wasser verdunstet und Unreinigkeiten sich abgesondert haben, eine

*) Wenn man Eis, Schnee und Salz durch ein Vergrößerungsglas besieht, so erscheinen lauter kleine, regelmäßige Figürchen, welche man Krystalle nennt.

bei Weitem kleinere, an Salz aber reichere Menge Soole, die dann wie andere ursprünglich salzreiche versotten wird.

Das Meer enthält im Durchschnitt in 100 Theilen Wasser nur 3½ Theil Salz. Um dieses zu erhalten, leitet man Meerwasser in flache und weite Gruben, wo in warmen Ländern das Wasser von der Sonne verdunstet und das Salz zurückbleibt. In kalten Ländern dagegen läßt man es in eben solchen Gruben gefrieren und wirft dann das Eis heraus, wodurch Dasselbe erreicht wird. Es gefriert nämlich nur das süße Wasser, dieses wird als Eis entfernt, und es bleibt eine salzreiche Soole zurück. Das auf diese Art gewonnene Seesalz ist aber noch sehr unrein und wird daher, wenn es in der Küche gebraucht werden soll, in reinem Wasser wieder aufgelöst und dann gesotten; außerdem verwendet man es meist zum Einsalzen von Fleisch und Fischen.

Das Steinsalz endlich wird wie Eisen und andere Mineralien durch Bergleute aus der Tiefe zu Tage gefördert. Es findet sich unter Anderm in großen Lagern in Tirol, in Salzburg, in Bayern, z. B. in Berchtesgaden; ferner in Steiermark, Ober-Oesterreich, in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, wo die berühmten Salzbergwerke von Wieliczka sind, in Spanien und an andern Orten. Selten ist es aber so rein, daß es sofort gebraucht werden kann, vielmehr muß es meist vorher in süßem Wasser aufgelöst, von seinen fremden Bestandtheilen gereinigt und dann gesotten werden.

(Pfennig-Magazin.)

C. Zur Naturlehre.

1. Von unserm Luftkreis oder der Atmosphäre.

Sohn. Heut ist die Luft so dick, daß es mir scheint, als könnte ich sie mit Händen greifen. Vater. Nun, wir sind auch in der Mitte der Hundstage, da hat es schon ein Recht, heiß und dick in der Luft zu sein. Aber was meinst du, kann man die Luft wohl wirklich greifen, oder spricht man nur so? Sohn. Nein, Vater, man spricht natürlich nur so; ich habe doch Nichts, und wenn ich zehnmal in die Luft greife. Vater. Und doch ist die Luft ein Körper. Sohn. Wie, ein Körper? das begreife ich nicht. Vater. Nun, Kind, kannst du denn nicht die Luft fühlen, und wird sie dir nicht in diesem Augenblick z. B. sehr fühlbar, so daß du sagst: es ist drückend heiß? Und was drücken kann, sollte das nicht ein Körper sein? Ferner,

nimmt die Luft nicht einen Raum ein? Du hast gewiß schon von einem luftleeren Raume gehört; die Luft hat dir gewiß auch schon manchmal gefehlt; die Luft bewegt sich beim Winde hin und her. Sieh, da hast du eine Menge von Zeichen und Merkmalen, daß die Luft doch wohl ein Körper sei. Sohn. Ja, du hast Recht, lieber Vater. Du hast mir einmal gesagt, daß diejenigen Dinge, die ich mit meinen Sinnen wahrnehmen könne, Körper seien. Nun dachte ich, weil man die Luft nicht sehen könne und mit den Händen nicht fühlen, sei sie auch kein Körper. Aber freilich, ich kann die Luft wohl fühlen, wenn sie sich gegen mich bewegt; ich kann sie hören, wenn sie als Wind oder gar als Sturm bei mir vorbei rauscht. Vater. Siehst du, das war ganz richtig gesprochen. Aber es giebt verschiedene Körper, nicht wahr? Holz und Eisen sind doch wohl ganz andere Körper. Nun merke dir das mal, daß es folgende Arten von Körpern giebt. Zuerst feste, die sind dir am besten bekannt: Metall, Holz, Steine u. s. w., das sind feste Körper, d. h. ihre Theile hängen so fest zusammen, daß man sie schwer von einander trennen kann. Ist die Luft solch ein Körper? Sohn. Ei bewahre, lieber Vater, wie könnte die Luft ein fester Körper sein. Vater. Nun, kannst du sie denn trennen? Sohn. Ja, das weiß ich doch nicht, Vater, wie ich das machen soll. Vater. Nun, nimm einmal eine Gerte und fahre durch die Luft. Was hörst du da? Sohn. Nun, so einen Hui. Vater. Siehst du, da hast du die Luft getrennt; sie fließt wieder zusammen und daher kommt der Ton. Denke mal nach, hören wir nicht ähnliche, freilich viel stärkere Töne in der Luft bei gewissen Erscheinungen? Sohn. Töne in der Luft? Ach ja, den Donner. Vater. Freilich. Da fährt der Blitz tausend Mal rascher, als du mit deiner Ruthe, durch die Luft, trennt sie, und das schnelle Zusammenströmen erzeugt den Donnerton. Sohn. Ach, das gefällt mir, daß der Blitz so durch die Luft haut. Ich kann auch ein Bischen donnern, Vater! Wenn ich meine Peitsche nehme und mich auf den Flur stelle und knalle, so giebt es ein furchtbares Geräusch. Vater. Gut, gut, danke für solchen Donner. Du bist nun also überzeugt, daß die Luft getrennt werden kann, und zwar ganz leicht; sie ist also kein fester Körper, sondern ein flüssiger. Sohn. Aber, lieber Vater, sie fließt doch nicht, wie Wasser. Vater. Nein, so nicht, aber sagt man nicht: ein Luftstrom? Strömt nicht die Luft, wenn du die Thür und das Fenster aufmachst, herein und heraus? Man unterscheidet tropfbare und ausdehnbare Flüssigkeiten. Letzteres ist die Luft; sie dehnt sich aus und läßt sich zusammendrücken. Gerade, wie dein Gummiball, der läßt sich auch zusammendrücken, und gleich dehnt er sich wieder aus. Sohn. Ja, der ist auch elastisch. Vater. Gerade so sagt man auch von der Luft. Sohn. Also die Luft ist eine

elastische Flüssigkeit? Das ist doch eine merkwürdige Geschichte. Vater. Ja, sie ist noch viel flüssiger als das Wasser, denn sie ist viel feiner. Sie dringt sogar in das Wasser ein. Nur das Licht ist noch feiner, denn es dringt durch das Glas hindurch, was die Luft doch nicht kann. Sohn. Ist denn im Wasser Luft? Man stickt ja im Wasser. Vater. Ja, so viel ist nicht darin, daß wir Menschen darin leben können. Aber hast du noch nie gesehen, daß kleine Bläschen aus dem Wasser emporsteigen? Sohn. O ja, oft genug. Aber noch mehr habe ich im Bier gesehen. Vater. Sieh, das sind lauter Luftbläschen. Im Wasser ist also Luft. Auch könnten ja die Fische im Wasser nicht leben, wenn gar keine Luft darin wäre. Und sie kommen auch gleich an die Oberfläche, sobald die Luft im Wasser zu schwinden anfängt. Z. B. im Winter, wenn das Wasser zugefroren ist, kommen sie an die Lumen oder Löcher im Eis, an denen die Eisfischerei beginnt. Nun, du siehst also, lieber Sohn, wie fein dies Element ist, in dem wir leben. Für uns Menschen ist sie zu fein, wenn sie nicht mit einem andern Stoff vermischt ist; sie dringt uns dann zu tief und voll in die Lungen, und wir können dann eben so gut an zu viel Luft sticken, wie an zu wenig. Darum können wir denn auch auf hohen Bergen oder bei Luftreisen es nicht lange aushalten. Die Lungen müssen zu heftig arbeiten (denn diese sind unsere Luftblasebälge), und das wird uns beschwerlich, mit der Zeit gefährlich. Je näher nun die Luft der Erde liegt, desto mehr andere Bestandtheile nimmt sie auf, desto dicker wird sie. Diese Dicke und Schwere der Luft kann man messen und danach Wetterbeobachtungen anstellen, denn das Wetter hängt von der Beschaffenheit der Luft ab. Das Instrument, womit man diese messen kann, heißt ein Schweremesser oder Barometer. So merke dir nun jetzt diesen Namen und dies, daß man die Luft, die unsere Erde umgiebt, die Atmosphäre nennt, oder den Dunstkreis. Sohn. Hat denn unsere Erde eine besondere Luft? Vater. Das war ganz gut gefragt. Ja, sie hat eine besondere Luft, die sich von der andern Luft oder dem Aether dadurch unterscheidet, daß sie die Dünste, die Ausdünstungen der Erde, aufnimmt, und darum eben Dunstkreis heißt. In diesem Dunstkreise ist Wärme, Feuchtigkeit und Farben, d. h. wir würden über diesen Dunstkreis hinaus, der etwa eine Meile hoch ist, erfrieren; es giebt da keine Wolken mehr, und Alles hat ein und dieselbe Farbe, nämlich die weiße des Lichtes. Sohn. Das ist ja eine merkwürdige Eigenschaft der Luft, die ich ihr gar nicht zugetraut hätte, denn sie sieht ja bis an die Sonne hinauf blau aus. Wo kommen denn nun aber die Wolken her, die mir meine liebe Sonne so oft verstecken und daran Schuld sind, daß mir zuweilen so ist, als steckte ich in einem Sacke? Vater. Das sind eben die Dünste,

die aus der Erde aufsteigen. Meer und Land senden täglich eine gewaltige Masse dampfartiger Stoffe in die Luft, welche dieselbe so lange in sich einsaugt, bis sie ihr zu schwer werden; dann läßt sie dieselben in einzelnen kleinen Theilen fallen, die wir entweder Regen, oder Schnee, oder Hagel, oder Thau nennen, und die so zur Ernährung der Erde mit ihren Pflanzen, Thieren und Menschen sehr Großes beitragen. Außerdem wirken Sonne und Mond mit Licht und Wärme auf die Luft ein. Die Erde, welche von der Luft auf ihrer Reise um sich selbst und um die Sonne treulich begleitet wird, veranlaßt Strömungen in ihr, und so kann man sagen, die Luft ist eigentlich dasjenige, was Alles treibt, belebt und erhält. Sohn. Das kommt mir ganz unbegreiflich vor; man merkt so wenig davon. Vater. Die Dinge, die im Stillen wirken, wirken meistentheils am mächtigsten. Aber bedenke doch, lieber Sohn, daß du ohne Einathmen der Luft nicht leben könntest, und eben so wenig irgend ein anderes lebendes Wesen, ja nicht einmal die Pflanzen. Bedenke ferner, daß kein Feuer ohne Luft brennen, kein Ton und Schall sich ohne Luft fortpflanzen kann, daß sie das Meer aufzuwühlen, die stärksten Bäume zu entwurzeln, Thürme und Häuser niederzuwerfen im Stande ist, daß sie Mühlen und Schiffe treibt — kurz, daß sie die Seele der ganzen Welt ist, ebenso wie die Seele des Menschen erst Alles an ihm belebt und bewegt. Du wirst nun wohl eine allgemeine Vorstellung von diesem einen Elemente haben. Ich will zum Schluß für heut noch ein stärkeres Wort von ihm sagen. Die Schrift sagt von Gott mit Beziehung auf unsern ganzen Menschen: in ihm leben, weben und sind wir. Man kann dies von der Luft in Beziehung auf unser leibliches Leben sagen!

2. Die merkwürdige Pumpe.

Sohn. Sieh einmal, Vater, hier ist ein Mann, der sagt, er hätte Instrumente zu verkaufen. Wie merkwürdig die aussehen. Vater. Ja, die sind allerdings merkwürdig genug. Ich kaufte gern einige davon; sie sind mir nur zu theuer. Diese Instrumente, mein Sohn, sind für Diejenigen, welche sich mit der Natur, ihren Gesetzen und Erscheinungen beschäftigen Dasselbe, was für den Tischler sein Hobel, für den Zimmermann sein Beil, für den Fischer sein Kahn und seine Netze sind. Sie sind ihnen ganz unentbehrlich, um Gottes Gesetze, die täglich rund um uns her wirken, erkennen und bestimmen zu können. Darum nennt man sie, wie Jene sagen: Werkzeuge, so schlechtweg: Instrumente. Ist dir Eines unter diesen Instrumenten besonders aufgefallen? Sohn. Ja! Eines war darunter, das sahe beinahe aus, wie

eine Wasserpumpe aus Messing. Der Mann fuhr auch mit einem Stiel hin und her, gerade wie ich an unserer Pumpe. Vater. Zufällig hast du es recht getroffen, dieses Instrument eine Pumpe zu nennen, denn es ist eine Luftpumpe. Da wir neulich von der Luft geredet haben, so magst du dir merken, dafs dieses Werkzeug von einem gewissen Otto von Guerike, der im Jahre 1650 Bürgermeister von Magdeburg war, erfunden worden ist. Man kann damit die Luft aus einem Gefäfse fortschaffen. Hat man dies gethan, so kann man in einem solchen Gefäfs Dinge, die sonst sehr schnell faulen würden, z. B. Obst, Fleisch, Wasser, Wein u. s. w. jahrelang frisch erhalten. Ist nun ein solches Gefäfs von Glas, so kann man allerlei hübsche Versuche damit machen. Ein Licht z. B. geht aus, Pulver entzündet sich nicht, kleine Thiere, die man etwa darunter bringt, sterben, ein Vogel kann nicht darin fliegen, kleine Glöckchen tönen nicht u. s. w. Wenn man zwei Halbkugeln nimmt, die recht genau aufeinander passen, und pumpt die Luft heraus, so schliefsen sie so dicht zusammen, dafs man vor jede Halbkugel erst 6 bis 8 Pferde spannen mufs, um sie auseinander zu ziehen. Das ist doch eine merkwürdige Art von Pumpe, die Luftpumpe, nicht wahr?

3. Die nützliche Schädlichkeit.

Sohn. Wir haben in diesem sonst so schönen Monat noch keinen einzigen ordentlichen Spaziergang machen können, lieber Vater. Es ist immer so entsetzlich windig. Sieh, wie die armen Bäume, die so herrlich blühen, von dem Winde zerzaust werden; es ist ein Jammer, mit anzusehen, wie die weißen Blüthchen dahin gerissen werden. Es sieht grade aus, als hätte es geschneit. Tochter. Noch viel mehr dauern mich die armen Vögel. Sieh einmal, Vater, die Lerchen können gar nicht in die Höhe, so windig ist es. Meine liebe Grasmücke denkt noch gar nicht an Eierlegen und Brüten, es ist ihr viel zu rauh. Alle die hübschen Finken, die schon so zahlreich im Garten waren, sind wieder verschwunden; man sieht nur einzelne Schwalben, und ach, der arme Storch da oben! Sieh einmal, wie ihm die Federn vom Winde aufgetrieben werden. Wie der sich nur in seinem großen Neste halten kann? Sohn. Ja, das wundert mich auch, daß das Storchnest nicht längst heruntergeweht ist, und der arme Klapperer dauert mich da oben recht auf seinem zuchigen Giebel. Wenn das große, schwere Nest herunter käme, das könnte ein ordentlich Unglück geben. Försters alter Jäger erzählte mir jüngst, bei seinem alten Herrn sei einst ein solches Nest herunter gefallen und habe den darunter stehenden Schweinestall eingeschlagen und die Schweine getödtet, so schwer sei es gewesen.

Der Vater sagt zwar, der alte Tobi hätte nur zweierlei Geschichten: Mordgeschichten und Jagdgeschichten, und die Einen wären so wahr wie die Andern. Nun mag das auch wohl eine Jagdgeschichte oder eine Mordgeschichte sein, oder Beides zugleich. Aber schwer muß so ein Nest doch sehr sein, und es wäre immer abscheulich von dem Winde, wenn er es herunter würfe. **Vater.** Ach, meine lieben Kinder, das wäre noch nicht das größeste Unglück, das der Wind anrichtete. Denket einmal, was er an Häusern, auf den Feldern und namentlich auf dem Meere für Schaden anrichtet. Das Herz möchte Einem in der Brust brechen, wenn man von den Unglücksfällen in den Zeitungen liest, die dieser, nun schon wochenlang einherstürmende Wind auf den Meeren verursacht hat. 14 Schiffe lagen bei Elbing zertrümmert auf dem Strande. Was aus den Menschen geworden ist, weiß man noch nicht. Damit ihr einen Begriff davon bekommt, liebe Kinder, wie ernsthaft es auf dem Meere aussieht, wenn ein solcher Wind, wie wir ihn heut hier fühlen, **dort** weht, so will ich euch doch eine Schilderung vorlesen, die ein Reisender an den Küsten von Jütland in den Zeitungen mitgetheilt hat.

Die Strandung.

Ein wohlschmeckendes Mahl von den Gaben des Meeres wurde schnell bereitet; bevor aber dies genossen war, steckte ein Mann den Kopf in die halb geöffnete Thür und rief: „Eine Strandung!“ Alle sprangen auf und fragten zugleich: „Wo?“ — „Hier,“ antwortete der Mann schnell und zog den Kopf zurück, um seine wichtige Botschaft weiter zu bringen. Mein Wirth, sein Sohn und zwei andere junge Männer, die auch mit auf den nächtlichen Fischzug gewesen waren, stürzten hinaus, ich ihnen nach.

Der Wind war zum Sturm gestiegen, und das Meer brüllte in seinem gräßlichen Zorn; der Sand der Dünen peitschte uns in's Gesicht, und der Schaum flog, Schneeflocken gleich, über unsere Köpfe dahin. Mit weit geöffneten Augen kletterte ich die Düne hinan, welche unter meinen Füßen zu beben schien; die dunkeln Massen des Meeres schäumten und kochten, ein Regen von Staub und Schaum verhüllte die Aussicht, und das Donnern der Wogen betäubte mein Ohr. „Wo?“ rief ich meinem Nachbar zu. Er streckte seinen Arm aus, und nun entdeckte ich, kaum einen Kanonenschuß entfernt, das unglückliche Schiff.

„Kann sich's nicht noch retten?“ fragte ich. „Nein,“ lautete die Antwort, „und wenn es das einzige Segel auf dem Meere wäre. Es kann sich vom Lande nicht mehr frei halten; es muß stranden.“

Unsichern Laufes, hin und her geschleudert von den Wellen, kam das Schiff näher und näher. „Nun,“ riefen Alle, „ist es beim ersten Riff.“ — „Es stößt,“ rief Einer. „Nein,“ entgeg-

nete der Andere, „da kommt eine See *), die wird ihm helfen.“ Sie kam; das Schiff wurde von der mächtigen Welle in die Höhe gehoben und sank wieder.

„Es ist hinüber!“ riefen sie, und ein schwerer Stein fiel von meinem Herzen; aber ich kannte die jütische Küste nicht. Wenige Minuten nachher hieß es: „Da steht's!“ Es war auf dem mittleren Riff gestrandet. Mir kam es vor, als segelte es noch fort, aber ich wurde nur von dem Schlingern des Schiffs und von seinem Hauen **) auf dem Grunde getäuscht.

Kaum einen Büchsenschuß vom Lande saß es fest, und ich hoffte daher, daß die Besatzung gerettet werden würde. Sie ließ auch ein Boot hinab, und zwei Matrosen sprangen hinein; aber da kam eine Sturzsee und riß sie mit sich fort. In tausend kleinen Stückchen wurde das Boot an's Land geworfen, die Leute aber sah ich nie wieder. Als sie verschwanden, tönte das Wehegeschrei der Mannschaft lauter als das Geheul des Sturmes und der Donner der Brandung,

Nun wälzte sich von Außen eine Reihe von Wellen heran, größer und mächtiger, als alle vorhergehenden. Neun, sagten die Küstenbewohner, folgen auf einander, und die letzte ist die größeste von Allen. Als die erste das Schiff traf, machte es eine Bewegung nach der Seite, und die geängstigte Mannschaft stieß ein Geschrei aus, noch stärker und dringender als das erste. Die nächste Welle drehte das Schiff etwas mehr und überspülte das halbe Vorderdeck. Die Matrosen kletterten die Wanten (Strickleitern) hinan und hurrten (banden sich fest). Jede folgende See drehte das Fahrzeug immer mehr und mehr, bis es zuletzt dem Lande die Seite ganz zukehrte. Das Tauwerk wurde losgerissen und flatterte im Winde hin und her, und die Masten schlingerten. Nach diesen furchtbaren Wellen war das Meer einen Augenblick ruhiger und schien seine Kräfte zu einem neuen, noch gewaltsameren Angriff sammeln zu wollen. Die verzweifelnde Besatzung streckte die Hände bald gegen den wolkenbedeckten Himmel, bald gegen das Land aus, dem sie so nahe waren, und das sie lebend doch nie betreten sollten.

Ihr Geschrei zerriß meine junge Brust wie ein zweischneidiges Schwert; aber es war ganz unmöglich, den Gestrandeten zu Hülfe zu kommen. Vergebens riefen die Strandbewohner ihnen zu, daß sie Tauwerk an Tonnen befestigen und über Bord werfen sollten, um auf diese Weise eine Verbindung mit dem Lande zu bewerkstelligen; sie hörten und verstanden es nicht.

Jetzt bot sich ein neues, rührendes Schauspiel dar. Ein Mann stürzte aus dem Roof (Verschlag auf dem Verdeck kleiner

*) Eine große Woge. **) Schlingern und Hauen heißen die kurzen Bewegungen eines festsitzenden Schiffes nach vorn und nach den Seiten.

Fahrzeuge), ein Frauenzimmer folgte ihm; er warf seine Augen auf das Meer, auf das Land, und dann umarmten sie sich. Vielleicht war es der Kapitain und seine Frau. Plötzlich rissen sie sich los, eilten wieder in das Roof und kamen gleich mit einem großen Pack zurück, den sie an einem Tau in's Wasser hinunter ließen. Jetzt knieten Beide und streckten bittend die Arme gegen uns aus. Der Pack hielt sich gut oben und erreichte, obgleich von der Brandung hinauf und hinab geschleudert, bald und glücklich die Küste.

Ein Mann ergriff denselben, trug ihn höher hinauf und löste das Tau ab. Jetzt sprangen Beide auf und stießen ein Geschrei aus, welches wie Freude klang. Schnell band nun der im Schiff das Frauenzimmer mit dem andern Ende des Tau's an ein Brett fest — zu spät! eine neue Wellenreihe wälzte sich brüllend und schäumend über dasselbe hin, und stürzte den Mast mit allen Denen, die im Tauwerk hingen, über Bord; der Kapitain und seine Frau waren verschwunden. Am Strande zog man aus allen Kräften an dem Tau, und das Frauenzimmer wurde auch an's Land gebracht, aber — mit zerschmettertem Kopf. Die folgenden Seen (Wellen) warfen auch den andern Mast und legten auch den Rumpf auf die Seite, die letzte aber erhob sich wie ein Berg aus dem Abgrunde. Der Alte, der neben mir stand, rief: „erträgt es die, so erträgt es mehr." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da erhob die Sturzsee ihren breiten Rücken noch mehr, krümmte ihn, stürzte wie eine Lawine auf das Wrack, und mit einem Gekrach, lauter als Sturm und Brandung, zersplitterte sie das unglückliche Schiff. Die Stücke und Trümmer tanzten und wirbelten in dem kochenden Schaum. Die Leiche des Kapitains fand man nie, und eben so wenig konnte man je den Namen des Schiffes oder seiner Heimath erfahren. Nur ein lebendes Wesen wurde von diesem Schiffe gerettet, das aber keine Auskunft zu geben vermochte. Ich öffnete den von diesem Schiffe geworfenen, glücklich geretteten Pack — und hielt ein halbjähriges Kind in meinen Armen, welches zwar ganz durchnäßt, aber unversehrt war. Die Schiffer haben das unbekannte, vater- und mutterlose Kind wie ihr eigenes auferzogen.

Tochter. Das ist eine recht traurige Geschichte. Nun kann ich den garstigen Wind gar nicht mehr leiden. Sohn. Sage, Vater, wozu ist der viele Wind da? Warum hat Gott ein solch wildes Geschöpf zugelassen und geschaffen? Vater. Ach, lieber Sohn, wenn wir den Wind nicht hätten, würden wir sammt allen Geschöpfen gar bald erkranken und sterben. Die Winde reinigen die Luft, die von Pflanzen und Thieren so viele faule und verpestete Gerüche und Dünste aufnehmen muß. Was wird von uns Menschen nicht Alles ausgeschüttet und hingeworfen!

Wie viele Millionen Thiere sterben und verwesen auf der Erde jährlich! Welch schreckliche Gerüche gehen von stehenden Gewässern und verfaulenden Pflanzen aus! Sieh, da reinigt der Wind die Luft, bringt Alles in Fluß und Bewegung, jagt die schädlichen Dünste weg, zehrt Feuchtigkeit und Verfaulendes auf, kühlt das zu Erhitzte ab und erfrischt durch seine Bewegung Pflanzen, Thiere und Menschen. Denk' einmal, wenn das große Meer, von dem du gehört hast, daß es $\frac{2}{3}$ der Erde einnähme, wenn das stille stände und vom Sturm nicht bis in seine Tiefen aufgewühlt würde, wie entsetzlich es dann in kurzer Zeit die ganze Luft verpesten und alles Lebende tödten müßte. Sohn. Ach ja, Vater, nun sehe ich ein, wozu der Wind gut ist, und ich will auch künftig nie mehr murren, wenn ich etwas von den Einrichtungen Gottes nicht gleich begreife. Nun wehe du nur, Wind, aber mache es nicht zu arg. Ich denke, du könntest die Luft wohl nun längst gereinigt haben. Vater. Sage das nicht, mein Sohn. Erinnere dich an die schreckliche Cholerazeit in den Jahren 1831 und 1833. Wenn die nun wiederkäme? Tochter. Siehst du, Bruder, du hast es doch wieder besser, als der liebe Gott, wissen wollen. Nein, wir wollen lieber einmal sehen, ob nicht in der Bibel von dem Winde steht. Vater. Nun ja! Schlage einmal auf: Johannes 3, 8. Was steht da? Sohn. Da steht: Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Vater. Und du, Töchterchen, schlage auf: Psalm 104, 4. Tochter. Da steht: Er macht seine Engel zu Winden, und seine Diener zu Feuerflammen. Vater. Die Winde sind also Gottes Diener, die müssen seinen Willen ausrichten, und „sein Will' ist stets der beste." — Nun will ich euch doch aber noch Etwas von der Entstehung des Windes sagen. Sohn. Kann man denn das wissen? Vater. Nun, ich will dir wenigstens sagen, so viel man davon weiß. So lange die Beschaffenheit der Luft allenthalben gleich ist, gleichviel Dünste oder Wärme u. s. w. in der Luft sind (man sagt: so lange ihre Dichtigkeit gleich ist), befindet sie sich im Zustande der Ruhe; so wie jedoch diese Gleichheit durch irgend eine Ursache aufgehoben wird, erfolgt eine Bewegung, und diese ist der Wind. Es entstehen dann nämlich Luftströmungen, weil die Luft, wie das Wasser, die Neigung hat, wenn sie an einer Stelle voller geworden ist, nach der leereren hinzuströmen. Ich habe euch schon gesagt, wie weislich das von Gott geordnet ist. So entsteht nämlich ein Austausch, ein Wechsel an den verschiedenen Orten der Erde, durch welchen die Kälte in den nordischen Gegenden und die Hitze in den südlichen gemildert, und der Niederschlag der Feuchtigkeit an andern Orten, als wo sie aufgestiegen ist, möglich wird. Wäre das nicht der Fall, so würde es auf dem Festlande fast nie regnen

können, denn das Meer, welches die meiste Feuchtigkeit ausdünstet, würde seine eigne Flüssigkeit wieder erhalten. So würden denn gar bald die Quellen versiegen, und so das Pflanzenreich ersterben. Menschen und Thiere können auch nicht lange dieselbe Luft einathmen, ohne krank zu werden. Doch davon habe ich euch schon vorher gesagt. Die Ursachen, welche dies Gleichgewicht in der Luft stören, können zwar verschieden sein, am häufigsten ist aber die verschiedene Wärme daran Schuld. Wenn die Luft in einer Gegend sehr viel mehr als in einer andern erwärmt wird, so finden wir in der höhern Luft einen Wind, der von der wärmeren nach der kälteren Gegend strömt, weil die Wärme immer in die Höhe steigt, während in den untern Luftschichten sich die kältere Luft nach der wärmeren Gegend zu bewegt. Der bekannte Nordamerikaner Franklin kam hinter diese Wahrheit auf eine höchst einfache Weise. Er machte die Thür eines heißen Zimmers, welches zu einem kalten führte, plötzlich auf, hielt dann eine brennende Kerze nach oben, wo es sich zeigte, daß die Flamme oben aus dem warmen Zimmer lebhaft nach dem kalten zu bewegt wurde, während weiter unten das Umgekehrte der Fall war, und die Luft in das Zimmer hineinströmte. So entstehen also jedesmal zwei Strömungen, und diese erzeugen den Wind. Noch könnt ihr euch merken, daß beim Verbrennen eines Stoffes ein gewisser Theil der Luft, den man Sauerstoff nennt, verzehrt wird. Die durch das Feuer erwärmte Luft steigt nun in die Höhe, und es strömt von unten her frische Luft zu, welche die Flamme, die sonst ausgehen würde, hell erhält. Um nun dies Zuströmen zu beschleunigen und die Flamme recht hell und wirksam zu erhalten, hat man die Schornsteine an den Häusern und die Cylinder oder Glasröhren bei den Lampen angebracht.

4. Vom Lichte.

Schüler. Sehen Sie einmal, lieber Herr Lehrer, meinen Stock an, den ich hier in den Bach gesteckt habe, sieht er nicht gerade aus, als wenn er zerbrochen wäre? Ich bekam erst einen ordentlichen Schreck; ich dachte, er wäre wirklich durch den Schlag auf das Wasser entzwei gegangen, als ich ihn aber herauszog, war er doch ganz. Jetzt, sehen Sie nur, sieht er wieder aus, als wäre er eingeknickt. Lehrer. Ja, lieber Sohn, das ist eine Erscheinung, die von den Strahlen des Lichtes herrührt, die man, eben dieser Erscheinung an deinem Stock recht angemessen, die Brechung der Lichtstrahlen nennt. Wenn nämlich ein Lichtstrahl schräg auf eine Fläche fällt, so wird er von seiner ersten Richtung abgelenkt, gerade wie ein Ball, wenn du ihn nicht gerade, sondern schräg auf die Erde wirfst, auch nicht

gerade, sondern schräg aufspringt. Das giebt noch andere hübsche Erscheinungen. Hier steht zufällig ein Gefäß; ich werde in dasselbe ein Stück Geld werfen. Nun tritt einmal ein wenig zurück. Siehst du nun das Stück Geld? Schüler. Nein, die Wände des Gefäßes verbergen mir es. Lehrer. Nun seh her. Jetzt gieße ich Wasser in das Gefäß. Siehst du es nun? Schüler. Ei, was ist das? ich sehe es freilich und bin doch nicht von der Stelle gegangen. Lehrer. Das ist dasselbe Gesetz. Das Licht von dem Geldstück muß offenbar in einer andern, als der geraden Richtung aus dem Wasser in's Auge gekommen sein, sonst könntest du es nicht sehen. Das Licht hat sich da wieder gebrochen. Aus diesem Grunde müssen Fischer, die einen Fisch im klaren Wasser stechen oder sonst treffen wollen, hübsch auf dies Gesetz achten, sonst werden sie nimmer treffen. Damit hängt noch etwas Anderes zusammen. Hast du beachtet, was ich vorher von dem Ball sagte? Schüler. Ja, er springt eben so zurück, wie ich ihn werfe. Lehrer. Nun gut. Der Lichtstrahl ist so elastisch wie dein Ball. Er wird von den Körpern, auf welche er fällt, zurückgeworfen, und dadurch werden sie erst sichtbar. Trifft die Sonne nun eine glattpolirte Fläche, die dadurch geschickt ist Etwas aufzunehmen, so wird sie, weil sie strahlend hineinfällt, auch strahlend zurückgeworfen, und der Spiegel blendet dich eben so, wie die Strahlen der Sonne. Trittst du schräg vor einen Spiegel, so wirst du schräg zurückgeworfen, daher siehst du selbst dich nicht, wohl aber der sieht dich, der auf der andern Seite schräg vor dem Spiegel steht. Trittst du dagegen gerade vor den Spiegel, so mußt du dich auch eben so sehen. Schüler. Das kann ich Alles recht wohl begreifen; aber woher kommt das, daß ich Gegenstände in der Entfernung klein, in der Nähe groß sehe. Liegt das auch in den Lichtstrahlen? Lehrer. Dies kommt daher, daß wir uns von den Gegenständen aus zwei Strahlen in den Mittelpunkt des Auges gezogen denken müssen, einen ersten und einen letzten; der eine von der äußersten Spitze, der andere von dem untersten Punkte. Diese beiden Strahlen, weil sie beide in den Mittelpunkt deines Auges, welcher der Augenstern oder die Pupille heißt, fallen, bilden einen Winkel. Je weiter nun ein Körper entfernt ist, desto kleiner wird dieser Winkel; je näher, desto größer. Man nennt diesen Winkel den Sehwinkel. Von der Größe dieses Winkels hängt es ab, wie groß oder wie klein wir die Dinge sehen. Schüler. Ja wirklich! Wie weit muß ich meine beiden Finger aufmachen, wenn ich diese große Rüster hier dazwischen bringen will; aber sehen Sie nur, wie wenig ich die Finger zu öffnen brauche, um unsern Kirchthurm, der freilich wohl eine Viertelstunde von hier entfernt ist, einzuschließen. Ich möchte aber noch Eins fragen; denn ich weiß nicht, wie es

kommt, wenn ich erst Etwas weiß und begriffen habe, möchte ich immer noch mehr wissen. Lehrer. Diese Lust am Lernen ist die Belohnung für diejenigen, die sich Mühe geben und ihre Geisteskräfte gebrauchen. Wie würden es die Gelehrten und Weisen aushalten, Tag und Nacht zu studiren, wenn nicht eine immer zunehmende Lust und Freude am Lernen und Wissen darin läge! Nun, was wolltest du denn wissen? Schüler. Der Vater hat mir neulich gesagt, und mir es auch bewiesen, daß die Luft ein Körper sei, was ich freilich erst gar nicht glauben wollte. Ist denn das Licht auch ein Körper? Lehrer. Bis jetzt hat das nicht bewiesen werden können; Räumlichkeit und Schwere des Lichts hat man noch nicht darzuthun vermocht. Wir können daher nur sagen, es gäbe in der Welt einen Lichtstoff, der von den leuchtenden Körpern ausgehe, sich nach allen Seiten mit unerhörter Schnelligkeit verbreite und, sobald er unsere Sehnerven berühre, das Gefühl des Sehens hervorbringe. Schüler. Wie schnell ist wohl das Licht? Noch schneller als der Blitz? Lehrer. Du hast das Einzige gerade getroffen, womit man die Schnelligkeit des Lichtes vergleichen kann. Doch mußt du nicht vergessen, daß der Blitz ja auch ein Licht ist. Aber eigentlich giebt es auf Erden Nichts, womit man die Schnelligkeit des Lichtes vergleichen könnte; denn, denke dir nur, das Licht durchläuft in einer Secunde über 40,000 Meilen. Nun hat aber die ganze Erde nur 5400 Meilen Umfang; um die ganze Erde herum kann doch aber niemals ein Lichtstrahl zu uns kommen, erstens weil du weißt, daß die Erde eine Kugel ist, und zweitens weil ein Strahl immer geradeaus geht. Wie gering ist also der Raum, den ein Lichtstrahl auf der Erde durchlaufen kann, gegen die 40,000 Meilen, die er in einem Augenblick zu durchlaufen im Stande ist. Um dir aber noch einen deutlicheren Begriff von der Feinheit und Geschwindigkeit des Lichtes zu geben, will ich dir folgende uns bekannte Geschwindigkeiten nennen. Der Sturm durchläuft 50 Fuß in einer Secunde, die Schwalbe durchfliegt 100 Fuß, der Orkan 120 Fuß, eine Büchsenkugel 1,500 Fuß, eine Kanonenkugel 2,300 Fuß, der Schall 1,040 Fuß, die Erde auf ihrem Wege um die Sonne 94,825 Fuß. Hier haben wir es nur mit Fußen zu thun gehabt. Bedenke nun: 40,000 Meilen, was das sagen will. Wie schwindet dagegen Alles, was wir Menschen haben und verstehen können. Ja! die Himmel erzählen die Ehre Gottes, Ps. 19, 1. Schüler. Denken Sie, ich habe noch eine Frage. In einem Gespräch, das ich neulich mit meinem Vater hatte, sagte er unter Anderm, das Licht sei eigentlich weiß (siehe S. 160). Ich sollte denken es müßte roth, oder doch sehr gelb sein, denn wo man eine Flamme sieht oder Sonnenstrahlen, sehen sie so aus. Lehrer. Allerdings ist weiß die Grundfarbe. Wenn man

nämlich alle sieben Farben neben einander auf eine Papierscheibe malt, und diese Scheibe dann sehr schnell um sich selbst herum dreht, sieht man nichts als weißes Papier. Weiß aber besteht wieder aus diesen sieben verschiedenen Farben. Schüler. Giebt es denn nur sieben Farben? Ich dächte, ich würde viel mehr als sieben herausbringen. Lehrer. Nein, da bist du im Irrthum. Wenn man die Sonnenstrahlen durch ein gläsernes Dreieck fallen läßt, so erscheinen dahinter sieben verschiedene Farben: roth, orange, gelb, grün, hellblau, dunkelblau und violett. Dieselben Farben erscheinen im Regenbogen. Diese sieben Farben lassen sich aber wieder auf drei zurückführen: roth, gelb und blau. Aus roth und gelb nämlich, die nebeneinander erscheinen, wird orange; aus gelb und blau wird grün; aus blau und roth violett. Diese Farbenfolge magst du dir merken; alle andern Farben entstehen aus diesen. Schüler. Aber sie haben ja schwarz nicht mitgenannt? Lehrer. Schwarz ist keine Farbe, sondern die Abwesenheit aller Farben. Sobald das Licht fehlt, giebt es keine Farben mehr. Du magst im Dunkeln, welche Farbe du willst, vor die Augen halten, du wirst keine erkennen; schwarz hat sie Alle verschlungen. Sehr passend hat man darum die schwarze Nacht mit der Unwahrheit, der Lüge, dem Bösen verglichen; den Tag und sein Licht mit der Wahrheit und dem Guten. Denn wo die Wahrheit fehlt, da ist auch alles Gute unmöglich; wo die Wahrheit herrscht, können alle Tugenden fröhlich gedeihen. Licht ist das Kleid, das Gott an hat (Ps. 104, 2), in der Wahrheit kann er nur angebetet werden (Joh. 4, 23), und sein Geist ist Wahrheit (1. Joh. 5, 6).

5. Die Wärme.

Otto. Ich habe den Vater, und auch unsern Lehrer, nun schon so oft gefragt über Dinge, die mir zwar unbegreiflich, hernach aber, wie ich sah, ganz natürlich waren, daß ich mich scheue, immer von Neuem zu fragen. Gustav. Das solltest du nicht thun, denn du glaubst nicht, was das für eine Freude ist, Andre zu belehren, sobald sie nur wiß- und lernbegierig sind und Rath und Lehre also gern annehmen. Ich hörte neulich, wie einer unserer Lehrer mit dem Vater sprach, und als dieser ihn bedauerte, daß er ein so gar saures Amt und doch nur so äußerst wenig, ja oft nicht ausreichenden Gewinn davon habe, da antwortete er: ja, lieber Herr Herbst, wenn das Lehren und Unterrichten nicht so viel Freude machte, und der beste Lohn nicht in dem Fleiß, den Fortschritten und der Liebe der Kinder läge, dann stände es gar schlimm um uns Lehrer. Du kannst also getrost fragen, Otto. Was wolltest du denn aber wissen? Ich bin schon ein Stück älter, als du, und in unserer höheren

Bürgerschule werden wir schon in manchen Dingen unterrichtet, die ihr in der Elementarschule noch nicht lernen könnt. Otto. Weißt du nicht, Gustav, woher die Wärme kommt, und was die Wärme ist? Gustav. Höre mal, ich glaube, das weiß man nicht. Otto. Warum? kommt denn die Wärme nicht von der Sonne? Gustav. Ja, sie muß wohl freilich durch die Sonne entstehen; aber ob die Sonne selbst ein heißer, brennender Körper sei, das weiß ich doch nicht, denn ich habe gelesen, daß es auf hohen Bergen, und je höher man z. B. mit einem Luftballon steigt, desto kälter werde; ja es giebt sogar einen Punkt, von da an wird Alles zu Eis und Schnee, man nennt ihn die Schneelinie. Im Nordpol liegt diese Linie auf der Erde selbst, am Aequator aber mag sie ziemlich eine Meile hoch von der Erde entfernt sein. Das wäre ja gar nicht möglich, wenn die Sonnenstrahlen an und für sich warm wären; da müßte es ja, je näher der Sonne, desto wärmer werden. Otto. Das ist wahr. Aber nun sage, was mag die Wärme doch sein? Hier auf der Erde kann sie doch nicht zu Haus sein. Gustav. Muß doch wohl. Ich will mal das Buch holen, was mir Ferdinand neulich geliehen hat; es heißt ja „Naturlehre". — Nun höre mal zu, Otto, hier steht: „Wir denken uns die Wärme als einen sehr feinen Stoff, der, nebst dem Lichtstoff, in allen Körpern gefunden wird und wahrscheinlich mit einem andern Stoff, den man Elektricität nennt, zusammenhängt. Verbinden sich Wärmestoff und Lichtstoff, so entsteht das, was wir Feuer nennen." Siehst du! da steht: „wir denken uns". Mehr weiß man also nicht. Otto. Lies doch weiter; was steht da noch von der Wärme? Gustav. „Manche Körper nehmen die Wärme sehr schnell an, verlieren sie aber auch eben so schnell wieder, z. B. alle Metalle, Steine, Glas u. s. w. Diese Körper lassen die Wärme durch sich hindurch, und darum entzünden sie sich nicht. Andere nehmen die Wärme zwar nicht schwer an, aber sie lassen sie nicht leicht wieder von sich, entzünden sich daher leicht. Jene nennt man gute Wärmeleiter, diese schlechte." Otto. Nun kann ich mir erklären, warum hölzerne Häuser und Strohdächer wärmer halten, als steinerne; denn Holz, Stroh, Tuch, Wolle u. s. w., das müssen schlechte Wärmeleiter sein. Gustav. Freilich; höre weiter! Die Wärme dehnt alle Körper aus, die Kälte zieht sie zusammen. Entzieht man dem Wasser z. B. alle Wärme, so zieht es sich so zusammen, daß es ein fester Körper, nämlich Eis wird. Otto. Richtig, wenn ich sehr warm geworden bin, kann ich meine Handschuh schwer an und aus bekommen, so sind mir die Hände angeschwollen. Gustav. Auf dieser Eigenschaft der Wärme beruht ein Instrument, das du gewiß schon nennen gehört hast: das Thermometer. Otto. Ja, aber ich weiß eigentlich nicht recht, wie es damit ist. Gustav. Es ist eine

mit Quecksilber gefüllte Röhre, die oben und unten verschlossen ist. Ueber dem Quecksilber befindet sich ein luftleerer Raum. Wird die Röhre nun durch die Sonne, oder in einem geheizten Zimmer, oder im Wasser u. s. w. erwärmt, so kann man an der Ausdehnung des Quecksilbers und einer nebenbei angebrachten Grad-Eintheilung die Höhe der Hitze, den Grad der Wärme und der Kälte und also die Beschaffenheit des Wetters messen. Otto. Du sagtest vorher, wenn das Wasser durch die Kälte zusammengezogen werde, dann werde Eis daraus. Was wird es denn, wenn es durch die Hitze sehr ausgedehnt wird. Gustav. Nun, dann kocht es. Du siehst ja, es dehnt sich so aus, daß es in die Höhe sprudelt und überläuft. Otto. Ja, das ist schon recht; wenn ich aber eine Birne, oder einen Apfel, oder ein Brot in die Sonne bringe, oder in die Hitze bringe, so vertrocknen sie ja. Das ist doch keine Ausdehnung? Gustav. Ja, da hast du Recht. Da weiß ich Nichts darauf zu sagen; da hört meine Weisheit auf. Wir werden einmal nachlesen müssen. Halt! da steht: „Wenn tropfbare Flüssigkeiten der Wärme ausgesetzt werden, so gehen mit der Wärme einzelne Theilchen der Flüssigkeit mit in die Luft; dies nennt man verdampfen und verdunsten." Otto. Aber Birnen, Aepfel u. s. w. sind doch keine Flüssigkeiten? Gustav. Es ist aber Flüssigkeit darin, der Saft; der verdunstet also, und so muß immer weniger von der Birne, dem Apfel u. s. w. übrig bleiben. Otto. Nun Gustav, das hatte ich Alles so ziemlich verstanden. Du lasest aber vorher: „ein andere Stoff, den man Elektricität nennt." Was ist das für ein Stoff? Gustav. Wollen es einmal lesen. „In einigen Körpern," steht hier, „findet sich die Fähigkeit, beim Reiben mit Wolle Funken zu erzeugen und andere Körper anzuziehen. Man fand diese Eigenschaft zuerst beim Bernstein, und da der im Griechischen Elektron heißt, so nannte man diese Kraft die elektrische. Derselbe Otto von Guerike, der die Luftpumpe erfunden hat, hat auch ein Reibezeug erfunden, durch welches man elektrische Funken erzeugen und auf andere Körper überleiten kann; man nennt diese Vorrichtung eine Elektrisirmaschine." Weißt du wohl, Otto, daß der Himmel zuweilen eine große Elektrisirmaschine ist? Otto. Du scherzest wohl? Gustav. Nein, nein! Dein Vater hat den Himmel selbst einmal so genannt, nämlich als ein Gewitter am Himmel stand. Sobald man eine Elektrisirmaschine berührt, sagte er, wenn sie geladen ist, dann fährt ein Funke auf uns über und wir empfinden einen zuckenden Schlag. Eben so, wenn eine Wolke mit elektrischen Stoffen (welches bei großer Hitze zu geschehen pflegt) geladen ist, und sie kommt mit andern Dingen in der Luft, die sie anziehen, in Berührung, so entsteht der Blitz. Otto. Eine so große Maschine muß freilich einen fürchterlichen Funken und

Schlag geben. Woher man nur das Alles weiß? Gustav. Durch Nachdenken und Erfahrung. Gott denkt vor, indem er es uns erleben läßt, und wir denken es ihm nun nach; sind wir doch nach seinem Ebenbild geschaffen.

6. Eine wichtige Nadel.

Agnes. Du sollst wohl nicht rathen, Bertha, was ich Merkwürdiges zu Weihnachten bekommen habe. Bertha. Doch nicht gar etwas Lebendiges? Agnes. Nein, es lebt nicht, aber es bewegt sich selbst, es kommt zu mir, wenn ich es locke. Bertha. Und doch nichts Lebendiges? Agnes. Sieh! mit diesem kleinen Stock — Bertha. Ach, nun weiß ich es. Aber ich würde es nicht wissen, wenn ich nicht auch solche Fischchen erhalten hätte. Agnes. Fischchen? Nun ja, das muß gar hübsch sein; ich habe Enten, die ich damit an der Nase herumführen kann. Luise. Aber sagt, Kinderchen, was ist denn das, wovon ihr sprecht? Die Eine hat einen Fisch, die Andere eine Ente, und die bewegen sich, leben aber nicht — zeigt doch eure Herrlichkeiten. Agnes. Ja, Luischen, das geht ja nicht, die sitzen in einem Kästchen, das hat die Mutter verschlossen; ich habe hier nur das kleine rothe Stöckchen heraus behalten. Aber ich will dir Alles beschreiben. Meine kleinen Entchen sind aus Blech und haben vorn am Schnabel eine kleine schwarze Spitze, die Mutter sagt, es sei Eisen, und hier dieses kleine Stöckchen, das nennt man einen Magneten; der Magnet, das wirst du ja doch wissen, zieht das Eisen an, und da nun das Entchen auf dem Wasser sich leicht bewegen kann, so läuft es dem Stöckchen nach, wohin ich es halte. Luise. Das weiß ich aber nicht, Agnes, wie du denkst, daß Magnet Eisen anzieht. Was ist denn Magnet? Bertha. Ach, du thörichtes Luislein, das weißt du nicht? Luise. Nun, was ist's denn? Bertha. Nun, Agnes, sage es ihr doch. Agnes. Nein, sage du ihr es, Bertha, du bist ja ein halbes Jahr älter, als ich. Bertha. So, nun bin ich die Aeltere, aber als ich vorher zuerst schaukeln wollte, weil ich die Aeltere wäre, da warst du eben so alt, wie ich. Luise. Ich merke schon, ihr wißt's alle Beide nicht. (Zu ihrem ältesten Bruder) Rudolph! Sage uns doch, was ist das, ein Magnet? Agnes sagt, dies hier sei einer. Rudolph. Nein, Agnes, das ist kein Magnet, das ist nur mit einem Magnet bestrichenes Eisen. Der Magnet ist ein schwärzlicher Stein. Luise. Nun, zieht denn der wirklich Eisen an? Rudolph. Ja, das thut er. Gebt mir mal eure Nähnadelbüchsen. Seht, da hängen eure Nähnadeln alle mit einander an diesem Stöckchen. O weh, da sind mir alle eure Nadeln in den Sand gefallen. Da werdet ihr schon suchen müssen. Agnes. Ach, was sollen wir die

dummen Dinger suchen. Das ist doch nicht der Mühe werth, Nadeln zu suchen; die sind bald wieder angeschafft. Rudolph. Verachte du die Nähnadeln nicht. Die Nadeln sind euer Werkzeug; wie Tischler und Drechsler ohne Werkzeug Nichts machen könnten, so ihr nicht ohne eure Nadeln. Damit ihr das nicht vergesset, will ich euch sagen, daß ich in Aachen eine Nähnadel-Fabrik besucht habe, in welcher viele Hundert Menschen beschäftigt waren, und da erfuhr ich denn, daß eine unbedeutende Nadel erst durch 61 Hände gehen muß, ehe sie zur Nähnadel wird. Aber da fällt mir noch etwas Anderes ein. Wer von euch kennt wohl die berühmteste Nadel? Luise (lächelnd). Eine berühmte Nadel? Das ist lächerlich. Rudolph. Ja wart' nur, lächerlich! Die Magnetnadel ist es. Wer von euch hat davon schon gehört? Bertha. Ich glaube doch schon davon gehört zu haben. Brauchen sie nicht die Schiffer? Rudolph. Allerdings. Nun hört zu. Diese Nadel ist so in der Mitte — das nennt man ihren Schwerpunkt — befestigt, daß sie sich frei nach allen Seiten herumdrehen kann. Sie ist nun mit Magnet bestrichen, und der hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er, wenn er sich frei bewegen kann, sich immer nach Norden wendet, vielleicht, weil da am Nordpol viel Eisen in der Erde verborgen liegt. Nun dreht sich also diese Nadel, man mag sie rühren, wie man will, immer nach Norden. Kennt nur der Schiffer Eine Himmelsgegend, so kann er auch leicht die andern finden. So kann er sich auf dem weiten Meere zurechtfinden. Wie wohlthätig ist also diese Nadel und wie wichtig! —

7. Mit Dampf.

Das wird selbst euch Kindern wohl nichts Neues sein, dafs man jetzt Alles durch Dampf in Bewegung zu setzen sucht. Ihr werdet wohl Alle schon von Dampfwagen, Dampfmaschinen und Dampfböten gehört haben. Der Dampf scheint jetzt die Herrschaft in der Welt erringen zu wollen, Was nicht durch Dampf getrieben wird, das ist nicht recht. Jede Stadt hat ihre Dampfmaschine, und die gröfseren haben ganze Wälder von solchen hohen Schornsteinen, wie ihr auch wohl in eurer Stadt, oder in einer benachbarten, gesehen habt. Manche Städte sehen wirklich ganz merkwürdig mit den vielen thurmähnlichen Röhren (die aber keine Spitze haben und daher nicht zum Himmel weisen, wie die Thürme) aus. Nun solltet ihr erst einmal eine Stadt in Belgien oder in England sehen! Man weifs gar nicht, was man sieht, Schön könnte ich's eben nicht nennen, aber in hohem Grade befremdlich. Wer der erste Erfinder der Dampfmaschinen gewesen ist, läfst sich schwer sagen, weil Viele zu verschie-

denen Zeiten den Dampf angewendet haben. Jakob Watt, der erst 1819 gestorben ist, war aber der erste Erbauer einer eigentlichen Dampfmaschine. Seitdem ist man darin immer weiter fortgeschritten, und es ist in der That zu bewundern, wie weit man es schon damit gebracht hat. Es wäre aber sehr schwer, euch zu erklären, wie eine solche Maschine aussieht und wirkt, und ihr würdet es eben so schwer begreifen. Merkt euch nur, dafs man jetzt mit Dampf kocht, bäckt, trinkt, fährt, schiefst u. s. w., kurz: Alles mit Dampf. Am besten werdet ihr begreifen, was es mit dem Dampf auf sich hat, wenn ihr einmal eine Eisenbahn sehen werdet, oder schon gesehen habt, denn das ist ja jetzt etwas gar nicht so Schweres. Bald werden wir in unserm Vaterlande nach allen Hauptrichtungen hin Eisenbahnen haben. Hört nur, was ich euch davon erzählen will. Bald wird man nach der Nordsee (Hamburg), der Ostsee (Stettin), dem Rhein (Cöln), der russischen Grenze (Posen, Königsberg), Sachsen, Bayern, Thüringen, Oestreich gar nicht anders mehr als mit Dampf reisen. Darum müfst ihr ein Bischen Bescheid auf unseren Bahnen wissen lernen. Im Jahre 1845 sind 12 Eisenbahnen in Preufsen eröffnet gewesen. 1) Von Berlin nach Potsdam 3 Meilen. 2) Von Magdeburg nach Leipzig 15 M. 3) Von Düsseldorf nach Elberfeld 3 M. 4) Von Berlin nach Halle über Dessau und Köthen 20 M. 5) Von Berlin nach Frankfurt a. d. O. 10 M. 6) Von Magdeburg nach Halberstadt 7 M. 7) Die Bahn am Rhein 11 M. 8) Von Berlin nach Stettin 17 M. 9) Die Oberschlesische Bahn von Breslau bis Königshütte 23 M. 10) Von Breslau nach Freiberg und Schweidnitz 8 M. 11) Von Bonn nach Cöln 3 M. 12) Die Niederschlesische Bahn, von Breslau bis Bunzlau, bis auf 7 M. Zusammen 127 Meilen. Diese zu erbauen, hat ungefähr 38 Millionen Thaler gekostet. Im Jahre 1845 hat die Gesammt-Einnahme 3 Mill. 674,774 Thaler betragen. Die Summe aller Kosten hat betragen 1 Mill. 920,466 Thaler; der reine Gewinn betrug also 1 Mill. 754,281 Thaler. Dies würde also den Aktien-Besitzern (dies Wort, wenn ihr es nicht versteht, möget ihr euch von eurem Lehrer erklären lassen) beinahe 4⅗ Prozent abgeworfen haben. Dies ist gewifs sehr günstig, wenn man bedenkt, dafs diese Bahnen noch nicht so weit fertig sind, um gar keine Lücken, und also Aufenthalt nöthig zu machen. Darum werden, je weiter diese Bahnen fertig sein werden, auch immer mehr Menschen reisen, und also immer mehr Einnahme sein. Im Jahre 1846 kommen nun noch hinzu: 1) Auf der Wilhelmsbahn (Kosel nach der Grenze) 7 Meilen. 2) Cöln-Minden-Bahn (Deutz bis Hamm) 19½ M. 3) Von Stettin nach Stargard 4½ M. 4) Thürin-

gische Bahn (Halle nach Naumburg) 9 M. 5) Von Potsdam nach Magdeburg 16 M. 6) Von der Niederschlesisch-Märkischen Bahn der noch fehlende Theil, 24 M. 7) Oberschlesische Bahn bis zur Grenze 2½ M. 8) Niederschlesische Zweigbahn, von Glogau bis zur Hauptbahn, 9 M. Zusammen 209½ Meilen. Nun, wir werden uns bald hübsch und schnell in unserm Vaterlande umsehen und unsere Freunde und Verwandte, so wie erhebende Feste und Kunstwerke besuchen können.

D. Von der Erde und ihren Bewohnern.

---

1. Erde und Sonne.

1. Dem Scheine nach sollte man glauben, die Erde sei eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe; der Himmel stehe wie eine große hohle Halbkugel über ihr und bedecke sie. An ihrem Rande gehe die Sonne auf der einen Seite auf, an der andern unter, und bringe Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht den Mond und die Sterne in einer nicht sehr weiten Entfernung über unsern Häuptern. Das wäre nun Alles gut, wenn es Niemand besser wüßte. Aber da sind die Sternkundigen und Kalendermacher, die wissen es besser. Denn wenn Einer von Haus weggeht, um zu reisen bis an's Ende der Erde, bis an den Rand, wo er einen aufgehenden Stern glaubt mit den Händen greifen zu können, und er geht nur gar am 1sten April aus, dann hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wie und wohin er will, vom Land auf's Wasser und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. — Endlich, wenn er sich auf einen Baum setzt, um nachzudenken, wie weit er noch zu reisen habe bis an's Ende der Erde und denselben Weg zurück zu den Seinigen, siehe, da kommt ihm nach und nach Alles vor, wie es daheim war; er hört seine Landessprache wieder sprechen; zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthurm, den er schon früher gesehen zu haben meint, und wenn er nach ihm hingeht, kommt er wirklich in ein wohlbekanntes Dorf: er ist wieder daheim und hat das Ende der Erde gar nicht gesehen; er ist nämlich um die Erde herumgereist, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und er ist wieder von der andern Seite her auf den alten Fleck zurückgekommen. Es sind schon viele solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden; nur freilich nicht ganz oder gar

nicht zu Lande, und also auch nicht zu Fuß. In 2 bis 4 Jahren, je nachdem es geht, ist Alles geschehen. Ein englischer Seemann, Namens Cook, ist zweimal um die ganze Erde herumgereist; das dritte Mal haben ihn die Wilden auf einer fernen Insel todt geschlagen. Daraus und aus andern sichern Anzeigen hat man Folgendes erkannt: Die Erde ist eine sehr große Kugel; sie schwebt frei und ohne alle Unterstützung, wie an ihrem Orte die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen den Sternen des Himmels. Wo sie auf der Oberfläche festen Boden hat, da ist sie überall mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, von Thieren belebt und von vernünftigen Menschen bewohnt. Man muß aber nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopfe abwärts hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg in die Luft zu fallen. Das ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, fast so wie das Eisen an den Magnet, nur nicht ganz so fest; und sie können ihr nicht entlaufen oder entfallen. Es kann nicht einmal Jemand sehen, daß er unten sei.

2. Zum Bestand und Wohlsein der Geschöpfe trägt unstreitig die Sonne sehr viel bei. So nahe diese der Erde auch zu sein scheint, so ist sie doch über 20 Millionen Meilen von ihr entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich schneller aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke dir: Wenn auf der Sonne eine große, scharf geladene Kanone stände, und der Kanonier hinter ihr richtete sie und zielte auf dich: so dürftest du in dem Augenblick, wo sie losgebrannt wird, noch anfangen, ein neues Haus zu bauen und darin Jahre lang wohnen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und in gleicher Geschwindigkeit immer fort flöge, so könnte sie erst nach Verlauf von 25 Jahren auf der Erde anlangen; und doch hat eine Kanonenkugel zum Durchlaufen einer Entfernung von 1600 Fuß nur eine Sekunde Zeit, d. h. den sechzigsten Theil einer Minute, nöthig. Da nun die Sonne auf eine so unermeßlich weite Entfernung von der Erde weg, auch bei weitem größer ist, als dieselbe, so hat es den Naturforschern schon längst nicht mehr einleuchten wollen, daß sie in je 24 Stunden unaufhörlich um die kleinere Erde herum wandeln soll, so daß sie bald auf der einen Seite derselben, welche man Osten oder Morgen nennt, an der Erde heraufkomme und vor unsern Augen in der Gegend herumwandle, wo hinaus Mittag oder Süden ist, bis sie wieder gegen Abend oder im Westen, wie man es nennt, untergehe und sich um die andere von uns weggewendete Hälfte der Erde hinter dem Theile, den wir Mitternacht oder Norden nennen, herumziehe, bis sie wieder in Osten anlange.

3. Besonders hat ein berühmter Forscher durch Nachdenken ergründet, daß es sich ganz anders verhält, als man bis dahin angenommen hatte. Dieser berühmte Mann heißt Copernicus. Er sagt für's Erste: Die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiter keine Bewegung, sondern stehen für uns so gut, wie still; die Erde dreht sich aber in 24 Stunden um sich selbst herum. Man stelle sich nämlich vor, wie wenn von einem Punkte der Erdoberfläche bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Achse gezogen wäre. Die zwei Punkte, wo die Achse endigt, benennt man Pole, und zwar den einen, nach Mitternacht, Nordpol, den andern, nach Mittag, Südpol. Um diese Achse herum dreht sich die Erde in 24 Stunden. Es ist hiernach begreiflich, daß abwechselnd die eine Hälfte der Erdkugel, welche gerade jetzt der Sonne zugekehrt ist, auf ihrer Oberfläche Tag hat, während die andere, welche eben dann von der Sonne abgekehrt ist, in Nacht gehüllt liegt. Indem nun die Erde fort und fort sich umdreht, wie die Spule am Spinnrade, kommt fort und fort auf der einen Seite ein neuer Streifen gegen das Sonnenlicht, und löst sich immer an dem einen Rande der finstern Erdhälfte ein Wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man die ersten Strahlen der Sonne dort selbst erblickt; man meint dann, diese gehe auf. An der andern Seite kommt dagegen immerfort ein eben so großer Streifen so zu stehen, daß die Sonne nicht mehr darauf scheinen kann; und hier wird es also immer dämmeriger und trüber, bis man endlich die Sonne von derselben aus nicht mehr sieht und meint, sie sei untergegangen. So wandeln denn alle Tageszeiten und alle Feste mit ihren Feierlichkeiten und ihrem Glockengeläute um die Erde herum und erscheinen nicht zu gleicher Zeit an allen Orten, sondern z. B. in dem östlicher gelegenen Wien um 24 Minuten früher, als in Paris, das westlicher liegt. — Wer es im Kleinen nachmachen will, nimmt an einem Winterabend einen dicken Apfel, welcher die Erde vorstellen soll. Auf den Apfel steckt er eine Stecknadel, die bedeutet einen Menschen, der auf der Erde steht. Nun hält er den Apfel gegen das Licht, so daß dieses gerade auf die Stecknadel scheint: dann ist es für den Stecknadel-Mann Mittag, und die halbe Erde hat Tag, die andere Hälfte Nacht. Nun dreht man den Apfel; da wird es für den Stecknadel-Mann bald Abend, sodann Nacht, und er schläft ein. Aber der Apfel dreht sich fort, und so kommt der Schlafende mit dem Kopfe wieder in's Licht; es wird Morgen für ihn und ganz hell, und bald ist der volle Tag wieder da. Steckt man aber dem einen Stecknadel-Mann noch einen andern gerade gegenüber, da sieht man ordentlich mit Augen, wie der eine im tiefsten Schlafe liegt, wenn der andere zu Mittag speist; und wie der eine zu Bette geht, wenn der andere eben aufsteht und die Augen aufthut.

4. Sodann sagt Copernicus: Während die Erde den Morgen und den Abend, den Mittag und die Mitternacht in 24 Stunden gleichsam um sich herumspinnt, bleibt sie selbst nicht an dem nämlichen Orte im unermeßlichen Weltraume stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreiswindung zwischen der Sonne und den Sternen fort. So oft sich also einmal die Erde um sich herumdreht, so oft rückt sie in derjenigen Straße, die ihr Gott um die Sonne herum angewiesen hat, ein großes Stück weiter fort. Fragt man aber, wie vielmal sich die Erde in ihrer Bahn allmälig um sich herumdreht, bis sie ihren Weg um die Sonne ein einziges Mal zurücklegt, so dient zur Antwort: 365 Mal. So vielmal muß es also auch auf der Erde Tag und Nacht sein, bis sie einmal um die Sonne herumgekommen ist. Deswegen, und weil nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden Alles wieder so steht, wie es vor eben so vieler Zeit auch gestanden hat, rechnet man 365 Tage auf ein Jahr und spart den nahe an 6 Stunden betragenden Rest von 4 Jahren zusammen, bis er fast 24 Stunden oder 1 Tag ausmacht. Daher rechnet man alle 4 Jahre einen Tag hinzu, den 29sten Februar, und nennt diesen Tag Schalttag, d. h. eingeschalteten Tag, ein solches Jahr von 366 Tagen aber ein Schaltjahr. Da es jedoch nicht ganz 365 Tage und 6 Stunden sind, in denen sich die Erde vollkommen einmal um die Sonne herum bewegt, sondern an dieser Zeit mehrere Minuten fehlen, folglich auch alle 4 Jahre nicht eigentlich ein ganzer Tag eingeschaltet werden dürfte; so ist, um das Ganze im rechten Gleise zu halten, die Anordnung getroffen, daß alle 100 Jahre der Schalttag einmal ausfällt.

5. Drittens kann man die Bewegung eines Fahrzeuges, auf welchem man mitfährt, eigentlich nicht an diesem selbst erkennen, sondern man bemerkt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche fest stehen und an denen man allmälig vorbeikommt. Wenn ihr auf einem Wagen, oder lieber auf einem Schiffe, auf der Elbe oder Oder fahrt, und die Augen zuschließt, oder wenn ihr eurem mitfahrenden Freunde steif in's Angesicht oder auf seinen Rockknopf seht, so merkt ihr nicht, daß ihr vorwärts kommt. Wenn ihr aber nach den Gegenständen außerhalb des Wagens und Schiffes seht, so fliegen sie links und rechts an euch vorüber; das Ferne kommt euch immer näher, und das Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken; und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt. So verhält es sich auch mit der Erde. An ihr selbst und an Allem, was auf ihr ist, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen, denn sie ist selbst das große Fahrzeug, und Alles auf ihr fährt selbst mit, sondern man muß nach Etwas außer ihr blicken, das stehen bleibt: das sind die Sonne und die Sterne.

So wie man nämlich die Erdoberfläche in gewisse Theile abgetheilt und jedem Theile seinen bestimmten Namen gegeben hat, z. B. Deutschland, Frankreich rc., damit man sich leicht zurecht finde und gleich wissen könne, an welche Gegend der Erde man denken müsse, wenn man von Etwas hört; so hat man's aus eben dieser Ursache auch mit dem Firmamente des Himmels gemacht, dasselbe in gewisse Bezirke abgetheilt und einem jeden solchen Bezirke seinen eigenen Namen gegeben. Sobald nun ein Sternkundiger diesen Namen hört, so weiß er, wohin er an den Himmel zu sehen hat. Einen Bezirk auf der Erde nun nennt man gewöhnlich ein Land oder auch ein Reich; ein Bezirk am Himmel aber heißt ein Zeichen. Die Namen dieser Zeichen sind meist von Thieren auf der Erde entnommen, auch zuweilen von Menschen. So heißen Einige der Adler, die Schlange, der Schwan, der Fährmann, die Jungfrau. Fällt daher in einem solchen Bezirke des Himmels Etwas vor, und es wird von Dem, welcher es zuerst bemerkt hat, gemeldet, so braucht er nur den Namen des Zeichens anzugeben, und sogleich finden sich die Sachverständigen zurecht. Solcher Bezirke oder Zeichen sind ungefähr 100 am Himmel.

6. Jedoch der Lauf der Himmelskörper um die Sonne, mithin auch die Bewegung der Erde um sie, geschieht, wie uns nämlich solches, von der Erde aus betrachtet, vorkommt, nur innerhalb zwölf von jenen Bezirken oder Zeichen; daher hat man sich diese besonders gemerkt, auch im Kalender verzeichnet. Man heißt sie zusammen den Thierkreis und zählt dahin den Widder, den Stier, die Zwillinge, den Krebs, den Löwen, die Jungfrau, die Wage, den Scorpion, den Schützen, den Steinbock, den Wassermann und die Fische. Eins von diesen Zeichen folgt auf das andere, und das letzte schließt sich an das erste an, mithin die Fische an den Widder. Dieser Thierkreis steht aber weit höher am Himmel, als die Sonne, und man meint nur, wegen der großen Entfernung der Sonne von uns, sie befinde sich in dem Zeichen selbst, weil wir eben wegen dieser Entfernung jenen Raum nicht unterscheiden können, der sich drüben über der Sonne, zwischen ihr und dem Firmamente, befindet. Wenn wir z. B. von der Erde aus nach der Sonne hinsehen, so steht über dieser drüben am Firmamente des Himmels ein bestimmtes Zeichen, das die Menschen Jungfrau nennen; die Sonne geht also auch zugleich mit den Sternen auf und unter, welche zu jenem Bezirke gehören. Es kommt uns aber wegen der außerordentlich großen Entfernung vor, als stehe die Sonne mitten unter den Sternen, die in jener Himmelsgegend stehen, und wir sprechen daher so: Die Sonne steht in (dem Zeichen) der Jungfrau. Wenn nun aber die Erde einen Monat hindurch alle Tage ein Stück ihrer Straße um die Sonne herumgerückt ist, so steht uns

dann über derselben drüben derjenige Bezirk vom Firmamente gerade vor Augen, den wir die Wage nennen, und dann sprechen wir: Die Sonne steht in der Wage, obgleich sie an der nämlichen Stelle steht, wo sie vor einem Monat gestanden hat. Und so weiter bei den übrigen Zeichen. Auf diese Weise erkennt man dann, daß die Erde in ihrem Kreislauf vorwärts gegangen ist.

7. Viertens ist von der Erde zu merken, daß auf ihr die Tage und Nächte nach einer bestimmten Regel bald lang, bald kurz sind, und daß überall nach einem eben so bestimmten Gesetze die Jahreszeiten mit einander abwechseln. Bei uns sind zweimal im Jahre Tag und Nacht gleich, zuerst den 21sten März; dann hat also der Tag 12 Stunden, und eben so die Nacht, und der Frühling fängt an. Nun werden die Tage länger bis zum 21sten Junius, der unser längster Tag und der Anfang unsers Sommers ist. Von da an werden die Tage kürzer, und dafür die Nächte länger bis zum Anfang unseres Herbstes, ungefähr am 21sten September, wo Tag und Nacht wieder gleich sind. Hierauf kommt die Zeit, wo die Tage immer kürzer werden, und dauert bis zum 21sten December, welcher unser kürzester Tag und der Anfang unsers Winters ist. Von hier an werden die langen Nächte nach und nach wieder kürzer, und die Tage nehmen zu, bis am 21sten März Tag und Nacht gleich sind *). So ist es aber nur in unsern Gegenden; in andern Theilen der Erde ist es anders. Die Leute, welche uns gerade gegenüber wohnen, und die man daher unsere Gegenfüßler nennt, haben ihren längsten Tag, wann wir den kürzesten haben. Unser längster Tag dauert 16 Stunden und 31 Minuten; es giebt aber auch Gegenden auf der Erde, wo der längste Tag 24 Stunden währt; andere, wo Monate lang die Sonne im Sommer gar nicht untergeht und im Winter nicht aufgeht; ja an den beiden Polen dauert der Tag an Einem fort ein halbes Jahr, und eben so die Nacht.

8. Auf gleiche Weise verschieden sind die Jahreszeiten auf der Erde. Haben wir in unsern Gegenden Frühling, so haben unsere Gegenfüßler Herbst. In andern Gegenden der Erde giebt es weder Frühling noch Herbst, sondern nur Sommer und Winter. Nach diesem Unterschied theilt man die Erde in 5 große Theile ab, die man Zonen oder Erdgürtel nennt; es sind 2 kalte, 1 heiße und 2 gemäßigte Zonen. Gleichweit von beiden Polen denkt man sich eine Linie rund um die Erde gezogen, welche man die Linie, auch den Aequator oder Gleicher nennt, weil sie die Erde in zwei gleiche Halbkugeln theilt. Die Halbkugel, auf welcher der Nordpol liegt, heißt die nördliche, die andere die südliche Halbkugel. Nun hat man bemerkt, daß auf

*) Die Zahl 21, obgleich nicht für alle 4 Jahres-Abschnitte gleich richtig, ist hier gebraucht, weil sie sich in ihrer Gleichmäßigkeit am besten einprägt.

dem ganzen Erdgürtel, welcher in einer Breite von 352½ Meilen nach Norden und nach Süden vom Aequator sich ausdehnt, die Sonnenstrahlen das ganze Jahr hindurch beinahe ganz, und zweimal jährlich völlig senkrecht herabfallen, während sie auf der ganzen übrigen Erde nur schräg fallen. Da nun die Hitze um so größer ist, je senkrechter die Sonnenstrahlen auf den Körper fallen, so muß es in diesen Gegenden viel heißer sein, als auf der ganzen übrigen Erde. Man nennt daher diesen Erdgürtel den heißen. Er liegt halb auf der nördlichen, halb auf der südlichen Halbkugel und ist 705 Meilen breit; seine Grenzen sind da, wo die Sonnenstrahlen nicht mehr senkrecht herabfallen. An diesen beiden Grenzpunkten denkt man sich eine Linie rings um die Erde gezogen, mithin eine im Norden und eine im Süden, und nennt diese beiden Linien Wendekreis, weil hier die Sonne aufhört, ihre Strahlen senkrecht herabfallen zu lassen, und gleichsam umwendet. Nördlich von dem Gleicher liegt der Wendekreis des Krebses; er heißt so, weil die Sonne im Zeichen des Krebses steht, wenn daselbst ihre Strahlen senkrecht fallen. Südlich von dem Gleicher wird die heiße Zone von dem Wendekreis des Steinbocks begrenzt. In diesem Erdgürtel giebt es nur 2 Jahreszeiten, Sommer und Winter. Fallen die Sonnenstrahlen senkrecht auf den Wendekreis des Krebses, so hat man am Wendekreis des Steinbocks Winter. Am Gleicher selbst ist es auch jedesmal Winter, so oft die Sonnenstrahlen auf einen der Wendekreise senkrecht fallen. Die ganze heiße Zone hat jährlich zweimal Sommer, der längste Tag dauert daselbst nur 13 Stunden. Der Winter bringt kein Eis, wohl aber lange anhaltenden Regen.

9. Zieht man ferner etwa 352½ Meilen vom Nordpol eine Linie rund um diesen, und nennt man denselben den nördlichen Polarkreis, so wird alles übrige Land der nördlichen Halbkugel wieder in 2 Erdgürtel getheilt. Das Land zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem nördlichen Polarkreis heißt die nördlich gemäßigte Zone. In ihr leben wir. Hier wechseln die 4 Jahreszeiten regelmäßig ab; je näher dem Polarkreis aber die Länder liegen, um so kälter sind sie, und um so länger werden im Sommer die Tage. Am Polarkreis dauert der längste Tag gerade 24 Stunden, und man sieht hier die Sonne in weiter Ferne und ganz schräger Richtung einen Kreis am Himmel bilden. Dafür dauert aber auch die längste Nacht 24 Stunden; und rechnet man die längste Zeit des Tages und der Nacht vom ganzen Jahre zusammen, so ist es hier an einem fort ein halbes Jahr Tag und eben so lange Nacht. Auf der übrigen Erde beträgt die Zeit des Tages und der Nacht gerade so viel, sie ist aber schöner vertheilt.

10. Zieht man 352½ Meilen von dem Südpol eine Linie rund um die Erde und nennt dieselbe den südlichen Polar-

kreis, so wird von diesem Kreise und dem Wendekreis des Steinbocks ein Erdgürtel begrenzt, den man die südlich gemäßigte Zone nennt. Hier wechseln die Jahreszeiten, wie bei uns; nur ist es bei uns Sommer, wenn man dort Winter hat; wenn bei uns der Frühling anbricht, beginnt dort der Herbst. Mit der Länge der Tage verhält es sich dort, wie bei uns. Zweimal im Jahre sind Tag und Nacht gleich, im Anfang des Frühlings und Herbstes. Vom Sommeranfang werden die Tage kürzer. vom Anfang des Winters verlängern sie sich. Je näher dem Polarkreis die Gegend liegt, um so länger werden die Tage, und auf dem südlichen Polarkreis, wie auf dem nördlichen, währt der längste Tag 24 Stunden. — Die beiden Erdgürtel, welche innerhalb der Polarkreise liegen, sind die kalten Zonen, und man unterscheidet die nördliche und südliche. Hier folgt auf einen kurzen Sommer ein langer, äußerst strenger Winter, der um so trauriger ist, weil die Sonne alsdann fast gar nicht aufgeht. Denn Monate lang dauern hier die Nächte; ja auf den beiden Polen geht die Sonne jährlich nur einmal auf und unter; ein halbes Jahr kreist sie am Himmel, ein halbes Jahr währt die Nacht, die nur von dem Monde, dem Nordlichte und dem ewigen Eis und Schnee matt erhellt wird. Nur verwegene Fischer dringen in jene unwirthbaren Gegenden ein, um auf den Wallfisch, den Seehund und andere Thiere Jagd zu machen; bewohnbar aber sind die Länder hier nicht.

11. Fragt man nun, woher diese Verschiedenheit der Jahreszeiten und der Länge der Tage und Nächte komme, dann antworten die Gelehrten darauf, wie folgt: Hätte Gott die Erde so gegen die Sonne gestellt, daß die Sonnenstrahlen immer senkrecht auf den Gleicher fallen, so wäre auf der ganzen Erde Tag und Nacht immer gleich, und die Jahreszeiten wechselten nicht ab. In der Nähe des Aequators herrschte dann beständig die glühendste Hitze; in den gemäßigten Zonen wäre es immer nicht recht warm und nicht recht kalt, so wie jetzt daselbst im Frühling; in den kalten Zonen hörte der Winter gar nicht auf; Menschen könnten dann nirgends gut auf der Erde leben. Der allweise Gott wußte hier durch eine kleine Einrichtung zu helfen. Er stellte die Erde so gegen die Sonne, daß die Erde bei ihrer Jahreswanderung um dieselbe nicht einen wagerechten, sondern einen schrägen Weg nehmen mußte. Indem nun die Erde diese schräge Bahn läuft, muß sie zweimal im Jahre wagerecht gegen die Sonne zu stehen kommen, alle übrige Zeit aber bald viel höher, bald viel tiefer, als die Sonne, in dem weiten Himmelsraume stehen. Nimmt sie die wagerechte Stellung ein, so fallen die Sonnenstrahlen senkrecht auf den Gleicher, und dann sind auf der ganzen Erde Tag und Nacht gleich; in der heißen Zone ist es Sommer, in den gemäßigten ist es Frühling oder Herbst,

in den kalten Winter. Tritt sie aber aus dieser wagerechten Stellung, so fallen die Sonnenstrahlen nicht mehr senkrecht auf den Gleicher, und nun verändert sich Alles. Wir wollen die Erde in Gedanken auf ihrer Bahn um die Sonne begleiten. Am 21sten September steht die Erde allemal wagerecht gegen die Sonne. An diesem Tage sind auf der ganzen Erde Tag und Nacht gleich; für uns, die Bewohner der nördlich gemäßigten Zone, beginnt der Herbst. Nun steigt aber die Erde in dem weiten Raum auf ihrer Bahn so, daß sie höher, als die Sonne zu stehen kommt; die nördliche Halbkugel wendet sich von der Sonne ab, die südliche ihr zu. Da müssen die Sonnenstrahlen südlich vom Aequator senkrecht auf die Erde fallen. Auf der südlichen Halbkugel muß es also jetzt wärmer werden, als auf der nördlichen; die südliche gemäßigte Zone hat demnach jetzt ihren Frühling, während die nördliche Herbst hat; und folglich müssen auf der südlichen Halbkugel die Tage länger werden, während sie auf der nördlichen sich abkürzen. Drei Monate lang steigt die Erde über die Sonne empor. Am 21sten December hat sie auf ihrer Bahn den Punkt erreicht, wo sie am höchsten über der Sonne steht. Jetzt fallen die Sonnenstrahlen auf die nördliche Halbkugel am schrägsten, dagegen senkrecht auf den Wendekreis des Steinbocks. In der nördlichen kalten Zone ist es jetzt Nacht und Winter; die nördlich gemäßigte Zone hat ihren kürzesten Tag, und ihr Winter beginnt; von dem Wendekreis des Krebses bis zum Gleicher herrscht die Regenzeit; auf der ganzen südlichen Halbkugel ist es Sommer, und in der südlich gemäßigten Zone ist der längste Tag. Hat die Erde auf ihrer kreisförmigen Bahn den Punkt erreicht, wo sie am höchsten über der Sonne steht, so muß sie nothwendig bergunter laufen, nachdem sie bisher bergan gelaufen war. Die Sonnenstrahlen fallen also jetzt nördlich von dem Wendekreis des Steinbocks wieder senkrecht auf die Erde; die Tage werden auf der südlichen Halbkugel kürzer, auf der nördlichen länger, und uns kommt es vor, als ob die Sonne höher am Himmel empor stiege. Das dauert fort bis zum 21sten März. Da steht die Erde wieder wagerecht gegen die Sonne; Tag und Nacht sind auf der Erde gleich; für die nördlich gemäßigte Zone beginnt der Frühling; in der heißen Zone ist der zweite Sommer erschienen; in der südlichen gemäßigten Zone beginnt der Herbst. Am 22sten März aber tritt die Erde aus dieser wagerechten Stellung gegen die Sonne, weil sie fortfährt, bergunter zu laufen. Nun kommt die nördliche Halbkugel so gegen die Sonne zu stehen, daß sie von derselben am meisten beschienen wird, und die südliche Halbkugel wendet sich von der Sonne ab. Das nimmt zu bis zum 21sten Junius. Da steht die Erde am tiefsten unter der Sonne. Ihre Strahlen fallen senkrecht auf den Wendekreis des Krebses;

die nördliche kalte Zone erfreut sich jetzt ihres Sommers; dagegen herrscht nun an dem der Sonne abgewendeten Südpole der strengste Winter. In der nördlichen gemäßigten fallen niemals die Sonnenstrahlen so heiß, als jetzt; darum beginnt für sie der Sommer an ihrem längsten Tage. Dagegen fallen die Sonnenstrahlen nur sehr schräg in die südliche, von der Sonne abgewendete gemäßigte Zone, die jetzt ihren kürzesten Tag und den Anfang ihres Winters hat. Mit dem 21sten Junius fängt die Erde wieder an, bergauf zu steigen und kreiset auf die beschriebene Art Jahr aus Jahr ein um die Sonne; nie weicht sie aus der Bahn, welche der Finger Gottes ihr vorzeichnete; und auch diese Bahn können wir nicht betrachten, ohne die Weisheit dessen zu bewundern, der dieselbe so ordnete, daß die ganze Erde ein gesegneter Wohnplatz für seine Menschenkinder wurde.

Hebel.

2. Eine kurze Nachricht von der Welt.

Im Anfang einer hellen Sommernacht saßen einstmals Vater und Sohn vor der Thür ihres Hauses. Der Anblick so vieler leuchtender Sterne rührte den Sohn. Ach, lieber Vater, sprach er, noch nie sah ich den Himmel so schön! Vater. Und doch bist du zwölf Jahr alt und hast also schon manche helle Nacht erlebt! Wilhelm. Ja wohl; aber ich habe nur nicht darauf Acht gegeben. Vater. Das war es, mein Sohn. Und David hat wohl Recht, wenn er sagt: groß sind zwar die Werke Gottes; aber nur der hat Lust daran, der darauf achtet. Ps. 111, 2. Wilhelm. Ich will auch von nun auf Alles recht sorgsam achten, was Gott geschaffen hat, damit ich Gott kennen und lieben lerne. Aber, lieber Vater, Sie wissen ja so viel Gutes; erzählen Sie mir doch Etwas von dem Himmel und der Erde, und was eigentlich die Sterne sind? Vater. Das Alles zusammen genommen wird die Welt genannt, und wer also dieses Wort, Welt, gebraucht, soll damit meinen: alles Sichtbare und Unsichtbare, was Gott geschaffen hat Wilhelm. Können wir denn Alles sehen, was Gott geschaffen hat, lieber Vater? Vater. Nein, nicht Alles. Sichtbar sind nur die Dinge, welche in unsere Sinne fallen, oder die wir mit gesunden Augen sehen und mit unsern Gliedern fühlen können. Doch davon ein andermal. Jetzt wollen wir von den Sternen reden, die du da schimmern siehst. Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, diese heißen Fixsterne; Andere haben kein eigenes Licht, sondern werden von ihren Sonnen erleuchtet und heißen Planeten. Die, welche zu Einer Sonne gehören, machen ein besonderes Ganzes aus, so wie die Glieder deines Körpers zusammen ein Ganzes ausmachen. Zu unserer Sonne gehören auch solche

Sterne, die man Planeten nennt; davon ist der Mond der bekannteste, weil er uns am nächsten ist und unsere Nächte zu gewissen Zeiten erleuchtet. Wilhelm. Wie groß ist wohl ein solcher Stern? Vater. Die Sterne sind sehr groß und nach der Versicherung der Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen, viel größer, als unsere Erde. Denn unsere Erde ist auch ein Stern und würde vom Monde aus ungefähr eben so aussehen, wie der Mond von der Erde aus. Wilhelm. Sind denn im Monde auch Geschöpfe? Vater. Aus vielen Gründen ist das sehr unwahrscheinlich, aber unmöglich ist es nicht. Wilhelm. Wie groß ist denn unsere Erde? Vater. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört, um im gewöhnlichen Schritt eine Meile Weges zu gehen? Wilhelm. O ja, lieber Vater! Zwei Stunden geht man gemeiniglich, wenn man sagt, man sei eine Meile Weges gegangen. Vater. Nun, so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsere Erde fünftausend und vierhundert solcher Meilen im Umkreise hat. Wilhelm. Das ist ja sehr groß! Dagegen sind doch die Sterne nur sehr klein, und die Sonne ist wohl kaum so groß, als die Uhrscheibe an unserm Kirchthurm? Vater. Du irrst, mein lieber Sohn, wenn du dieses glaubst; es sind sehr wenige unter den Sternen, die du da siehst, welche nicht unzählige Mal größer wären, als unsere Erde. Aber weil sie so weit von uns entfernt sind, so scheinen sie uns kleiner, als sie sind. Du sagtest von der Uhrscheibe an unserm Kirchthurm. An diesem Beispiel will ich dich morgen überführen, daß, wenn uns etwas Entferntes klein scheint, wir es darum nicht für so klein halten müssen, als es das Ansehen hat. Wilhelm. Ach, lieber Vater, noch eine Frage: sehen denn alle Menschen auf der Erde so aus, wie wir? Vater. Davon wollen wir bei der ersten guten Gelegenheit weiter reden. Jetzt gehen wir zu Bette, denn es ist spät, und loben Gott vorher, der uns an seinen Geschöpfen erkennen läßt, wie groß und gut er ist. Weißt du nicht ein schönes Lied, welches sich dazu schickte? Wilhelm. Ja, lieber Vater, das Lied: Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht, 2c. 2c. Ich danke herzlich, lieber Vater, daß Sie mir dieses Alles erzählt haben. Gott schenke Ihnen dafür eine ruhige Nacht! Vater. Dir auch, mein Sohn!

3. Von der Erde und den Geschöpfen, die darauf sind.

Wilhelm. Das hätte ich nicht gedacht, daß unsere Uhrscheibe am Kirchthurm so groß wäre! Nun glaube ich gern, was Sie neulich von der Sonne, dem Mond und den Sternen sagten. Aber, lieber Vater, Sie wollten mir ja die Frage beantworten:

ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen, wie wir. Vater. So wie es verschiedene Gewächse Einer Art, z. B. mancherlei Birnen, Kirschen und Pflaumen in unserm Garten giebt, so giebt es auch verschiedene Menschen. Man unterscheidet sie vorzüglich an der Farbe der Haut; denn es finden sich weiße, schwarze und kupferfarbene Menschen auf der Erde. Wilhelm. Die schwarzen Leute sind wohl recht ekelhaft, wild und böse? Vater. Nein, mein Sohn, keinesweges. Der Schwarze und der Weiße ist nur dann ekelhaft, wenn er unreinlich und schmutzig ist. Und böse Menschen giebt es unter allen Völkern der Erde, also auch unter den Schwarzen. Es giebt aber auch unter ihnen eben sowohl gute Menschen, als unter uns, und Gott liebt sie, wie uns, wie du in der Bibel lesen kannst. Wilhelm. Ja, ich besinne mich, lieber Vater, auf den Spruch: bei Gott ist kein Ansehen der Person; sondern unter allerlei Volk, wer ihn verehret, und Recht thut, der ist ihm angenehm. Aber jene Leute wohnen wohl weit von hier? Nennen Sie mir doch ihr Land. Vater. Wenn du es behalten willst, so will ich dir den Planeten, worauf wir wohnen, und den man die Erde nennt, etwas genauer nach seinen Haupttheilen beschreiben. Auf dieser Erde ist entweder festes Land, oder Wasser; und so viel man jetzt weiß, etwas mehr Wasser, als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten. Sie heißen: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Süd-Indien, von denen noch Vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann. Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen wir denn, lieber Vater? Vater. Wir wohnen in Europa. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln oder rund umher vom Meere umflossene Länder sind, so giebt es doch auch noch kleinere Inseln, die nach ihrer Lage zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden. Wilhelm. Ach, von dem großen Meere möchte ich gern Etwas wissen. In dem Meere sollen ja so ungeheuer große Fische sein, lieber Vater? Vater. Nicht blos in dem Meere oder in der See, auch auf dem Lande giebt es sehr große und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere giebt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichbaums? So groß sind z. B. die Wallfische und andere Seethiere. Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, denn auf seinem Rücken kann er ein kleines Haus und über dreißig Mann darin tragen. Unter den Vögeln ist der Strauß größer, als alle übrige bekannte Vögel. Wilhelm. Kaum würde ich's glauben, wenn Sie es nicht sagten, daß es so ungeheuer große Thiere auf der Erde giebt. Vater. Aber es giebt auch sehr kleine Thiere, die noch viel tausendmal kleiner sind, als eine Milbe, und die doch noch

viel kleinere Glieder an ihrem so kleinen Körper haben müssen; dennoch sind diese Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gebildet. Wilhelm. Aber, lieber Vater! wie hat denn ein Mensch diese Thiere sehen können, wenn sie so außerordentlich klein sind? Man muß ja schon gute Augen haben, um eine Milbe zu erkennen; wie ist es also möglich, jene kleineren Thiere nicht nur zu sehen, sondern auch ihre Glieder zu beobachten? Vater. Mein lieber Sohn, erinnere dich nur daran, wie es dir mit der Sonne und den Sternen ging, die du für so klein hieltest, und dein Urtheil wird ganz anders ausfallen. Gewiß und richtig ist Alles, was ich dir sage. Denn ich würde dir schaden, wenn ich bei deiner Belehrung scherzte. Freilich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas so zu schleifen, daß, wenn man etwas Kleines dadurch betrachtet, dieses viel tausendmal größer erscheint, als es ist. Wilhelm. Das ist eine vortreffliche Erfindung! Ach, lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der dies Alles, das Große und Kleine, gemacht hat! Wie wunderbar und unzählbar sind seine Werke! Wir mögen noch nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gern, daß auch in allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind. Vater. Sieh, mein lieber Sohn, das wird, wenn wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht eine unserer Beschäftigungen sein, die unzählbaren Werke Gottes besser, als hier, zu erkennen, und dann seine Größe und Weisheit mit allen seinen Engeln und Seligen voll demüthiger Verwunderung zu verehren und anzubeten.

4. Von dem Menschen.

Der Mensch, nach Gottes Ebenbilde geschaffen, ist das vornehmste der Geschöpfe und durch seine körperlichen, vornehmlich aber durch seine geistigen Gaben und Einrichtungen bestimmt und befähigt, über alle anderen Geschöpfe zu herrschen und ein Herr der Erde zu sein. Dessen soll sich der Mensch bewußt werden; darum ist Selbstkenntniß ihm unerläßlich. Hier ist aber die Selbstkenntniß gemeint, durch welche er weiß, wie er sich von andern Geschöpfen, nicht von Seinesgleichen, unterscheidet, und durch welche er die ihm von Gott verliehenen Kräfte erkennen und gebrauchen lernt.

Sein Körper und seine Seele sind so wunderbar, so künstlich eingerichtet, daß er in der That mit dem 139sten Psalm sagen kann: „Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke und das erkennt meine Seele wohl!“ Kopf, Rumpf und Gliedmaßen bilden die Theile seines Körpers. Was die Balken und Sparren an einem Hause sind, das sind am Körper die Knochen. Sie geben dem Ganzen

Festigkeit; sie schirmen und schützen die edelsten Theile: Gehirn, Herz und Lungen. Bestände das ganze Knochengerüste aus Einem Stücke, so würden wir uns weder biegen noch bewegen können, darum besteht es aus mehr denn drittehalb hundert einzelnen Stücken. Verbunden sind diese durch die Sehnen oder Flechsen, von welchen die Glieder wie an Seilen gezogen werden. Damit die Knochen nicht aneinander schmerzhaft reiben, bestehen sie an dem Ort ihrer Zusammenfügung aus schlüpfrigem, gefühllosem Knorpel. Die Sehnen, welche, wie schon bemerkt, die Glieder zusammenhalten, sind elastisch, die Knochen mit Mark gefüllt, weil sie ohne dieses Fett spröde und brüchig sein würden. Zu den Knochen gehören auch die Zähne, welche mit einer Glasur überkleidet sind. Springt diese ab, so werden sie mürbe und sterben ab. Man muß sich daher hüten, das Zerspringen irgendwie zu erzeugen; dies geschieht durch schnellen Wechsel von kalten und warmen Speisen, Berührung mit scharfen oder stoßenden Instrumenten und durch Beißen zu harter Sachen. Davor hütet euch also.

Alle Knochen sind mit Fleisch bedeckt; in dem Fleisch sind an 500 Bündel von größeren und kleineren Muskeln vertheilt, welche sich verkürzen und verlängern können und so die Bewegung hervorbringen. Die Schnelligkeit und Kraft der Muskeln ist bewundernswürdig. Wie viel tausend Muskelbewegungen in unbegreiflicher Geschwindigkeit erfordert nicht das Gehen, Kauen, Sprechen! Einige Muskeln arbeiten immer fort, z. B. die Herz-, Lungen- und Magenmuskeln; die meisten aber stehen unter der Botmäßigkeit der Seele. Kaum gedacht, haben es die Muskeln schon vollbracht. Der wichtigste Muskel ist das Herz. Aus dem Herzen fließt das Blut durch einen großen Blutaderstamm in die Lungen, kehrt in das Herz zurück und durchströmt dann den ganzen Körper durch einen zweiten Blutaderstamm, beide verästen und verzweigen sich nach allen Seiten hin. Die Adern, welche das Blut aus dem Herzen führen, heißen Puls- oder Schlagadern; die es zurückführen heißen Venen oder Blutadern. In jeder Minute zieht sich das Herz, je nachdem der Mensch jung oder alt, gesund oder krank ist, 60, 80 bis 100 Mal zusammen, eben so oft erweitert es sich wieder. Dies erzeugt den Herzschlag und Pulsschlag. Die Adern sind wie kleine Wasserleitungen, die das Ganze befruchten, denn auf seinem Wege setzt das Blut seine besten Theile ab, durch welche der Körper wächst und gedeiht.

Die Lunge besteht aus unzähligen Bläschen und Aederchen. Durch die Luftröhre dringt die Luft beim Einathmen in die Bläschen der Lunge; hier nimmt das Blut frische Lebensluft ein, während beim Ausathmen die Lunge die unbrauchbaren, überflüssigen und schädlichen Theile ausstößt. Aus diesem Grunde ist die stete

Sorge für frische Luft unumgänglich nöthig, und Niemand kann gesund bleiben, der ungesunde Luft einathmet. Wohn- und Schlafzimmer müssen also fleißig gelüftet und weder Oel- oder Lichtdämpfe, oder die Ausdünstungen vieler Menschen, noch weniger aber Kohlendämpfe darin geduldet werden. Diese Letzteren namentlich sind oft tödtlich. Reine Luft veredelt das Blut; aber sie kann es freilich nicht erzeugen. Dies geschieht im Magen und in den Gedärmen, welche den ganzen Oberleib in gewundener Lage erfüllen und 6 Mal so lang als der Mensch selbst sind. Sie sind unter einander verschlungen und verbunden und liegen in einer Netzhaut. Zerreißt diese bei unvorsichtigen Bewegungen, so entstehen Brüche. Der Magensaft, die mit den Speisen verschluckte Luft, die durch die Milz und Leber bereitete Galle und das beständige Reiben der inneren Magenmuskeln erzeugen die Verdauung. In dem Magen und den rund umherliegenden Gedärmen befinden sich unzählige Saugadern, die die eigentliche Nahrung aus den Speisen einsaugen und den Blutadern zuführen. Heftige Leidenschaften, wie Aerger, Zorn, starke Begierden, wirken so auf Milz und Leber ein, daß sie zu viel Galle in den Magen absetzen; dadurch wird die Verdauung gestört und die Ernährung unterbrochen. Der Mensch muß sich daher vor allem Leidenschaftlichen bewahren; dies kürzt sein Leben ab. Das Unverdauliche und die zu großen Flüssigkeiten werden abgesondert und ausgeschieden; dies geschieht in den Nieren. Dasselbe Geschäft hat auch die Ausdünstung oder der Schweiß.

Außer dem Herzen sind die Nerven, das Rückenmark und das Gehirn die edelsten und zartesten Theile des menschlichen Körpers; diese bilden das Empfindungsvermögen des Menschen. Es giebt für ihn fünf verschiedene Arten des Empfindens, welche wir die fünf Sinne nennen. Diese sind es, welchen das Vermögen inwohnt, wahrzunehmen, was außer uns vorgeht und Eindrücke zu empfangen. Der Gesichtssinn, Gehörsinn, Geruchsinn, Geschmacksinn und Tastsinn nehmen die ganze uns umgebende Welt auf und führen sie auf äußerst feinen Wegen, Nerven geheißen, der Seele zu. Dies sind lange, weiße Fäden, welche aus dem Gehirn und Rückenmark hervorgehen und sich in unzählbaren Aesten durch den ganzen Körper verbreiten. Das Gehirn ist der Sammelplatz aller Nerven, darum ist dies durch den Schädel geschützt; sie gehen aber von da, eng zusammengedrängt, und von da aus sich wieder weit verbreitend, durch das Rückgrath. Wer daher Gehirn oder Rückenmark erschüttert, wirkt nachtheilig auf sein Empfindungs-Vermögen ein; fortgesetzte Erschütterungen, oder zu starke, stumpfen ab und der Tod folgt. Die Nerven sind auch die Werkzeuge, durch welche die Muskeln in Bewegung ge-

setzt werden. Die Nerven endlich wirken unmittelbar auf die Seele ein; sie bilden den Zusammenhang zwischen Leib und Seele. Wie dies geschieht, ist uns ein Geheimniß; gewiß aber ist, daß alle Bewegung und Empfindung aufhört, wenn die Nerven abgeschnitten oder abgestumpft sind. Dies geschieht, wenn sie zu lange und zu heftig gereizt werden. Dies aber wieder tritt ein, theils wenn die fünf Sinne zu heftige und starke Eindrücke erfahren, oder wenn das Blut in den Adern, welche überall die Nerven berühren, schlecht bereitet, gemischt, oder entzündet ist. Hitzige Getränke, heftige Leidenschaften, zu starke Sinneneindrücke bewirken dies und sind demnach allemal verderblich.

Dir, Gott, sei Preis und Dank gebracht!
Dich soll mein Lied erheben!
Ich bin ein Wunder deiner Macht,
Du schufst auch mich zum Leben.
Mein ganzer Leib, erbaut von dir,
Mit jedem Glied' und Sinn an mir
Beweiset deine Größe.

Haupt, Aug' und Ohr: der Mund, die Hand,
Die ich zu dir erhebe,
Die Haut, so künstlich ausgespannt,
Der Nerven fein Gewebe,
Und alle Glieder sagen mir:
Ich sei, o Gott, ein Werk von dir,
Ein Werk von deiner Weisheit.

O, pries' ich, Höchster, immer dich,
Wenn ich die Sinnen brauche,
Geh', lieg' und ausruh', oder mich
Bewege, athme, hauche!
Gieb, daß ich ewig dein mich freu',
Und daß mein Leib ein Tempel sei,
Worin dein Geist stets wohne.

5. Von der Gesundheit.

Wir haben schon einige Regeln vernommen, die der Mensch beobachten muß, wenn er gesund bleiben will *). Aber es gehört noch mehr dazu. Reinliche, angemessene, namentlich nicht zu warme Kleidung — woran man sich freilich von Jugend auf gewöhnen muß, hernach ist es zu spät — viel Bewegung in frischer, freier Luft, eine den Kräften des Körpers angemessene Thätigkeit — Ruhe und Trägheit gehen meistens Hand in Hand, und sind durchaus schädlich — gesunde, nämlich luftige und trockne Wohnungen, ein nicht zu langer und nicht zu kurzer

*) Siehe Seite 189 u. 190.

Schlaf — 8 Stunden ist das Höchste; 5 Stunden das Geringste — Bewahrung vor übermäßiger Erhitzung und Erkältung, endlich gesunde, d. h. mäßige und verdauliche Nahrung: dies sind die Hauptgegenstände, worauf der Mensch, der gesund bleiben will, sein Augenmerk richten muß. Gott hat uns mancherlei Kräfte und Fähigkeiten gegeben, die wir wie geliehene Kapitalien betrachten müssen, und mit denen wir Zinsen, d. h. neue Kräfte, erwerben einst aber davon Rechenschaft ablegen sollen. Gesundheit, Schönheit und Kräftigkeit des Körpers gehören sehr wesentlich mit zu diesen göttlichen Gaben, denn ihnen ist der unsterbliche Geist anvertraut. „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid," ruft die Schrift uns zu, „und der Geist Gottes in euch wohnet? Wer nun den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben." (1. Cor. 3, 16 u. 17.)

Des Leibes warten und ihn nähren,
Das ist, o Schöpfer, meine Pflicht;
Muthwillig seinen Bau versehren,
Verbietet mir dein Unterricht.
O stehe mir mit Weisheit bei,
Dafs diese Pflicht mir heilig sei!

Sollt' ich mit Vorsatz das verletzen,
Was zur Erhaltung mir vertraut?
Sollt' ich gering den Körper schätzen,
Den du, als Schöpfer, selbst erbaut?
Wess' ist mein Leib? Er ist ja dein;
Sollt' ich denn sein Zerstörer sein?

Ihn zu erhalten, zu beschützen,
Giebst du mit milder Vaterhand
Die Mittel, die dazu uns nützen,
Und zum Gebrauch giebst du Verstand!
Dir ist die Sorge nicht zu klein,
Wie sollte sie denn mir es sein?

Gesunde Glieder, munt're Kräfte,
O Gott! wie viel sind die nicht werth!
Wer taugt zu des Berufs Geschäfte,
Wenn Krankheit seinen Leib beschwert?
Gesundheit und ein heit'rer Muth
Ist ja der Erde gröfstes Gut!

Am häufigsten versündigen sich die Menschen durch Essen und Trinken gegen ihre Gesundheit. Die Aufregungen und darauf nothwendig folgenden Erschlaffungen, das Essen ohne eigentlichen Hunger, der Genuß von zu fetten und scharfen Speisen, namentlich häufiger und übermäßiger Genuß aufregender Getränke, das Alles muß früher oder später verderblich wirken. Bei wohlhabenden Leuten pflegen Unterleibsleiden aller Art, Schlagflüsse,

Gicht und Podagra die Folgen ihrer Völlerei und Schwelgerei zu sein. Bei den Armen, überhaupt bei den arbeitenden Klassen, ist es meistentheils der übermäßige Branntweingenuß, der ihre Gesundheit zerrüttet.

Der Mensch muß nur in der Absicht trinken, um seinen Durst zu löschen, nicht aber, um seinen Gaumen zu kitzeln.

Das gesundeste Getränk für den Menschen ist reines, klares Wasser; es kühlt, verdünnt und reinigt das Blut, erhält Magen, Eingeweide, Gehirn und Nerven in Ordnung und macht den Menschen ruhig, heiter und froh. Auch zehrt das Wasser nicht, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es schafft Gedeihen, wenn man sich dabei viel Bewegung in frischer Luft macht.

Die Menschen trinken gewöhnlich viel zu viel warmes Getränk, als Kaffee, Thee u. dergl. Es ist daher nicht anders möglich, als daß ihr Blut scharf und unrein, und ihr Angesicht blaß werden muß. Besonders schadet dem weiblichen Geschlechte, das mehr in Stuben sitzt, als das männliche, der zu häufige Genuß des warmen Getränkes.

Dünnes, rein ausgegohrenes und gut gehopftes Bier ist für Erwachsene nicht schädlich; aber Kindern sollte man es nicht geben, weil es das Blut erhitzt und die Lust zum Wassertrinken benimmt.

Unter allen Getränken ist der Branntwein das allerschädlichste, ja, Viele erklären ihn sogar für ein Gift, und doch ist er so weit verbreitet, daß in 30 Jahren in unserm Vaterlande für 400 Millionen Thaler Branntwein ausgetrunken worden ist.

Der Branntwein, arabisch Alkohol genannt, wurde vor 800 Jahren erfunden, in den ersten 200 Jahren aber gar nicht, in den folgenden 400 nur als Arznei benutzt. Als Getränk wurde er erst seit 200 Jahren, nämlich seit dem 30jährigen Kriege gebraucht, bis er seit erst 80 Jahren, nämlich seit dem 7jährigen Kriege, in die Wirthshäuser und erst seit 40 Jahren, nämlich seit den französischen Kriegen, in die Familien gedrungen ist. Seit dieser letzten Zeit ist es auch erst, daß man aus Kartoffeln Branntwein macht; früher nur aus Getreide. Seitdem aber auch hat der Branntwein so unerhört um sich gegriffen, daß man jetzt in Nord-Deutschland, welches etwa 20 Millionen Einwohner hat, jährlich gegen 400 Millionen Kannen Branntwein trinkt, also 20 Kannen jährlich auf den Kopf kommen. Sonst tranken nur die Männer bei schwerer, kalter und ungesunder Arbeit Branntwein, jetzt trinken auch die Frauen und Kinder; ja selbst Säuglingen in der Wiege flößt man schon Branntwein ein. Es ist ein weit verbreitetes Vorurtheil, daß der Branntwein ein stärkendes, belebendes Getränk sei. Wie die Verhältnisse und die Menschen jetzt sind, mag er für Viele freilich schwer zu ersetzen sein, Viele mögen gar nicht mehr anders

angefeuert werden können. Aber das ist doch sehr schlimm, und wir müssen wünschen, daß es durch gemeinschaftliche Bemühungen — denn Einzelne können das nicht — anders werde, weil von dem Branntwein so viel Unheil ausgeht. Aus diesem Grunde müssen wir uns des seit einigen Jahren merklichen Einflusses der Mäßigkeits-Vereine freuen, und so viel ein Jeder kann, dies gute Werk befördern. Nährende Stoffe, d. h. solche, die in Fleisch und Blut verwandelt werden können, hat der Branntwein gar nicht, sondern nur solche, welche allerdings zuerst aufregend wirken, dann aber um so mehr abspannen und erschlaffen. Solche augenblickliche Aufregungen können zwar wohl von einem Arzte als Belebungsmittel herbeigeführt werden, müssen aber, je häufiger sie eintreten, desto mehr die Kräfte mitnehmen. Gesundheit, Kraft und Stärke können also niemals, unter keiner Bedingung von dem Branntweingenuß erzeugt werden, vielmehr muß er, als gewöhnliches Getränk genossen, zuerst abspannend, allmälig aber immer verderblicher wirken, die Verdauung stören, die Nerven und Muskeln schwächen, das Blut entzündlich machen und die innern Theile des Leibes nach und nach angreifen und endlich zerstören. Das Alles findet sich denn auch bei Trinkern und Säufern. Hiergegen könnte man sagen: Viele, vielleicht die Meisten, trinken ja den Branntwein, ohne daß er ihnen schadet. Nun, die mögen wohl eine kräftige Natur haben, oder Andres, was sie thun und genießen, hebt die schädliche Wirkung auf, oder endlich, sie genießen den Branntwein sehr mäßig. Diesen muß man aber doch zu bedenken geben, erstens, ob sie nicht noch gesünder und kräftiger sein würden ohne den Branntwein; sodann, ob denn so ein augenblicklicher Reiz, der wie die Peitsche auf das Pferd wirkt, nämlich treibt und anreizt, aber keine Kraft giebt, etwas werth sei; und endlich, ob sie denn sicher seien, daß sie immer bei dem mäßigen Genusse bleiben werden. Falls sie selbst aber vor Uebermaaß bewahrt worden sind, kann man das von Jedem erwarten? Es liegt nämlich in dem Branntwein außer dem leiblichen Gifte auch noch ein geistiges, ein moralisches Gift. Wie kein anderes Getränk reizt er dazu, immer mehr zu trinken, und verführt also zur Unmäßigkeit; er öffnet aber, weil er so reizt, allen schlimmen Leidenschaften Thor und Thür. Man sagt von einem Menschen, er sei in gereizter Stimmung, wenn er leicht heftig, zornig, wild, hart, ungestüm und zu rohen, gewaltthätigen Handlungen geneigt ist. Dazu reizt und stimmt nun aber gerade der Branntwein, wie kein anderes Getränk, und aus diesem Grunde findet man in den Häusern der Branntweintrinker, neben Armuth und Krankheit, noch so viel anderes Elend, nämlich: Lieblosigkeit, Härte, Rohheit und Neigung zu allen bösen Leidenschaften und Begierden. Die Trunkenbolde — eben so wie die Ehebrecher, Diebe, Räuber

u. s. w. — werden das Reich Gottes nicht erwerben. (1. Cor. 6, 9. 10.) Hört nur folgende — leider wahre — Geschichte:

Heitmann erbte von seinem Vater Haus und Hof im besten Stande. Schöne Pferde, Kühe und Schweine waren in den Ställen; die Gärten voll schöner Obstbäume, und das Ackerland trug reichlich Korn und Hülsenfrüchte. Auch baares Geld erbte Heitmann von seinem Vater, denn dieser war arbeitsam und sparsam gewesen, so lange er lebte. In den ersten Jahren war auch Heitmann ein recht guter Wirth, und es ging ihm recht wohl. Aber eben dieser Wohlstand, in dem er lebte, verleitete ihn zum Müßiggange, und er gewöhnte sich, alle Nachmittage in ein Wirthshaus zu gehen und da bis an den späten Abend zu bleiben. Dort fand er Säufer, mit denen er spielte, und die ihn nach und nach zum Branntweintrinken verleiteten, um ihm dann, wenn er berauscht war, desto mehr Geld im Spiel abzugewinnen. Bald genug fiel er so tief in das Laster des Trunkes, daß er oft, wenn er um Mitternacht nach Hause taumelte, seine Frau schlug und das Gesinde mißhandelte. Bei nüchternem Muthe versprach er Besserung, aber am folgenden Tage war er schon wieder betrunken. So verschwendete er nach und nach nicht nur all sein Geld, sondern er verkaufte auch ein Stück Vieh nach dem andern. So ging es einige Jahre, trotz der Thränen seiner Frau, bis er endlich genöthigt war, Haus und Hof zu verkaufen. Er wurde nun Tagelöhner in einem benachbarten kleinen Orte. Noch wäre es Zeit gewesen, sich zu bessern, denn er war körperlich noch kräftig. Allein die böse Gewohnheit war zu mächtig: mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zum Wirthshaus und dem schrecklichen Feuerwasser. Wie oft hatte er sich vorgenommen, wenn sein Blick auf die verweinten Augen und abgehärmten Wangen seiner Frau fiel, dem Trunk zu entsagen; aber wie schnell waren seine guten Vorsätze verschwunden, wenn er in seiner wüsten Gesellschaft und vor dem entsetzlichen Giftbecher saß. Hätte er nur die schlechte Gesellschaft und die Gelegenheit zur Verführung und Versuchung gemieden, so hätte ihm noch geholfen werden können. Aber er war zu schwach. Auch die Erziehung seiner Kinder vernachlässigte er zugleich. Seine Söhne, mit guten Anlagen ausgestattet, verwilderten gänzlich, geriethen in böse Gesellschaft und wandelten allmälig auf den Pfaden des Vaters, der, statt sie zu warnen, zur Schule und zu Gottes Wort anzuhalten, ihnen das böseste Beispiel gab und nur harte Worte und Mißhandlungen für sie hatte. Erst fingen sie an sich herum zu treiben, dann zu stehlen, wurden ergriffen, in's Gefängniß geworfen, entliefen und — wer wußte, was aus ihnen geworden war! Die Mutter, die den Todeskeim schon lange in

sich trug, sank nun, von so vielem Elend erdrückt, auf's Krankenlager, um nicht wieder aufzustehen.

So trat Heitmann, eines Abends von einer wüsten Zeche heimtaumelnd, an das Sterbebette der einst so geliebten Frau. Er vermochte ihren auf ihn gerichteten stieren Blick, der ihm nur zu verständlich war, nicht mehr zu ertragen; im dumpfen Schmerze stürzte er in eine Ecke des Zimmers. In den Armen der von langem Fieber abgezehrten Gestalt ihrer Tochter hauchte die Mutter ihren letzten Seufzer aus. Todtenstille herrschte nun im Hause. Da klopft es heftig an die Thür, und als Martha, die Tochter, ängstlich fragt, wer draußen sei, antwortet ihr eine nicht unbekannte Stimme: macht auf, um Gottes Willen! Und herein stürzt ein bleicher, abgezehrter junger Mensch, in Lumpen gehüllt. Selbst der betäubte Vater fährt auf, und dem Hereingedrungenen in das Gesicht stierend, ruft er: „Wilhelm, um Gottes Willen, wo kommst du her? Was suchst du hier? Geld, Essen, Trinken? dann bist du zur unrechten Thür eingegangen.“ — „Schutz,“ antwortete ängstlich der Sohn, „Schutz suche ich; werde ich aufgegriffen, so muß ich sterben, das ist nur zu gewiß!“ — „Soll das so viel heißen, daß du Raub und Mord begangen hast?“ fragte bebend der Vater. — „Nun ja,“ antwortete Wilhelm, „nimmt dich das Wunder? Seitdem du uns aus dem Hause gejagt, hat sich Manches zugetragen.“ Dabei schaute er dem Vater fest und mit bitterm Blick in's Angesicht; und dieser mußte die Augen niederschlagen. — „Wo ist dein Bruder?“ fragte er nach langem Schweigen. „Todt,“ rief Wilhelm, und fuhr sich wild mit beiden Händen in das struppige Haar. „Das ist's ja eben!“ „Todt!“ rief die Schwester und stürzte händeringend auf die kalte Leiche der Mutter. Jetzt erst entdeckte der Bruder, was hier vorgegangen war. Laut weinend kniete er neben der Leiche nieder und ergriff und küßte ihre Hände. „Ach, ich war ihr Liebling,“ seufzte er, „und mit welcher Freude gedachte ich noch immer ihrer Liebe, und wie oft hat mich diese Erinnerung in meiner Verzweiflung erquickt. Und doch ist sie vielleicht auch aus Gram über mich gestorben. Warum mußte sie sterben und der bleibt am Leben, der all' dieses Unglück über uns gebracht hat.“ Das Mädchen schluchzte, der Vater bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und fragte, um das Gespräch abzulenken: „wie starb dein Bruder?“ „Er starb in meinen Armen“, schrie der Bruder, „von einem Wildwächter wie ein Hund todtgeschossen. Doch, was ist da viel Unterschied, so oder so. An dem Tage, wo wir fortliefen, schlugst du ihm in der Trunkenheit über den Kopf, daß er stürzte, doch er starb nicht. Nun hat ihn der Wildwächter erschossen: nun — der hat seinen Lohn“ — setzte er triumphirend hinzu. „Wenn ich ergriffen werde, so werde ich gehangen. — Aber hier finden sie mich nicht,

wenn du mich nicht verräthst, Vater." — Zwei Tage hielten sich die Drei ruhig im elendesten Gemach, doch am dritten Tage war es der Lebensmittel wegen nothwendig, auszugehen. Der Vater that es und erbettelte sich auch wirklich so viel, um sich und den Kindern einige Tage das Leben zu fristen. Aber der Weg führte ihn bei der Schenke vorüber; er unterlag der fürchterlichen Gewohnheit. Bald war er trunken, und seine lallende Zunge verrieth den Anwesenden das Geheimniß seines Hauses. Schon in einer halben Stunde war Wilhelm gefesselt. Weinend stürzte er sich, ehe er abgeführt wurde, auf seine hingesunkene Schwester, ihr den Abschiedskuß aufdrückend, dann wandte er sich mit düsterm Blick zu seinem Vater, der betäubt und stumpfsinnig daneben stand. „Höre mich, Vater," sagte er mit einer Stimme, die den Trunkenbold schaudern machte, „meines Bruders und mein eignes Blut kommt auf dein Haupt. Nie habe ich ein liebendes Wort von dir gehört, du hast dich nie um uns bekümmert. Am Tage des Gerichts werde ich dich vor deinem und unserm Schöpfer verklagen und unsere gemordete Jugend und unser beflecktes Gewissen von dir fordern. Wie wird dir's dann ergehen!"

Der Vater sank wie vernichtet zu Boden. Am andern Tage fand man seine Leiche im nahen Flusse.

6. Verschiedenheit der Menschen.

Die Menschen sind verschieden dem Geschlechte nach; aber sie unterscheiden sich auch durch die Farbe ihrer Haut, durch ihre Gesichtsbildung, ihre Größe und ihre Lebensart von einander.

Gewöhnlich ist ein ausgewachsener Mensch 5 Fuß oder drittehalb Ellen hoch. Doch werden in den kältesten Ländern der Erde die Menschen selten über 4 Fuß hoch und sind gemeiniglich sehr ungestaltet. Es giebt aber auch außerordentlich große Menschen, von 7 bis 8 Fuß, die man Riesen nennt. Doch giebt es kein einziges Volk auf der Erde, welches aus lauter Riesen besteht.

In Ansehung ihrer Lebensart theilt man alle Bewohner der Erde in drei Haupt-Klassen, nämlich in wilde Völker, in Hirtenvölker und gesittete Völker. — Wilde Völker giebt es vorzüglich noch in Süd-Indien, in Asien und Afrika. Sie haben das Eigenthümliche, daß sie keine Veranstaltung treffen, um ihres Unterhalts sicher zu sein. Sie säen und pflanzen nicht, sie legen keine Vorrathshäuser an, sie sorgen überhaupt nicht für die Zukunft, sondern gehen nur dann auf Nahrung aus, wenn der Hunger sie dazu treibt. Ihre Hauptbeschäftigung ist daher entweder die Jagd, oder die Fischerei, und hierin bringen sie es zu einer außerordentlichen Fertigkeit. Sie sind unter

einander Alle gleich und haben also weder einen Oberherrn, noch Gesetze. Der Stärkste und Geschickteste ist gewöhnlich ihr Anführer, wenn sie in großen Haufen auf die Jagd gehen, oder in den Krieg ziehen. — Die Hirten-Völker sind etwas verständiger und gesitteter, und dies müssen sie schon deswegen sein, weil die Viehzucht mehr Aufmerksamkeit und Kenntnisse erfordert, als die Jagd. Sie heißen Hirten-Völker, weil sie sich blos mit der Pflege des Viehes beschäftigen und von ihren Heerden sich nähren. Sie haben also auch ein gewisses Eigenthum, nämlich ihre Heerden, und da der Eine natürlicher Weise sein Vieh besser pflegt, oder auch mehr Glück dabei hat, als der Andere, so giebt es unter ihnen Reiche und Arme. Sie ziehen aus einer Gegend in die andere, um Weideplätze für ihre Heerden zu suchen, und darum wohnen sie nicht, wie wir, in festen Häusern, sondern in Hütten oder Zelten, die sich schnell abbrechen und schnell wieder zusammensetzen lassen. — Gesittete Völker nennt man diejenigen, welche das Feld bauen und allerlei Handwerke und Künste verstehen, durch Wissenschaften und Gesetze gebildet sind, also auch mehr Verstand und mehr Kenntnisse haben, als die wilden und Hirten-Völker. Sie wohnen in festen Häusern, welche aus dauerhaften Materialien erbaut sind, und da sie bei dem Feldbau, bei ihren Künsten und Gewerben nicht ohne Unterstützung sein können, so bauen sich mehrere Familien nahe bei einander an, und so entstehen allmälig Dörfer und Städte. Unter ihnen giebt es verschiedene Stände, d. h. ein Jeder verwaltet einen Beruf in der bürgerlichen Gesellschaft, oder er hat ein Gewerbe, das er betreibt. Diejenigen, welche dasselbe Gewerbe treiben, oder denselben Beruf haben, machen zusammen genommen einen Stand oder eine Abtheilung aus. Man theilt die Stände gewöhnlich kürzlich in den Nährstand (Ackerbauer, Bürger, Kaufleute), den Lehrstand (Geistliche, Gelehrte, Lehrer), den Wehrstand (Soldaten) und den Beamtenstand (Angestellte bei den Gerichten, Kassen, der Polizei, Verwaltung, den Ministerien, die ein festes Gehalt beziehen). Gesittete Völker haben Oberherren oder Regierende, deren Befehlen oder Verboten sie gehorchen. Diese Oberherren heißen entweder Kaiser, oder Könige, oder Fürsten, Herzöge, Grafen u. s. w.; man nennt sie auch wohl Regenten, d. h. regierende Herren. Diejenigen, welche ihren Befehlen oder Gesetzen gehorchen, heißen Unterthanen, und Alle zusammen genommen machen einen Staat aus. Der Staat, zu welchem wir gehören, heißt der Preußische Staat, weil unser Oberherr König von Preußen ist, d. h. weil ihm ein Land gehört, welches Preußen heißt. In andern Ländern sind die Staats-Einrichtungen (Regierungen) anders. Statt eines Königs stehen mehrere aus den Besten des Volks Gewählte an der Spitze, welche jedoch von Zeit zu Zeit

wechseln und von ihrem Haushalten Rechenschaft geben müssen. Bald heißen Diese Senat, bald Rath, bald Vorort, bald Congreß u. s. w. Immer aber steht wieder Einer an der Spitze dieser Mehreren, welcher sie leitet, und bald Präsident, Statthalter, Vorsteher u. s. w. heißt. Endlich giebt es auch noch gewisse Staats-Einrichtungen, in denen neben dem Könige noch verantwortliche und daher wähl- und absetzbare Minister stehen, und neben diesen wieder ein auserwählter Rath des Volkes, ohne welchen nicht Gesetze gegeben, Geld bewilligt und Krieg und Frieden beschlossen werden kann: Kammer oder Parlament genannt.

Merket noch, daß man die erste Verschiedenheit, von welcher wir sprachen, die nach Gestalt, Hautfarbe, Gesichtszügen, Bildung des Schädels und der Haare, auch Raçen-Unterschiede nennt, und demnach die Menschen eintheilt: 1) in die kaukasische Raçe; der schönste und bildungsfähigste Stamm (Europa, West-Asien, Nord-Afrika); etwa 259 Millionen. 2) Mongolische Raçe; mit schiefwinkligen Augen, vortretenden Backenknochen, flachem Schädel (Süd- und Ost-Asien, Nord-Europa und die nördlichsten Amerikaner); vielleicht 366 Millionen. 3) Die äthiopische oder Negerraçe; mit großem, aber zusammengedrücktem Schädel, hinten besonders stark gewölbt, aufgestutzte, breite Nase, aufgeworfene, breite Lippen, wolliges, krauses Haar, schwarze Hautfarbe (im innern und westlichen Afrika); ungefähr 100 Millionen, durch den schändlichen Sclavenhandel Viele nach Amerika verpflanzt. 4) Der amerikanische Menschenstamm; hat kleine, tiefliegende Augen, vorstehende Backenknochen, gebogene Nasen, schlicht anliegendes, langes Haar und braunrothe, kupferartige Hautfarbe; etwa 11 Millionen in Amerika allein. 5) Die malayische Raçe; ist den Negern sehr ähnlich, nur daß ihr die rothen Lippen und das wollige Haar fehlen, auch ist die Farbe braun (Australien, Südost-Asien und die Inseln der Südsee); etwa 36 Millionen. Wenn sich diese verschiedenen Stämme vermischen, so entstehen: Mulatten, Mestizen, Creolen, Zambos u. s. w.

Auch unterscheiden sich die Menschen nach den Sprachen. Nach der Sprache lassen sich die Kultur und der Bildungsgrad eines Menschen, und so auch ganzer Völker, am besten beurtheilen.

Die eigenthümlichen oder Stammsprachen, die Nichts von andern entlehnt haben, nennt man Haupt- oder Muttersprachen, die andern Töchtersprachen. Abweichungen im Ton und der Aussprache heißen Mundarten (Dialekte). Man rechnet auf der ganzen Erde etwa 3000 Sprachen. Die englische und französische sind die jetzt am weitesten verbreiteten. In Europa rechnet man 387 Sprachen und Mundarten. Haupt- und Stammsprachen

sind: die germanische, lateinische, griechische, celtische, ungarische, slavische, türkische oder tartarische, albanische oder arnautische.

Töchtersprachen der germanischen sind: die deutsche, englische, dänische, holländische und schwedische (norwegische).

Töchtersprachen der lateinischen sind: die italienische, französische, spanische (portugiesische) und wallachische.

Töchtersprachen der slavischen sind: die böhmische, russische, polnische, bulgarische, wendische und illyrische.

Tochtersprache der ungarischen ist das Finnische.

Tochtersprache der griechischen die neugriechische.

Bei den Juden findet sich noch die hebräische Sprache.

Endlich sind die Menschen noch verschieden nach ihren Religionen, oder ihren Vorstellungen von göttlichen und unsichtbaren Dingen. Man theilt sie I. in Verehrer Eines Gottes, II. in Verehrer mehrerer Götter. Die Ersteren theilen sich 1) in Juden (6 Millionen), 2) Christen (266 Millionen). Diese wieder in a) römisch-katholische, 140 Mill., b) evangelische, 64 Mill., c) griechisch-katholische, 57 Mill., d) morgenländische Christen, 6 Mill. 3) Muhamedaner (120 Mill.). 4) In Indien sind die Anhänger des Zoroaster und Confucius ebenfalls Anbeter Eines Gottes (21 Mill.). Die Anbeter mehrerer Götter oder Heiden und Götzendiener theilen sich (484 Mill.) in 1) Lamaiten (42 Mill.), Verehrer des Lama. 2) Braminen (117 Mill.), Verehrer des Brama. 3) Buddhisten (200 Mill.), Verehrer des Buddha. 4) Fetischanbeter (125 Mill.), Anbeter körperlicher Dinge. Es giebt also auf der Erde etwa 800 bis 1000 Mill. Menschen.

7. Produkte der Erde.

Jedes Land der Erde bringt, nach Gottes weiser und gütiger Einrichtung, so viel hervor, als seine Einwohner zu ihrer Nahrung und Bedeckung nothwendig gebrauchen. Alles, was die Erde hervorbringt, nennt man ihre Produkte oder Erzeugnisse. Deren sind eine sehr große Menge, und daher muß man sie in gewisse Klassen theilen, wenn man sie behalten will. Diese Klassen oder Abtheilungen nennt man auch die Reiche der Natur, und ihrer sind drei: das Pflanzenreich, das Thierreich und das Mineralreich. Diejenigen Länder, in welchen gesittete Völker wohnen, haben manche Produkte im Ueberfluß, weil ihre Bewohner sehr fleißig das Land bebauen. Dagegen fehlt es ihnen an manchen Produkten, welche andere Länder im Ueberfluß haben. Daraus ist der Handel entstanden, wobei die Völker der Erde ihre überflüssigen Produkte gegen solche austauschen, woran sie Mangel haben, und welche in anderen Ländern überflüssig vorhanden sind.

Weise und gütig hat es Gott so eingerichtet, daß jedes Land, oder wenigstens jeder große Erdstrich, d. h. jeder beträchtliche Theil der Erde, gerade diejenigen Produkte hat, welche für die Einwohner desselben, nach Maaßgabe der Witterung (des Klima's) die nothwendigsten und wohlthätigsten sind. So bringen z. B. diejenigen Länder, welche eine heiße Luft und keinen Winter haben, die kräftigsten, saftreichsten und kühlendsten Früchte hervor, z. B. Kokos-Nüsse, Muskat-Nüsse, Oliven, Pisang, Datteln, Orangen, Melonen und Ananas. Auch findet man in diesen Ländern die größten uud stärksten Landthiere, welche alle Beschwerlichkeiten der heißen Witterung ertragen können, ohne dadurch zu verderben, z. B. die Elephanten *), welche 14 bis 15 Fuß hoch mehr als 16 Fuß lang und 50 Centner schwer werden und sich bei dieser Größe und Schwere dennoch so leicht bewegen, daß sie täglich 14 bis 15 Meilen zurücklegen; die Kameele **), diese vortrefflichen Lastthiere, welche in den heißen Ländern unentbehrlich sind, weil man 10 bis 14 Tage mit ihnen durch brennende und wasserlose Sandwüsten reisen kann, ohne daß man nöthig hat, sie zu tränken, und die mit einer Last von 1200 Pfund in einem Tage 12 Meilen zurücklegen. — Natürlicher Weise sind die Menschen in den heißen Ländern nicht so stark und nicht so thätig, wie in den gemäßigten Himmelsstrichen, und darum hat Gott den Boden in jenen Ländern so fruchtbar gemacht, daß er beinahe ohne alle Bearbeitung die schönsten Früchte in dem größten Ueberflusse hervorbringt. Die Natur ist dort in beständigem Wachsthum, die Bäume werden nie kahl, und die Felder nie leer, sondern Blüthen und Früchte, Saaten und Ernten folgen ununterbrochen auf einander. Da die Bewohner dieser Länder wegen der großen Hitze keine schwere Kleidung ertragen können, so hat Gott dafür gesorgt, daß die Seidenraupe ihnen durch ihr feines Gewebe die leichteste Kleidung verschafft.

Ganz anders sind dagegen die Produkte der kalten Länder. Hier kann der Boden nicht anders, als höchst unfruchtbar sein, weil der Winter in diesen Ländern nur für wenige Wochen aufhört, und die in den langen Sommertagen unglaublich schnell emporgewachsenen Pflanzen von der Kälte getödtet werden, ehe sie noch zur gehörigen Reife gelangt sind. Das Pflanzenreich liefert also in diesen Ländern den Menschen fast gar keine Nahrung. Aber was ihnen hieran abgeht, wird ihnen reichlich durch eine außerordentliche Menge von Fischen und wilden Thieren ersetzt. Indem sie diese zu erjagen suchen, kommt ihr Blut in Wallung und wird in beständiger Wärme erhalten; aber auch die dicken Pelze des erjagten Wildes schützen sie gegen die erstarrende Kälte.

---

*) Siehe Seite 107. **) Siehe Seite 117.

Doch ihren größten Reichthum machen die Rennthiere aus, denn von ihnen erhalten sie Alles, was wir von unserm Rindvieh, unseren Pferden und Schafen erhalten, und sie sehen fast alle ihre Bedürfnisse durch diese Thiere befriedigt, ohne daß sie nöthig haben, für die Erhaltung derselben die geringste Sorge zu tragen. Die ganze Nahrung des Rennthiers besteht nämlich in Baumblättern und Moos, und diese Nahrung sucht es sich selbst, sogar im härtesten Winter, indem es das Moos mit seinem Geweih und mit dem Hufe unter dem Schnee hervorzukratzen weiß. Dennoch gewöhnt es sich sehr leicht an die Menschen und wird von ihnen zum Reiten, Lasttragen und Ziehen der Schlitten gebraucht. In Einem Tage läuft es 20 bis 30 Meilen. Die Rennthierkühe geben eine sehr fette Milch, und ihr Fleisch hat einen angenehmen Geschmack. Aus ihrer Haut machen die Bewohner des kalten Erdstrichs ihre Kleider, Schuhe, Zelte, Bettdecken und andere Dinge. Aus ihren Hörnern wissen sie allerlei Geräthe, aus den Knochen Messer, Löffel und Nadeln und aus den Därmen und Sehnen Stricke zu machen. Die Klauen werden zu Trinkgeschirren, und die Harnblasen zu Beuteln und Flaschen benutzt. Ist es nicht eine höchst bewundernswürdige Anordnung Gottes, daß ein einziges Thier alle Bedürfnisse des Menschen befriedigt?

Der Erdstrich, in welchem wir wohnen, hat weder eine sehr heiße, noch eine sehr kalte, sondern eine gemäßigte Witterung, welche sich oft verändert und eben dadurch zur Erzeugung und Ernährung der meisten Produkte geschickt ist. In keinem Erdstriche findet man daher eine so große Mannichfaltigkeit von Erd- und Baumfrüchten, als in dem gemäßigten, und nirgends ist das Thierreich so reichlich angefüllt, als in diesem. Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Hauptbeschäftigungen der Bewohner dieses Erdstrichs. Der Weinstock ist das eigenthümliche Produkt desselben, denn er gedeiht weder in den heißen, noch in den kalten Erdstrichen.

8. Das Sklavenschiff.

(Am Bord eines englischen Schooners*) an der Küste von Brasilien.)

Es war der 31ste Tag unsers Kreuzens; kein Segel hatte bis dahin unser Auge erfreut und unsere Hoffnung gespannt; der Delphin wollte sich nicht ködern lassen, keine Schildkröte zur Oberfläche kommen. Der Wind stand steif Südwest. Wie träge schleichen die Stunden; es ist die Morgen-

*) Eine kleinere Art von Kriegsschiffen.

wache, die tropische*) Sonne, noch unter'm Horizont, erleuchtet schon den östlichen Himmel vor sich her.

„Ein Segel, Sir, im Osten! Eine Brigg**)!" wiederholten ein Dutzend Stimmen. In einer Stunde war das sehr verdächtige Schiff eingeholt, als ein Sklavenschiff erkannt, erobert, und ich auf seinem Verdeck.

Freundlicher Leser, begleite mich an Bord des Sklavenschiffes, komm und sieh die Werke dieser blutigen Menschenhändler. Welch ekler Geruch, als wir hinaufsteigen; wie schmutzig die Schiffsseiten; welch Getös von Stimmen! — wir sind am Bord. Ein kaltblütiger Spitzbube mit einem Schurkengesicht schreitet auf dem Deck entlang, seine Hände in den Taschen, eine Cigarre im Munde, völlig unbekümmert um die Mordthaten, die er begangen, ungerührt von der Hölle, die er um sich geschaffen hat. Er ist Capitain des Sklavenschiffes, ein Portugiese; aber er erklärt, nur ein Passagier zu sein, da der Capitain in See gestorben ist. Er berechnet seinen Verlust und murmelt knirschend Flüche gegen die Englischen.

Seht jenes Gerippe, die Unglückliche athmet noch, doch fühlt ihre Hand nicht mehr den Griff nach ihrem Pulse. Vor wenig Tagen hing ein Kind an ihrer Brust; es ist verhungert, und sie selbst, die arme Mutter, stirbt jetzt Hungers. Seit 60 Tagen lebte sie von ein paar Händen Mehl und zwei Mund voll faulen Wassers. Die ganze Zeit lag sie auf harten Brettern im Raume, an vielen Stellen ist ihr Fleisch von Haut entblöfst. Während wir noch hinschauen, ist sie todt.

Sieh jenes Nest von Kindern, Alle im letzten Stadium der Pocken, ihre Leiber fast formlos vom Gift der Krankheit; die Zunge hängt aus dem vertrockneten Munde; sie können nicht reden und bringen nur unartikulirte Töne hervor. In wenig Stunden werden sie still sein, dort, „wo der Gottlose doch aufhören mufs mit Toben, und der Müde in Ruhe ist."

Dort liegt ein lebendes Skelett, das Gesicht platt auf dem Verdeck. Vor einem Monat war dieser Mann ein Herkules, aber aus Furcht vor seiner Stärke hat man ihn in Ketten festgeschlossen. Seine Glieder sind zusammengetrocknet und nur von einer dünnen Decke schwarzer Haut bedeckt. Schon fühlt er keinen Schmerz mehr, in wenig Stunden wird er enden.

---

*) Die Zone zwischen den beiden Wendekreisen heifst die tropische.

**) Ein bewaffnetes Schiff mit niedrigem Bord.

Man hört ein Klatschen im Wasser; so eben warf man Leichen über Bord. An diesem Tage waren es neun. Sie sind jetzt die Speise der Hayen; zwei dieser unersättlichen Raubfische hatten das Schiff schon auf seiner ganzen Fahrt über den Atlantischen Ocean unverändert begleitet.

Werfen wir einen Blick unter das Deck. Hier liegen Hunderte lebendiger Leichen neben einander, ohne sich rühren zu können. Sie haben nur drei Fufs Raum über sich bis zu den Brettern des Decks; sie können sitzen, aber nicht sich höher aufrichten. Kurze Zeit, bevor wir das Sklavenschiff nahmen, hatte ein Sturm es nöthig gemacht, alle auf dem obern Deck befindlichen Schwarzen in die unteren Räume hinabzusenden. Man hatte selbst die Luftluken schliefsen müssen, um die über das Deck rollenden Wogen zu verhindern, das Schiff zu füllen. Bald darauf legte sich das Wetter, die Luken wurden wieder geöffnet, aber 40 Erstickte mufste man der Tiefe übergeben.

Doch jetzt ist das Wetter schön, der Wind günstig, das Schiff fliegt dem Hafen zu. Wir sind vor Anker. Die Schwarzen werden an Bord der Königlichen Fregatte *) „Crescent“ gebracht, welche für die Aufnahme der befreiten Sklaven eingerichtet ist. Die Gesünderen werden in Speisegesellschaften eingetheilt und bekommen Rindfleisch, Suppe, Mehlspeise und so viel Wasser, als sie ohne Nachtheil trinken mögen. Die Kranken werden im Bette verpflegt; Viele sind freilich durch keine menschliche Hülfe mehr zu retten. Die Uebrigen genesen und wandeln auf dem reinlichen, geräumigen Verdeck der Fregatte umher; bald singen sie ihre heimathlichen Lieder und tanzen mit den Uebrigen in der Abendkühle ihre Nationaltänze.

Endlich kommt der Tag der Abreise: sie sollen nach der Brittischen Kolonie in Guiana**) gebracht werden, denn wenn sie in Brasilien bleiben, macht man sie auf's Neue zu Sklaven. Aber wie fürchten die Armen eine neue Reise, wie klammern sie sich am Bord der Fregatte, als man sie auf die Sklaven-Prise hinüber bringen will; sie gedenken aller Gräuel, die sie dort erduldet: die Erstickung, der wüthende Durst, die Fiebergluth, die Gefährten, einer nach dem andern sterbend neben sich! Doch die Furcht ist grundlos: jetzt nehmen 180 denselben Raum ein, wo sonst 500 zusammengepackt waren; das Wasser ist rein, wohlschmeckend und reichlich da. Alle sind bekleidet, Rauchfleisch, Salzfisch, Mehl, Reis und

---

*) Ein grofses Kriegsschiff.

**) Die geographischen Notizen wolle der Lehrer selbst geben.

Citronensaft sind ihre Nahrung, mit Wein und Zucker für die Kranken; Jeder hat seine Matte, die er sorgfältig hält. Zwanzig der Stärksten werden ausgesucht, um den Matrosen beizustehen, worauf sie sich viel zu Gute thun.

Die Reise dauert lange, allein Alle sind sorglos und fröhlich.

Endlich landen wir in der Mündung des Berbice-Flusses und bringen die Neger in der Nähe einer Plantage unter; sie hauen noch an demselben Tage einen ganzen Acker Zuckerrohr darnieder. Dann werden Männer und Weiber in zwei Reihen sich gegenüber gestellt. Die Männer wählen sich ein Weib, und falls Letztere Nichts dawider hat, verrichtet eine Magistratsperson die Trauung. Dann sind sie Mann und Frau. Bisweilen finden sie sich sehr getäuscht, daſs sie nicht mehr als eine Frau haben sollen. Ein Koch, ein wahrer Künstler in seinem Fach, wählte sich ihrer drei; als er es unmöglich fand, mehr als eine zu behalten, nahm er zwei Kinder dazu an, um gleich auf einmal Familienvater zu werden.

Bald beginnen sie in den verschiedenen Pflanzungen zu arbeiten und verdienen ihren Unterhalt, da viel Nachfrage nach Arbeit ist; sie können mit voller Freiheit ihre Herren wechseln und stehen unter einer Magistratsperson, welche nur der Regierung verantwortlich ist; in jeder Hinsicht genieſsen sie Alle so viele Freiheit, als die Weiſsen. Sie werden Christen, besuchen die Kirche und verlassen endlich diese Welt nicht als Anbeter von Steinen und Schlangen, sondern mit der Hoffnung ewiger Seligkeit.

9. Eine ägyptische Schule.

Wir treten, einige Gassen weiterhin, erzählt der bekannte Reisende, Herr v. Schubert, nahe bei einer Moschee *), in eine Kutab oder Kinderschule ein, deren Ficki oder Schulmeister uns Franken **) bekannt und befreundet ist, weil er öfters für Franken etwas Arabisches abschreibt und von ihnen besser dafür bezahlt wird, als von seinen Landsleuten. Laß dich das Geschrei der lautstimmigen Büblein und ihre sonderbaren Verbeugungen bei jeder Silbe nicht verwundern; der Araber kann nicht mit schweigender oder leiser Stimme lesen oder lernen, und das Verneigen des Leibes, jetzt zur Rechten, dann zur Linken, vorwärts und rückwärts, hält man beim Lernen für eine ganz besondere

*) Eine muhamedanische Kirche.

**) So heißen im Morgenlande alle Christen.

Erleichterung des Gedächtnisses. Jeder der Knaben, die mit untergeschlagenen Beinen auf den Binsenmatten am Boden dasitzen, hat eine Schreibtafel vor sich, darauf seine heutige Lektion: bei den Kleinsten etliche einzelne Buchstaben, bei den Größern etwa einige von den 99 Namen oder Eigenschaften der Gottheit, geschrieben stehet; da schreit nun freilich der Eine Dies, der Andere Jenes, so daß man sein eigenes Wort nicht hören kann. Jetzt giebt aber der ernste, in einer Ecke auf einem Gebetsteppich kauernde Lehrer ein Zeichen; der Arif oder älteste Schulknabe eröffnet eine Art von Chorus oder Zikr, wobei man die Eigenschaften Gottes, dann den Fathah oder das erste Kapitel des Korans mit singendem Ton hersagt. Die kleinen Leute sind schon gar gelehrt, sie stimmen fast Alle in den Zikr ein, und nach dem Herschallen des ersten Kapitels geht man sogleich an das Absingen des letzten, wobei schon ein ziemlicher Theil der kleinen Schulmannschaft schweigend zurückbleibt, noch Mehrere aber, wenn es zum vorletzten kommt. Es wird indeß bald unter ihnen, besonders wenn sie in eine höhere Schule vorrücken, Manche geben, deren glückliches Gedächtniß, worauf sich die Araber mit Recht etwas zu Gute thun können, den Marsch des Chorgeschreies vom Anfang des Korans zum Ende und vom Ende wieder vorwärts zum Anfange mitmachen kann, denn nach hiesiger Sitte lehrt man der Jugend gleich nach dem Fathah oder ersten Kapitel das letzte, dann das vorletzte, hierauf das vorvorletzte und so geht man in rückwärtsschreitender Bewegung bis zum zweiten, mit welchem, als dem längsten von allen, der Beschluß gemacht wird. Bilden sich doch selbst die Erwachsenen noch auf diese in den Schulen erworbene Gelehrsamkeit so viel ein, daß man öfters in einem Kaffeehause, oder in irgend einer andern Gesellschaft von Männern einen unter ihnen, mitten unter den gleichgültigsten oder zum Koran gar nicht passenden Gesprächen, ein oder etliche Kapitel desselben hersagen hört; die Andern schweigen, bewundern dann, wenn der Koranbeter ein vornehmer Mann war, und fahren, wenn er fertig ist, im Gespräch wieder fort, wo sie stehen blieben. Oefters pflegt auch der Geringere den Zorn des Höheren zu beschwichtigen, oder ihn zu irgend einem erwünschten Schluß zu bringen, indem er seinem Gespräch irgend eine passende Stelle des Korans einwebt.

Da kannst du auch sehen, wie man hier zu Lande Briefe schreibt. Ein an der offen stehenden Schulhalle Vorübergehender hat sich dem ernsthaften, langbärtigen Schulmeister genaht und halblaut mit ihm gesprochen. Wahrscheinlich begehrt er von ihm, daß er einen Kaufbrief für ihn schreibe. Der Meister rückt sein Dawajeh oder Schreibzeug, das er beständig an seinem Gürtel trägt, zurecht, legt ein Stücklein dickes Papier in seine linke Handfläche, welche ihm die Stelle des Schreibtisches vertritt,

taucht dann seine Rohrfeder in die aus Sepia bereitete, mit Gummi verdickte Tinte und schreibt nun leicht und flüchtig den Brief, den der Andere mit seinem Khatim oder Siegelring, welchen er am kleinen Finger der linken Hand trägt, unterzeichnet, indem er zuerst mit dem am Munde befeuchteten Finger das Papier berührt, dann mit einem andern Finger Tinte an den mit seinem Namenszuge bezeichneten Ringstein bringt und den Abdruck davon auf die befeuchtete Stelle macht.

Der Lohn, den der Schreiber für das Schreiben des Briefes bekommt, ist freilich ein sehr geringer; doch scheint dieser mit seinem Nebenverdienst vergnügt, und hält sich wohl überhaupt für einen der angesehensten Männer in der Stadt, denn jeden Donnerstag bekommt er von den einzelnen Knaben einen halben Piaster (einen Groschen Kurant) und außerdem, wie uns auch heute sein neuer rother Tarbusch mit der halbseidenen Quaste daran erinnerte, zur Zeit des Ramadan *) aus der allgemeinen Schulkasse eine neue Tuchkappe (Tarbusch), ein Stück Mousselin, um dieselbe zum Emameh (Turban) aufzustutzen, ein Stück Leinwand und ein Paar neue Schuhe. Außerdem werfen auch die Beschneidungs-, die Hochzeit- und Leichenbegängniß-Ceremonien noch Manches ab und würden dies auch thun, wenn er nicht lesen und schreiben, sondern nur den Koran und die gewöhnlichen Gebete auswendig gelernt hätte. Denn zu dem hohen Grade von Gelehrsamkeit, wie hier der unsrige, haben es nicht alle Schulmeister in Kairo gebracht. So erzählt man namentlich von Einem, der war eben Lehrer geworden, konnte aber weder lesen noch schreiben. Der Mann, der sich zu helfen weiß, sagt zu dem ältesten Schulknaben (Arif): „höre du, mir thun die Augen weh, laß du einmal die andern Knaben schreiben;" er selber aber, der nicht blos die 99 Eigenschaften Allah's **), sondern auch die gemeinen Gebete des Islams ***) und den ganzen Koran auswendig weiß, leitet dabei scheinbar dennoch den ganzen Unterricht, denn wenn ein Knabe einen Spruch oder ein Wort falsch sagt, berichtigt er es, so daß die Leute meinen, er könne das lesen, was die Kinder auf ihre Schreibtafeln geschrieben haben. Eines Tages kommt aber eine Bürgersfrau zu dem Lehrer. Sie hat einen Brief von ihrem Sohne bekommen, der sich als Führer auf der gefahrvollen Pilgerreise nach Mekka befindet, sie bittet den Herrn Schullehrer, er möge ihr den Brief lesen. Dieser nimmt ihn in die Hand und blickt ihn so lange schweigend und mit sehr ernsthafter Miene an, daß es der guten Frau ganz angst wird. Sie fragt zuletzt: „soll ich schreien?" er antwortet: „ja, schreie nur;" sie fragt weiter: „soll ich mein

---

*) Ein religiöses Fest. **) Gott. ***) Die heilige Schrift der Muhamedaner heißt Koran, ihre Religion Islam.

Gewand zerreißen?" er sagt: „ja, zerreiße es." Die Frau, welche nicht anders meint, als der Brief enthalte die Nachricht vom Tode ihres Sohnes, erhebt mit lauter Stimme den Wilwal (das Klagegeschrei), zerreißt ihr Gewand und geht nach Hause, wo alle ihre Nachbarinnen mit in die Weheklage einstimmen. Wenige Tage nachher tritt der Sohn gesund und wohlbehalten zu seiner Mutter in's Haus herein. Sie, nach den ersten lauten Ausbrüchen der erstaunten Freude fragt ihn, warum er sie denn mit der falschen Nachricht von seinem Tode habe so betrüben lassen. Ich dich betrüben, spricht der Sohn, habe ich dir denn nicht geschrieben, daß ich gesund und schon auf dem Rückwege begriffen sei? — Die Frau geht darauf wieder zu dem gelehrten Schulmeister hin und fragt diesen, warum er sie neulich beim Lesen des Briefes so in Angst und Schrecken gesetzt habe, da doch ihr Sohn darinnen nur von seiner Rückkehr aus Mekka geschrieben? „Wie?" sagt der Lehrer, „bin ich denn Gott? Konnte ich denn voraus wissen, daß dein Sohn, nachdem er freilich aus Mekka ein Stück Weges herausgekommen, auch noch den Weg der Wüsten glücklich und unverletzt zurücklegen würde? Könnte er nicht selbst in den letzten Tagen der Reise noch sterben, und war es nicht besser, dich auf das Schlimmste vorzubereiten, als dir eine Hoffnung zu machen, die so leicht fehlschlagen konnte?" Und siehe, die Umstehenden bewunderten die weisliche Rede des frommen Mannes, dessen Ansehen bei den Nachbarn durch jenen Vorfall eher stieg, als abnahm.

10. Das Lied von den deutschen Strömen.

Lafst uns die deutschen Ströme singen im deutschen, festlichen Verein, und zwischen durch ein Hoch erklingen, denn hoch soll'n sie gepriesen sein; auf ihre Töne lafst uns lauschen, die alle jetzt vorüber geh'n, und bald der Wellen lautes Rauschen, bald ihren leiser'n Grufs versteh'n.

Zuerst gedenkt des alten Rheines, der fluthend durch die Ufer schwillt, und seines goldnen Labeweines, der aus der Traube lustig quillt; denkt seiner schön bekränzten Höhen und seiner Burgen im Gesang, die stolz auf jene Fluren sehen, die jüngst das deutsche Volk bezwang.

Tief in des Fichtelberges Klüften, mit grauen Nebeln angethan, umweht von nördlich kalten Lüften, beginnt der Main die Heldenbahn. Er kämpft in muthigem Gefechte sich hin bis zu dem Vater Rhein und drängt, bekränzt mit Weingeflechte, in seine Ufer sich hinein.

Im Land der Schwaben auferzogen, eilt rasch und leicht der Neckar hin, wenn auch nicht mit gewölbten Bogen gewalt'ge Brücken drüber zieh'n; doch spiegeln, gleich den

schönsten Kränzen, sich Dörfer in der klaren Fluth, und dunkelblau, mit sanftem Glänzen, der Himmel, der darüber ruht.

Gestiegen aus verborg'nen Quellen, im grünen, lustigen Gewand, um welches tausend Falten schweben, strömt weit die Donau durch das Land; die Städte, die sich drin erblicken, erzählen von vergang'ner Zeit und fragen dann mit stillem Nicken: wann wird die alte Pracht erneut?

Durch alle Gau'n der freien Sachsen ergeht sich stolz das Riesenkind*); es sieht, wie sonst, die Eichen wachsen, doch sucht es seinen Wittekind**); und denkt es der gesunk'nen Helden, dann zögert es im raschen Lauf und wünscht, was alte Sagen melden, herauf, aus seiner Fluth herauf.

So nach dem hochbeglückten Lande, wo Zwingherrnblut***) die Erde trank, und nach gelöstem Sklavenbande das Römerreich darnieder sank, vernimm, o Weser, unsre Grüfse, sie sollen jubelnd zu dir zieh'n; voll Ernst und stiller Würde fliefse, du Freiheitsstrom, zum Weltmeer hin.

Es sei der Oder jetzt gesungen der letzte, schallende Gesang, einst hat ja laut um sie †) geklungen das deutsche Volk im Waffenklang. Als es sich still und stark erhoben in seiner ganzen Riesenmacht, da half der Helfer ihm von oben, geschlagen ward die Völkerschlacht.

So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen in ein gewaltig Heldenlied; zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen, die ihr im tiefsten Herzen glüht! Eins wollen wir uns treu bewahren, doch Eins erwerben auch zugleich, du, Herr, beschütz' es in Gefahren, und zu uns komm' dein himmlisch Reich!

Max von Schenkendorf.

---

*) Die Elbe, welche auf dem Riesengebirge entspringt.

**) Ein Heerführer der alten Sachsen.

***) Siehe den Abschnitt von der Geschichte Seite 236 u. 237.

†) In Breslau sammelten sich, nach dem Aufruf: „An mein Volk!" zuerst die Freiheitsschaaren.

Vierter Abschnitt.

A. Schwerere Lesestücke.

---

1. Heinrich Pestalozzi.

Unter den Männern, welche ihr ganzes Leben dem Volke gewidmet haben, um es zu heben und zu bessern, verdienen wohl Wenige in Aller Herzen und in treuem Angedenken mit dem Rechte fortzuleben, wie Heinrich Pestalozzi, dessen Jahrhunderts-Geburtsfest auf den 12ten Januar des Jahres 1846 gefallen ist. Aber in euren, der Kinder Herzen, sollte er vorzugsweise leben, denn er hat euch so lieb gehabt, daß er euch sein Lebensglück, sein Vermögen und seine Kräfte aufgeopfert hat. Und um so mehr verdient er eure und überhaupt der Menschheit Verehrung, weil er, trotz aller seiner Kinder- und Menschenliebe, verkannt und geschmäht hat leben müssen. Dies ist denn auch der Grund, warum in unseren Tagen so ungewöhnlich viel von ihm die Rede ist. Die gegenwärtige Zeit will die Schuld der vergangenen abtragen. Pestalozzi hat, um Vielen zu helfen, sich selbst vergessen; so will nun die Dankbarkeit Derer, denen er geholfen hat, sich seiner erinnern, sie will sich selbst klar machen, was sie an ihm gehabt hat, und von ihm jetzt nehmen, woran er so sehr reich gewesen ist, nämlich Liebe zu den Menschen, Vertrauen zu der Kraft des Guten und Ausdauer im Kampfe dafür. Mit der Schrift wollen wir das: Glaube, Liebe, Hoffnung nennen. Diese sollt ihr Kinder auch lernen, denn ihr werdet sie im Leben brauchen; darum sollt ihr von ihm hören.

Heinrich Pestalozzi war der Sohn eines Arztes und wurde am 12ten Januar 1746 zu Zürich geboren. Seit seinem neunten Jahre wohnte er oft wochenlang bei seinem Großvater, einem Dorfprediger und christlich würdigen Manne, aus dessen Umgange er den Grundsatz gewann: daß man die lebendige Gottesfurcht nicht lernen könne, sondern sie sich aneignen müsse aus dem, was man im Umgange mit frommen Menschen sehe und höre. In der Schule war der Knabe überall voran, wo es galt zu denken, oder Sinn für Recht an den Tag zu legen; dagegen blieb er in manchen Dingen auffällig zurück; besonders hatte er nicht den mindesten Sinn für Ordnung oder Schönheit, weshalb er auch in seinem Betragen ein gewisses linkisches Wesen nie los wurde. Wie sehr er für das Recht glühte, beweist, daß er der Schulbehörde in Zürich die Zügellosigkeit einer Schule aufdeckte und

deshalb, obgleich man seine Angaben bestätigt fand, flüchten mußte. Unter den Lehrern, welche sich um Pestalozzi's Bildung besonders verdient machten, hat er mit wahrer Verehrung Bodmer genannt, der durch seine Schriften bekannt geworden ist; von ihm lernte er die alten Schriftsteller Griechenlands und Roms leidenschaftlich lieben und einen beharrlichen Gleichmuth, der es ihm möglich machte, seinen Zwecken und Absichten alle möglichen Opfer zu bringen, die Andern sehr schwer zu fallen pflegen. Erst wollte er Geistlicher werden, weil ihm jedoch seine erste Predigt mißlang, und damals der Franzose Rousseau lehrte, daß man auf einem andern Wege der Menschheit viel mehr dienen könne, so glaubte er diesen neuen Weg in der Rechtsgelehrsamkeit besser einschlagen zu können. Nun hätte er gern durch ein öffentliches Amt in der Staatsverwaltung der Schweiz sich thätig gezeigt; allein er stand immer entschieden auf der Seite der Armen und Unrechtleidenden, und das verschloß ihm alle Wege. Unterdeß hatte er jedoch das berühmte Buch „Emil" und die in diesem Buche entwickelten Gedanken über Erziehung kennen gelernt, auch manche Versuche seines Großvaters, Schule und häusliche Erziehung in Einklang zu bringen; er faßte also den Entschluß, Schulmeister zu werden, und, um das dem Landvolk sein zu können, sich dem Landbau zu widmen. Er wollte den alten, trägen Gang des bisherigen Unterrichts abschaffen, wollte unter den Kindern leben, ihre Neigungen kennen lernen, sie an Ordnung und Thätigkeit und helle Einsicht gewöhnen. Er trieb ein Jahr die Oekonomie bei dem Berner Tschiffeli, verband sich mit einem reichen Handelshause in Zürich, um den Anbau des Krapps zu befördern, und kaufte von seinem Erbe bei Lenzburg im Aargau ein Landgut, den Neuhof. Dies geschah 1768, und ein Jahr später verheirathete er sich mit Anna Schultheß aus Zürich, die ihr ganzes Leben hindurch bis zu ihrem Todesjahre (1816) ihrem Manne als ein Schutzengel mit Rath und Trost zur Seite gestanden; selbst auf ihrem Grabe hat er sich später noch Kraft in seinen Leiden geholt. Pestalozzi verstand den Haushalt nicht, und sein Mangel an Ordnung ließ ihn mit seinen Plänen in Neuhof scheitern; aber doch nahm er in seiner Noth (1775) noch über funfzig Bettelkinder von der Straße in Kost und Pflege, denen er immer zur Seite blieb und die Arbeiten zur Schule machte, bis die völlige Zerrüttung seines Vermögens die Kinder zerstreute und ihn zur Verpachtung seines Gutes nöthigte. In dieser Zeit schrieb er das Volksbuch „Lienhard und Gertrud," das (1781) in Berlin erschien und solches Aufsehen erregte, daß die Berner ökonomische Gesellschaft ihm ein Danksagungs-Schreiben nebst funfzig Dukaten und einer goldenen Ehrenmünze desselben Werthes übermachte, er auch von manchen bedeutenden Männern Einladungen erhielt. Doch er verließ Neuhof nicht, dessen Ertrag

sehr gering war, und das ihm viel kostete; obgleich auch die fernere Schriftstellerei bewies, daß er dafür nicht gemacht sei und noch weniger für Geld-Erwerb durch die Feder. Da schlug die französische Revolution in die Schweiz herüber; das Volk sollte frei sein und stieg im Werthe, folglich auch der Volksmann Pestalozzi, den man (1798) zum Direktor einer Musterschule im Aargau machen wollte. Schlimme Ereignisse traten indeß dazwischen. Die alte Schweiz und die durch die Franzosen neu gewordene Schweiz — merkt euch hier, daß man die Schweiz in 22 Kantone theilt — geriethen einander in die Haare; am 9ten September wurde Stanz eingenommen, die Umgegend mit Feuer und Schwert verwüstet. Ueber hundert Waisenkinder mußten ihre Heimath verlassen; aus allen Gegenden der Schweiz wurden Unterstützungen hingeschickt, und auf den Rath des Orts-Pfarrers wollte man ein Waisenhaus errichten. Nun litt es unsern Pestalozzi nicht länger daheim; sein Herz brannte, den Waisen in Stanz Vater zu werden, und er wandte sich mit Genehmigung der Regierung dorthin. Hier, in einem fast unbewohnbaren Gebäude voll Unrath und Feuchtigkeit, umgeben von einer stets wachsenden Anzahl von Kindern, von denen er nie eins zurückwies, fühlte er sich glücklich. Nur von einer Magd unterstützt, war er diesen Kindern, die er meist Morgens aus Häusern in der Nachbarschaft zusammenholen mußte, da es an Betten fehlte, Alles; er war Vater, Mutter, Krankenwärter, Lehrer; er wusch und kämmte sie, er reinigte sie von Ungeziefer und Untugenden, an denen manche dieser vier- bis zehnjährigen Waisen sehr reich waren, und unterrichtete sie ohne Bücher und andere Lehrmittel auf einer Tenne, wo er oft unter ihnen stand mit offener Brust und Hemdärmeln, wie das auch später noch seine Sitte war. Bald liebten ihn die Kinder wie ihren Vater, und sich unter einander als Geschwister; aber die Anstalt, wo er auch die ersten Versuche gemacht, die Kinder gegenseitig sich selbst unterrichten zu lassen — ihr könnt hier die Namen Bell und Lancaster merken, welche dieser Methode den Namen gegeben haben, — mußte 1799 aufgegeben werden, weil die Franzosen Nidwalden besetzten, und ein Spital in Pestalozzi's Lokal angelegt wurde. Dies gewaltsame Ende seiner Wirksamkeit machte ihn krank, und die Aerzte schickten ihn nach dem Gurnigel-Bade. Doch er war in vollem Feuer, er mußte wieder schulmeistern, es drängte ihn unwiderstehlich, so daß er sich im wahren Sinne des Worts in Burgdorf in einer Klippschule eine Stelle als Unterschulmeister erbettelte, wo er es indeß, seiner angegriffenen Brust wegen, nicht lange aushielt, auch durch seinen allzugroßen Eifer dem Vorsteher — wohl aus Neid — verdächtig wurde. Endlich brachte es der Dulder dahin, ohne Entschädigung auch in der Stadtschule unterrichten zu dürfen, und hier sprach am 31sten

März 1800 die Schul-Aufsichts-Behörde es aus, daß der Mann die Fähigkeit besitze, die Kräfte der Kinder besonders hervorzurufen und ihre Anlagen zu entwickeln, so daß sie überraschende Fortschritte machten. Eine Brustkrankheit unterbrach diese Thätigkeit, aber er lernte damals einen Mann gleichen Geistes und Strebens kennen, Krüsi, dem er den Plan eröffnete, zu Burgdorf eine Erziehungs-Anstalt zu gründen. Dies war das bekannte „Pestalozzi'sche Institut,“ welches bis 1825 bestand, zuerst in Burgdorf, dann in Münchenbuchsee, von wo es zuletzt nach Isferten versetzt wurde. In dieser weltberühmt gewordenen Anstalt bildeten sich jene Männer, welche Pestalozzi's Weise des Unterrichts fast in alle Länder verpflanzt haben. Zunächst wurde dem Stifter (1801) das Burgdorfer Schloß eingeräumt und ihm eine Anzahl armer Waisen auf öffentliche Kosten anvertraut. Die Umgebung des großen Mannes und die Einrichtung waren ärmlich; aber er arbeitete mit Begeisterung, machte täglich neue Entdeckungen in seiner Unterrichts- und Erziehungskunst und schrieb die Bücher: „Das Buch der Mütter“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Selbst angesehene Staatsmänner wurden aufmerksam auf die Anstalt, und der große Philosoph Fichte empfahl nicht nur deren Grundsätze, um sie in Preußen einzuführen, sondern der Staat hat auch auf diese Empfehlung geachtet. Die ausgezeichnetsten Menschen seiner Zeit traten mit ihm in Verbindung; von weit her, selbst von Amerika, kamen die Freunde der Schule, seine Anstalt kennen zu lernen; er erhielt Einladungen von Fürsten und Königen, in ihr Land zu kommen, kurz, dieser einfache Mann, dieser Bauer, wie ihn seine Feinde nannten, zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Pestalozzi wäre nun auch wohl äußerlich ein glücklicher Mann geworden, hätte er die doppelte Gabe besessen, einmal, mit Geld umzugehen, und dann Kraft und Klugheit genug, sich die Anstalt und die Lehrer nicht über den Kopf wachsen zu lassen. In Burgdorf war er noch der gute Geist der Anstalt; da war noch Alles natürlich, heiter und einfach; aber später fanden sich in Isferten reiche Zöglinge ein, man brauchte mehr Lehrer und Lehrmittel, und Pestalozzi, dem 1802 der Berner Erziehungsrath das Zeugniß gegeben, nun seien die unumstößlichen, allgemein geltenden Gesetze des Elementar-Unterrichts gefunden, gerieth in die Hände von Männern, die, bei aller Geschicklichkeit als Lehrer, ihn mißbrauchten, ihn, „der,“ wie er selbst gesagt, „von Kindesbeinen das Spielzeug Anderer gewesen.“ Er machte unsäglich traurige Erfahrungen und ließ sich oft wegen seines zu festen Glaubens an seine Schüler, Lehrer und Personen, die sich an ihn herandrängten, auf Irrwege leiten, die dann ihm selbst zur Last gelegt wurden. Kamen also auch die Zöglinge aus Rußland, England, Italien, Spanien, Frankreich und Amerika: Pestalozzi's freund-

liches Gemüth beseelte die Anstalt nicht mehr, und das aus zu großer Ausdehnung derselben entstehende Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, dann auch die durch Fremde einreißenden Untugenden wirkten so nachtheilig, daß schon um 1819 die Auflösung der Anstalt fast unvermeidlich war. Der Lehrer Schmidt, der den Greis zuletzt ganz nach seinem Willen lenkte, unternahm, um den Mangel an Mitteln zu heben, eine Herausgabe der sämmtlichen Werke Pestalozzi's. — Es liefen bedeutende Beiträge dazu ein. Der Kaiser von Rußland sandte 5000 Rubel, der König von Preußen 400 Thaler, der König von Bayern 700 Gulden. Was that Pestalozzi? Er bestimmte sogleich 50,000 französische Franken zur Erziehung der Armen und gründete auf dem Bauerhofe Clyndi bei Iferten eine Schule für arme Waisen, die jetzt wieder von Pestalozzi selbst zu trefflichen Lehrern gebildet wurden. Auch diese Schule ging, gleich der zu Iferten, zu Grunde, der Greis zog 1825 nach Neuhof, das sein Großsohn Gottlieb in Pacht hatte, und schrieb seine „Lebensschicksale" und seinen „Schwanengesang." Zuletzt wollte er noch auf Neuhof eine Armenschule einrichten, aber er starb am 17ten Februar 1827 im einundachtzigsten Jahre mit der Erklärung: daß er seinen Beleidigern verzeihe, und mit dem Wunsche, daß ihm nur ein Feldstein mit seinem Namen zum Denkmal werden möge. Die Bestrebungen Pestalozzi's sind für den Unterricht in fast allen Ländern Europa's, ja bis zu fernen Welttheilen von Einfluß gewesen, und seinen Charakter zeichnete er schon 1782 in folgenden Worten: „Ein Kind will ich bleiben bis in's Grab, stets lieben, glauben und mich an Andere anschließen, wie ein Kind; noch so oft getäuscht, will ich immer wieder Vertrauen zu dem Menschenherzen fassen und dem Klugen wie dem Thoren verzeihen, wenn sie das Ihrige thun, um mich irre zu machen." Ja, er ist ein Kind geblieben in seinem Gemüth; darum hingen auch die Kinder so sehr an ihm, und er selbst wurde ruhig in der höchsten Aufwallung, wenn er einen Blick in das Antlitz eines Kindes geworfen. Ihr Kinder müßt ihn aber auch wieder lieben und ehren, denn ihr verdankt ihm mehr, als ihr jetzt wißt. Ihr verdankt es ihm, daß ihr angemessen und zweckmäßig unterrichtet werdet, daß ihr mit Lust und Liebe unterrichtet werdet, daß ihr mit Lust und Liebe lernt. Ihr verdankt es ihm, daß ihr nicht in solchen Dingen unterrichtet werdet, die euch zu nichts nützen können, daß man weiter nichts, als auswendig lernen verlangt, daß ihr früh schon, ehe ihr es merkt, von euren Müttern unterwiesen werdet. Ihr verdankt ihm viele lehrreiche und anmuthige Bücher, die euer Nachdenken wecken und euer Herz veredeln, ihr verdankt ihm endlich eine Reihe von ausgezeichneten und treuen Lehrern und Jugendschriftstellern, die zwar in der großen Welt nicht sehr geachtet und gelesen, desto mehr aber

von euch Kindern gekannt und geliebt sind. Behaltet darum folgende Namen der Männer, die ihr unter eure größten Wohlthäter zählen dürft: v. Türk, Löhr, Hahn, Harnisch, Hebel, Krummacher, Wilmsen (den Vater dessen, der dies für euch schreibt, und dem ihr außer dem Kinderfreund wohl 60 andere Kinderschriften verdankt), ferner Otto Schulz, Diesterweg, Schmidt, Nieritz, Vetter und Preuß. Von älteren Lehrern der Jugend merkt euch aber Basedow, Campe, Salzmann, Guts-Muths und Becker.

(Nach Gubitz Kalender.)

3. Der Statthalter Behm auf Kamtschatka.

Cook *) war todt; erschlagen dort auf den Sandwichsinseln. Der Kapitain Clerke, welcher nach ihm die Führung der Schiffe übernommen hatte, siechte an der Auszehrung hin. Die gesammte Mannschaft hatte auf der fast schon dreijährigen Reise, zwischen den Eisbergen des südlichen Polarkreises und in der Gluth senkrechter Sonnenstrahlen die Welt durchkreuzend, außerordentlich viel gelitten. Gleichwohl lebte Etwas von dem Geist ihres großen Befehlshabers bei ihnen fort; die beharrlichen Leute wollten zum Beschluß ihrer Untersuchungsreise den schon von Cook vergeblich gemachten Versuch wiederholen, vom stillen Weltmeer aus um das Nordende Amerika's herum in's Atlantische Meer herüberzuschiffen, was bis auf heute noch Keinem gelungen ist. Darum treffen wir sie im hohen Norden. Die Schiffe waren mit Eis überzogen; sie selbst hatten Frostbeulen, starke Katarrhe &c.; die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens mangelten ihnen.

So liefen sie am 28sten April 1777 in die Bai (Meerbusen) Awalska in Kamtschatka ein. „Niemals," sagen sie, „haben wir so ein wildes und abscheuliches Land erblickt." Doch wollten sie zusehn, ob sie hier nicht etwas Mehl, frisches Fleisch und andere Dinge, namentlich auch Schiffsmunition (Pulver und Blei), die ihnen auf die Neige gegangen, erhalten könnten.

Also ward Lieutenant King beauftragt, an's Land zu gehen. Er ruderte mit einigen Booten nach dem Ostrog (Dorf) Petropaulowska in der Tiefe der Bai; bald aber staken sie im Eis, das sich von der Küste aus ziemlich weit in die See erstreckte, und sie mußten ihren Weg auf der gefrornen, tiefbeschneiten Fläche zu Fuße fortsetzen. Mit jedem Schritte sanken sie fast bis an's Knie in den Schnee, und da sie unter der Hülle desselben die dünnen Stellen des Eises nicht bemerken konnten, gerieth King auf eine solche und brach plötzlich durch. Doch wurde er, sich kräftig unter den Trümmern hervorarbeitend, mittelst eines

---

*) Ein berühmter Weltumsegler.

Schiffshakens, den ihm ein Matrose zuwarf, gerettet. Als sie endlich das Ufer erreicht, stellte sich ihnen ein Trupp von 30 Russen in Schlachtordnung entgegen. King bezeugte dem Offizier, der seine Sprache nicht verstand, so gut er konnte, ihre friedfertigen Gesinnungen, und man ließ sie den Weg vollends nach dem Dorfe nehmen. Die Russen gingen stillschweigend voran, machten aber öfters Halt und exerzirten, um den Engländern zu zeigen, daß sie ihre Leute an ihnen finden würden, wenn sie Böses im Schilde führen sollten. Vor dem Hause des Offiziers waren zwei Feldstücke aufgepflanzt und nach den Fahrzeugen gerichtet, auch standen Kanoniere mit brennenden Lunten daran; denn man hielt die Fremden für Eroberungssüchtige.

Auf der Stelle sandte der russische Offizier einen Brief von Kapitain Clerke, den ihm King überreicht, nebst eignem Rapport an den Statthalter nach dessen Residenz Bolscheretsk, die auf der andern Seite der Halbinsel liegt. Indessen gelang es den Engländern doch, ihm nach und nach verständlich und glaublich zu machen, daß sie keine feindseligen Franzosen, sondern befreundete Britten (Engländer) seien. Er behandelte sie nun höflich und freundschaftlich. Dem durchnäßten, am ganzen Leibe zitternden King gab er eine trockene Kleidung und bewirthete die Fremdlinge mit einem großen gebratenen Vogel von unbekannter Art, aber vortrefflichem Geschmack. Dann schickte er sie mit dem Bedeuten, daß sie ohne Erlaubniß des Statthalters nicht das Geringste im Dorfe einkaufen dürften, auf Schlitten, deren jeder mit 5 Hunden (zwei, zwei und einer vorne) bespannt war, und außer dem Fuhrmann nur Eine Person aufnahm, nach ihren Booten zurück. Die Matrosen belustigte dieses Fuhrwerk sehr, am meisten freuten sie sich aber darüber, daß ihren Botshaken die Ehre erzeigt ward, auf einem eignen Schlitten fahren zu dürfen.

Ohnerachtet Bolscheretsk gegen 60 Stunden von Petropaulowska entfernt ist, der Hin- und Herweg also gegen 120 Stunden beträgt, traf doch schon am vierten Tage von dorther Antwort ein. Bei sehr guter Bahn braucht man auch wohl nur die Hälfte Zeit. So schnell geht die Hundepost, daß sie nur von der Dampfpost überflogen wird.

Der Statthalter von Kamtschatka, Herr Behm, ein deutscher Mann, — wie er so weit vom Vaterland weg und zu so hohen Würden gekommen ist, sagt die Geschichte nicht, — schrieb an den Kapitain Clerke einen überaus freundlichen und verbindlichen Brief in deutscher Sprache und lud ihn darin sammt allen seinen Offizieren zu sich nach Bolscheretsk ein, wo sie sich an und mit einander ergötzen und alles Weitere in Ordnung bringen wollten. Zum guten Glück befand sich in der Gesellschaft der englischen Weltumsegler auch ein Deutscher, Herr Webber mit Namen,

der ihnen den Brief auf Englisch vorlesen konnte, und sein Inhalt wehete sie denn freilich so warm und lieblich an, daß, wären ihre Herzen wie ihre Schiffe von Eis überzogen gewesen, dieses rein abgeschmolzen wäre. Der Statthalter hatte mit dem Brief auch schon Führer und Pelzwerk zur Reise gesendet.

Aber der arme, kranke Clerke mußte seine Kajüte (Schiffsstube) hüten. Dagegen sollten Gore, der Kapitain der Discovery *), und der Lieutenant King Folge leisten, und Herr Webber sich ihnen als Dolmetscher zugesellen.

Indessen stellte sich stürmische Witterung ein, und die Reise mußte um mehrere Tage aufgeschoben werden; und da sie angetreten werden konnte, ging sie nicht so schnell von Statten, als die der Briefe. In den Niederungen floß der Schnee, und man mußte zunächst in kamtschadalischen, mit Bärenfellen gefütterten Fahrzeugen den freigewordenen Fluß Awatska hinauf. Ueber die Höhen der Halbinsel hin wurden die Schlitten benutzt; aber auch hier war bei Tage der Schnee zu weich, und erst, wenn die Nachtluft eine Rinde gehärtet, weckten die heulenden Hunde aus dem kurzen Schlummer, die in ein freudiges Gelfen überschlugen, wenn die Schlitten besetzt waren, mit denen sie dann auf das empfangene Zeichen lautlos hinflogen. Und ob die armen Thiere öfters bis auf den Bauch hineinsanken, doch arbeiteten sie sich stets mit unverdrossenen Beinen heraus und davon**). Kamtschatka's westliche Seite hinab fuhren unsere Reisenden wieder in Kähnen auf dem großen Flusse Bolschoirenka. So durchschnitten sie das wüste, unheimathliche Land. Hin und wieder trafen sie offene Stellen und Bäume und Büsche, an welchen das erste Grün durchblickte; aber die Berge waren mitten im Mai noch ganz mit dem Winterkleide umhüllt, oder ragten grau und steil zum Himmel empor, und sie boten dem suchenden Auge keinen lebendigen Anblick außer Bären und Flügen von wilden Vögeln. Nur einige wenige Dörfer lagen an ihrem Weg. Aber der Tojon (Chef oder Vorsteher) eines jeden derselben war schon von ihrer Ankunft benachrichtigt, empfing sie mit großer Feierlichkeit und bewirthete sie mit dem Besten, was er hatte. Fische, allerlei Wildpret, eingemachte Heidelbeeren 2c. wurden ihnen vorgesetzt; doch vielmehr als alle Speise erquickte sie in solch einem Ostrog ein — alter, halbabgenutzter, kupferner Löffel, der ihnen dazugelegt ward. Und warum denn der? Weil sie den Namen „London" darauf gestochen sahen. O wie wallten ihre Herzen auf und nach dem theuern Albion (England) hin, von dem sie so lang' und weit getrennt waren!

---

*) Name des einen Schiffes.

**) Siehe den Abschnitt zur Naturgeschichte Seite 111 u. 112.

Im letzten Dorfe stand ein Sergeant mit 4 Soldaten schon einige Tage auf der Lauer, der bei ihrem Erscheinen, nach schnellgemachten Ehrenbezeugungen, mit der fröhlichen Kinderbotschaft: sie kommen! sie kommen! nach Bolscheretsk eilte. Unsere lieben Engländer aber, sonst doch die ungenirtesten Leute von der Welt, waren etwas verlegen, da sie sich jetzt in einem prächtig ausgerüsteten Fahrzeug der Hauptstadt naheten. Denn ihre Kleidung war auf der langen Weltfahrt ohne Widerspruch sehr heruntergekommen, insonderheit ihr Englischroth von der tropischen Sonne (Sonne zwischen den Wendekreisen), gleich als ob sie eifersüchtig darauf wäre, fleckweise miserabel ausgerupft worden; dazu stellte ihr Anzug ein wunderlich Gemische von europäischen, indianischen und kamtschadalischen Stücken dar, daß sie meinten, sie müßten nothwendig zum Spott und Gelächter werden, wenn sie so wie zerlumpte Harlequins mit Pomp in Kamtschatka's Hauptstadt einzögen. Aber es lachte Niemand, außer in reinster Freude und Fröhlichkeit.

Am Eingang in die Stadt harrte der Statthalter schon, von seinen Offizieren und den Kaufleuten des Orts umgeben, die in Rußland so viel als in Leipzig gelten, und wiewohl es den Engländern däuchte, daß sie Seiner Excellenz äußerst ungeschickte Komplimente machten, sintemal ihnen vom Cap der guten Hoffnung an alle Uebung darin gefehlt, so wurden sie doch auf das Liebreichste und Einnehmendste von ihm empfangen. Es fiel ihm nur Eins, wie deutlich zu merken war, schmerzlich, daß er sein herzlichstes Vergnügen über ihren Besuch ihnen nicht geläufig aussprechen konnte; denn sein Französisch — in welcher damals allgemeinen Conversations- (Verkehrs-) Sprache ihn die Engländer anredeten — war auf der sibirischen Halbinsel gar zu sehr eingefroren. Er mochte wohl zur Noth noch, mit Hülfe eines Wörterbuchs, einen französischen Brief herausbuchstabiren, aber französisch entgegenschreiben konnte er nicht, am wenigsten so munterweg parliren, was indessen seiner Ehre nicht den geringsten Eintrag thut. Wie erstaunte er, und welches Silberglockengeläute klang in sein Ohr, als jetzo Herr Webber den Mund aufthat und seine Grüße und Huldigungen in der lieben, süßen deutschen Muttersprache vernehmen ließ. Nun konnte der Verkehr zwischen Seelen und Seelen, die sonst ein paar tausend Stunden von einander lebten, und auch leiblicher Weise sich nahe gerückt, doch gar nicht recht zusammengekommen wären, lebendig beginnen. Was der Statthalter deutsch sagte, das gab Webber den Engländern gleich englisch, und was diese englisch redeten, das gab Webber dem Statthalter eben so schnell deutsch. Wiederum, was die russischen Offiziere russisch fragten, das fragte Behm deutsch, das gab Webber englisch; und was die Engländer englisch antworteten, das gab Webber deutsch, das beförderte Behm

russisch. Und so verstanden sie sich Alle. Freilich hatte kein Mensch mehr dabei zu reden, als der gute Webber, fast so viel allein, als die Andern miteinander; und hätte er sich da füglicher mit Einem b geschrieben, weil seine Zunge, wie eines Webers Schifflein, zwischen den Gedankenfäden der Bolscheretsker und Engländer hinüber und herüber schoß und die Verbindungen knüpfte.

Der Statthalter führte die hochwerthen Gäste in sein bescheidenes kamtschadalisches Schloß und stellte sie seiner Gemahlin vor, die auch schon mit den heitersten, leutseligsten Mienen und — nach löblicher deutscher Art — mit einem Tisch voll Erfrischungen ihrer wartete. Auch diese ehrenwerthe Dame nahm an ihrem buntscheckigen und zerschlissenen Habit so wenig Anstoß, daß sie ihnen vielmehr den größten Respekt erwies. Ja sie mußte, wie die Andern, mit einer gewissen Ehrfurcht gerade den Anzug selbst betrachten; denn es kam ihnen vor, daß die Gäste wirklich die Landkarte von den Ländern und Meeren, die sie heldenmüthig durchreist hatten, an sich trügen, und daß aus jedem Schlitz oder Löchlein eine wichtige Entdeckung heraussähe, die sie gemacht hatten. Uebrigens begnügte sich die Frau Statthalterin für diesmal an dem Appetit der lieben Gäste und einer kurzen Unterhaltung, da ihr Eheher erinnerte, daß sie sich nach der Ruhe sehnen würden. Er führte sie hierauf selbst, trotz allem Verbitten, in ein sehr hübsches und reinliches Haus, das er zu ihrer freien Wohnung ausersehen. Schildwachen zogen an ihrer Thüre auf; Bedienten harrten ihrer Befehle. Schöne Sachen ohne Zahl waren zu ihrer Lust und Bequemlichkeit herbeigeschafft, unter denen sie nach Belieben wählen sollten. Es war eine Erregung in der ganzen, großen, nahe an 500 Seelen fassenden Hauptstadt. Die vornehmsten Einwohner derselben sandten ihnen noch diesen Abend viele höfliche Botschaften zu und kündigten ihren Besuch auf morgen an. Den Engländern war es fast sonderbar zu Kopf und Gemüthe; sie sahen zu den mariengläsernen Fenstern hinaus und machten jedennoch, weil sie von Haus aus besonnene Leute sind, die nüchterne Bemerkung, „daß das Benehmen der Menschen gegen den wilden Anblick des Landes auffallend absteche."

Am andern Morgen sehr frühe ließ sich der Statthalter nach ihrem Befinden erkundigen und trat bald darauf selbst herein. Mit deutschem Sinne sorgte er nun zuerst für die Noth, dann für das Vergnügen seiner Freunde. Er erforschte ihre wesentlichsten und sonstigen Bedürfnisse und versprach jede Hülfe, die in der ungünstigen Jahreszeit nur immer geleistet werden könnte. Es müsse ihn aber, fügte er bei, verdrießen, wenn sie irgend etwas von den Kaufleuten nehmen, und sich an irgend jemand anders, als ihn selbst mit ihren Anliegen wenden würden.

Sogleich gingen Befehle in's Land aus, Lebensmittel nach den Schiffen zu liefern. Neben minder Wichtigem konnten doch 180 Centner Mehl und 20 Stück lebendes Rindvieh aufgetrieben werden. Die Schiffsmunition ergänzte der Statthalter so, daß er seine eigne Garnison ihr Pulver und Blei mit den Engländern theilen, ja Letzteren den größten Theil davon verabreichen ließ, weil demnächst frische Zufuhr in Bolscheretsk eintreffen sollte; so daß die Russen mit ihrem Uebrigen kaum mehr alle Engländer hätten todtschießen können, wenn diese, plötzlich in böse Franzosen verwandelt, aus der Awatskabai hervorgebrochen wären. Das war nun freilich von den redlichen Söhnen Albions nicht zu fürchten.

Gore wollte Alles mit Anweisungen an eine königliche Kasse in London bezahlen; aber damit kam er nicht an. Behm nahm schlechterdings nichts, weder Geld, noch Papier. „Er sei überzeugt," entgegnete er, „seiner Souveraine (der Kaiserin von Rußland) ein ausnehmendes Vergnügen zu verschaffen, wenn er ihren guten Freunden, den Engländern, alle in seinem Vermögen stehende Unterstützung biete; und es werde sie freuen, daß ihre Länder an der äußersten Ecke der Welt im Stande gewesen seien, den mit einer so wichtigen Expedition beschäftigten Schiffen einigermaßen nützlich zu sein." Das Einzige bewilligte er ihnen, daß sie ihm einen Empfangsschein über die gelieferten Sachen zurückließen, den er nach Petersburg schicken wolle, „zum Beweis, daß er seine Schuldigkeit gethan." Das heißt doch artig reden im Lande der Bären! Und die Engländer verwunderten sich.

Sie verlebten nunmehr einige überaus schöne, glückliche Tage in Bolscheretsk, dort auf dem öden, trübseligen Kamtschatka. Es läßt sich nicht sagen, welche Aufmerksamkeit, welche eifrige und zarte Sorgfalt man ihnen widmete. Sie speisten Mittags und Abends an des Statthalters Tisch, wenn nicht einmal an einen russischen Offizier die Ehre der Bewirthung ungern abgetreten ward. Da trug man Rostböf und Pudding und andere nach englischer Manier zugerichtete Schüsseln auf, um sie mit süßer Täuschung in's Vaterland zu versetzen; dann folgten inländische Gerichte, daß sie wieder wüßten, wo sie wären, und ihren Frauen und Töchtern daheim von der kamtschadalischen Küche erzählen könnten. Die Honoratioren (Vornehmen) der Hauptstadt und Umgegend wurden dazu geladen, daß die Gäste die Sitten und Gebräuche des Landes besser kennen lernten. Sie erschienen in ihrem höchsten Staat, und in ihren blühenden Seidengewändern, mit duftfeinem Pelz verbrämt, nahm sich die Gesellschaft „wie ein Zauberbild mitten im traurigsten Lande der Erde" aus. Man ließ Musik ertönen in sanften und ernsten Weisen. Man ließ echte Landeskinder ihre plumpen Bärentänze aufführen, damit es dazwischen etwas zu lachen gäbe. Man

zeigte den Gästen die Stadt mit ihren Jurten (unterirdischen Winter-) und Balangans (leichten Sommerwohnungen). Dann führte man sie ein wenig in die Umgebung nach blauen Füchsen hinaus. Dann setzte man sich wieder traulich beim Thee zusammen, wo Herrn Webbers Lunge herhalten mußte u. s. f. Und aus Allem, was man sprach und bot, — das war das Erquicklichste — aus Allem leuchtete eben die Liebe, die aufrichtigste, wärmste und freudigste Liebe hervor.

Die Erde ist auch heutzutage noch an manchen Orten paradiesisch schön; aber das schönste Paradies, das auch an Sibiriens Ende blühen kann, schafft die Liebe, die herabfleußt von der ewigen Liebe in der Menschen Herz.

Wie so gern hätten die Gäste ihren edlen Wirthen thatsächlich Beweise ihrer regsten Dankbarkeit gegeben; aber dazu fehlten ihnen die Mittel. Doch konnte King im Namen seines Kapitains dem Statthalter ein Exemplar von Cooks zweiter Reise um die Welt mit Kupfern und Karten überreichen, und mit inniger Befriedigung wahrnehmen, daß er demselben etwas Angenehmeres darzubieten nicht vermocht hätte. Um jedoch auch für seine Person nur einigermaßen erkenntlich zu sein, schenkte King dem Sohne des Statthalters seine silberne Taschenuhr und dessen Tochter ein Paar goldene Ohrgehänge.

Die Engländer wollten es, wie man im gemeinen Leben sagt, nicht zu grob machen, und wendeten sich doch insgeheim an einen Kaufmann um Tabak für die Matrosen, der diesen schon vor einem Jahre ausgegangen war. Wer da weiß, was die Matrosen auf den Tabak halten, der kann sich eine Vorstellung machen, was dieselben in 13 Monaten entbehrt hatten. Der Kaufmann hätte den Tabak bei Nacht ins Haus geliefert, aber Herr Behm bekam Wind, und sandte noch bei Tage als einen derben Verweis freundlichster Art vier Säcke voll, davon jeder einen Centner wog, für die braven Seeleute. Zugleich schickte er 20 sehr schöne Zuckerhüte und eben so viele Pfunde Thee für die Offiziere der Schiffe, da er erfahren, daß dergleichen nicht mehr am Bord war. Und die gute Frau Statthalterin fügte frische Butter, Honig, Feigen, Reis und Anderes mehr für den Kapitain Clerke besonders bei, und bat ihm zu melden, wie besorgt sie wegen seiner Gesundheit sei, und wie sehnlich sie seine Genesung zu erfahren wünsche. Die Engländer konnten nichts thun, als mit Geberden und Worten bezeugen, wie sehr sie durch so viele Großmuth gerührt seien. Wenn sie sich auch noch so ernstlich bemühten, der immer neu strömenden Freigebigkeit Einhalt zu thun, das half nichts; der Statthalter antwortete jedesmal: „da sie so viel ausgestanden hätten, so verdienten sie auch, daß man für sie Sorge trage.“

Und als sie sich endlich mit schwerem Herzen zur Abreise anschicken mußten, erklärte er, daß er selbst sie begleiten wolle. Das kostete dem lieben Manne noch ein besonderes Opfer; denn er hatte selber schon Anstalten zu seiner Abreise von Kamtschatka getroffen, da die Zeit seiner Kommandoschaft zu Ende ging, aber er wollte lieber seinen Abzug um einige Wochen hinausschieben, um sich nur überzeugen zu können, daß den Schiffen alle Hülfe zugekommen sei, die nach der Beschaffenheit des Landes möglich war.

Am letzten Tage kamen seine wackern Kinder zu King, und bedankten sich nochmals für die ihnen verehrten „Kleinigkeiten" (wie sie King nennt). Der Sohn brachte ihm zum Gegengruß eine kostbare kamtschadalische Kleidung, wie sie die vornehmsten Tojons des Landes zur Galla tragen; und vom Töchterlein mußte er einen Muff von Zobelpelz annehmen, daß er oberhalb der Behringsstraße seine Hände nicht erfröre. Behm selbst versah jeden der Gäste noch mit einem nach der Landesmode verfertigten Reisekleid und war persönlich hinter seinen Leuten her, daß die Bagage gut gepackt würde, zu welcher eine Unzahl von Kisten erforderlich war.

Im frühesten Morgen des Abreisetages wurden die Engländer zur Frau Statthalterin gerufen, die jetzt erst von ihnen Abschied nehmen wollte. Als sie zum Hause heraustraten, wurden sie nicht wenig überrascht. Den Weg zu Behms Wohnung entlang hatten sich die Soldaten und Kosacken der Garnison auf der einen, alle Mannspersonen der Stadt, mit ihren besten Kleidern angethan, auf der andern Seite aufgestellt, und die ganze Doppelreihe ließ bei ihrem Hindurchgehen — einen Trauergesang ertönen. Waren sie dadurch schon sehr gerührt, so kann man sich denken, wie wehmüthig das Frühstück gehalten wurde, mit welchem die Frau Statthalterin zum letzten Male sie bewirthete. Nach demselben wurden sie von ihr selbst — durch ein andres Spalier von festlich geschmückten Damen, die ebenso, wie die Männer, „sanfte und zärtliche Arien" sangen, an's Ufer des Flusses geführt. Als sie hier dieser vortrefflichen Frau unter Bezeigung ihres unendlichen Dankes für das erfahrene ungemeine Wohlwollen Lebewohl gesagt, mußten sie eilen, in die Fahrzeuge zu kommen, wenn sie nicht laut, wie die Kinder, weinen wollten.

Auf der Rückreise zu den Schiffen gewährte es ihnen hehre Lust, zu sehen, wie überall die Gesichter der Kamtschadalen durch die Gegenwart ihres Statthalters verklärt wurden; aber sie sahen auch, wie der tiefste Schmerz sich in denselben ausdrückte, als er ihnen sagte, daß er sie verlassen müsse. So weiß jedes Volk, auch das kamtschadalische, den Werth der Menschenliebe zu schätzen, und was das sei, wenn man im Gebieter einen Vater hat!

King hatte schon von Bolscheretsk aus einen Expressen an den Kapitain Clerke gesandt und ihn von ihrer Aufnahme daselbst benachrichtigt, und das darf jetzt freilich nicht erst versichert werden, daß der Statthalter in der Awatskabai mit Kanonenschüssen begrüßt, und mit welcher Achtung und Freundschaft er auf den Schiffen behandelt wurde. Er war darüber gleichfalls sehr gerührt, aber besonders weich und weh ward es ihm um die Seele, wenn ihm der bleiche Clerke mit seiner dürren Hand die seinige drückte, der mit einem Achttheil übriger Lebenskraft, das sich, trotz der Labungen der Frau Statthalterin, täglich mehr verzehrte, nun noch das nördliche Polareis auf nicht gar 1000 Stunden weit durchbrechen wollte.

„Die Liebe wird nicht müde." Da es Behm für wahrscheinlich hielt, daß sie die gesuchte Durchfahrt nicht finden und darum nach Kamtschatka zurückkehren würden, so ließ er sich ein Verzeichniß aller den Schiffen noch mangelnden Sachen aufsetzen und versprach, sie von Ochotsk aus nach Petropaulowska zu senden, damit sie dieselben bei ihrer Wiederkunft vorfänden. Ueberdies gab er ihnen ein Papier mit einem großen Siegel mit, in Kraft dessen sie von allen kaiserlich russischen Unterthanen, die sie etwa anträfen, jede mögliche Unterstützung begehren konnten.

Nach kurzen, aber lieblichen Tagen in der Awatskabai verabschiedete sich der edle Statthalter von seinen britischen Freunden, gesegnet von ihnen Allen. Die durch den Tabak hochbeglückten Matrosen erbaten sich die Erlaubniß, ein dreimaliges Freudengeschrei erheben zu dürfen, welches sie denn auch dermaßen bewerkstelligten, daß sie hinter ihren donnernden Kanonen nicht zurückblieben.

Volksblatt für Land und Stadt.

3. Kusinchen.

In meiner Jugend — so erzählt ein Prediger aus Berlin — fand sich in meiner Familie eine ältliche Person vor, welche für eine entfernte Verwandte galt und bei uns Kindern ausnehmend wohl gelitten war. Zwar liebte und ehrte sie Jedermann, denn sie erwies sich überall hülfreich und fehlte nie, wenn Kranke zu pflegen oder irgendwie Theilnahme an Glück und Schmerz zu zeigen war. Aber vornehmlich zog sie doch ihr Herz zu den Kleinen, und darum, wie denn Kinder das sehr bald herausfühlen, waren auch die Kinder in der ganzen Familie ihr sehr gewogen und nannten sie nur „das gute Kusinchen." Wenn ich selbst krank im Bett liegen mußte, was in meiner Jugend nicht selten der Fall war, freute ich mich nicht mehr, als wenn es hieß: Kusinchen kommt! denn ich war gewiß, daß in einem großen seidenen Strickbeutel, den sie beständig bei sich trug, und

auf den meine Augen immer zuerst gerichtet waren, irgend Etwas für mich verborgen war. Und dabei konnte sie so schöne Geschichten erzählen und wußte so gut den kindlichen Uebermuth zu beschwichtigen und das große Kinderleiden in Krankheiten, die Langeweile, zu vertreiben, daß wir Kinder gar nicht unzufrieden waren, wenn es hieß: Vater und Mutter sind heut aus! denn dann erschien Kusinchen gewiß, und was gab es dann Alles! Und dabei, wenn wir Kinder ungezogen waren, was gar nicht selten vorkam, zeigte sie einen solchen Ernst und einen so eigenen Eifer gegen alles Unsittliche und Böse, daß ich mich wenigstens vor ihrem Schelten noch mehr fürchtete, als vor dem der Mutter. Doch wo die Kinder nicht krank waren, oder es überhaupt Nichts zu trösten oder zu pflegen gab, erschien sie seltener und meist nur, wenn sie eingeladen war. Sobald aber Krankheit oder irgend eine Noth im Hause war, war sie auch täglich da und ließ es sich nicht verdrießen, den Weg von ihrer ziemlich abgelegenen Wohnung bis zu den verschiedenen Familien zu machen, bei denen sie, wie ein Doktor, die Runde machte. Und doch war die Arme verwachsen, lahm und äußerst schwächlich. Dabei lieh ihr aber der Himmel eine wunderbare Gesundheit, und ich wüßte mich nur Ein Mal zu erinnern, wo sie ernstlich krank geworden war. Das Liebste aber war ihr die Kirche; die versäumte sie nie, mochte es kalt oder naß sein. Und hörte irgend Jemand eifrig zu, so war es Kusinchen; denn sie wußte die Predigt, von der sie noch tagelang voll war, Andern, die sie nicht gehört, oft mit vielen Einzelheiten wieder zu erzählen, und wenn leider die meisten Kirchengänger, sobald sie die Kirche verlassen haben, nun nichts mehr reden oder thun, was mit der Religion Zusammenhang hätte, sondern nun Alles gethan zu haben glauben, so konnte sie im Gegentheil nicht aufhören, von den schönen Worten zu sprechen, die sie gehört hatte. Ihr Auge glänzte dann und alle ihre Mienen waren lieblich anzuschauen, weil sie das tiefe Gefühl verriethen, von dem sie erfüllt war. Später mochte wohl ihr Gedächtniß nicht mehr die einzelnen Theile einer Predigt festhalten können, da sah man die kleine Person eifrig auf einem besonders dazu eingerichteten Platze sitzen und schreiben. Was sie dann so mit nach Hause genommen, pflegte sie dort weiter auszuführen und gar gern mitzutheilen. Viele schöne Predigten konnte man so bei ihr wieder lesen und abschreiben (denn sie gab keine weg), die sonst nicht zu haben waren; Predigten von Hanstein, Ribbeck, Wilmsen und besonders von Schleiermacher. Das war ein vor Allen berühmter Prediger damals, den die Berliner fleißig hörten, sie mochten ihn verstehen oder nicht. Das Letztere war vielleicht öfter als das Erstere der Fall, denn der Mann hatte einen tiefen Geist und keine leichte Sprechweise; aber die Berliner sind darin

ein eigen Volk, daß sie, was einmal Sitte (oder Mode) ist, auch mitmachen müssen, es mag ihnen nun Freude machen und von ihnen begriffen werden, oder nicht. Zu diesem Prediger ist das Kusinchen gewandelt den weiten, weiten Weg von ihrem Hause Jahr aus Jahr ein, an dem einen Sonntage schon um 7 Uhr des Morgens, an dem andern um 9 Uhr, und hat die goldenen und gediegenen Worte dieses Lehrers aufgeschrieben, viele Hefte voll. Als ich älter geworden war und zu begreifen anfing, was die Berliner nicht nur, sondern wir Christen, und namentlich wir Gottesgelehrten eigentlich an diesem Manne hatten, zog's auch mich sonntäglich zu seinen Füßen. Wie oft habe ich da das Kusinchen mir gegenüber in einem Winkel des Chors tief verborgen sitzen und schreiben sehen, und wie oft mit ihr geredet von unserer gemeinschaftlichen Liebe und Begeisterung für ihn, und von seinen herrlichen Worten. Und ihr warmer Eifer gewann Viele nicht nur für ihn, sondern überhaupt für die christliche Religion, und war ein ganzer Kreis von Frauen und Mädchen entstanden, die sonntäglich mit ihr zur Kirche zogen. Aber wie lieb hatten sie auch Alle ihrer hülfreichen Liebe und ihrer aufrichtigen Frömmigkeit willen! Wenn ihr Geburtstag kam, fehlte es nicht an mancherlei Liebesgaben, und mein Vater, dem sie besonders gewogen war, und der sie herzlich liebte und ehrte, verfehlte nicht, sie an ihrem Ehrentage einzuladen und bei Tische herrlich zu besingen. So lebte sie lange Jahre mit einer, wie es schien, durch die stete Bewegung dauerhaften Gesundheit, in stets gleichbleibender Gemüthsstimmung und Zuneigung für die Familien, in denen sie zu Hause war. Ohne in ihrer frühen Jugend eine andere, als die gewöhnlichste Bildung erhalten zu haben, war sie blos durch Umgang mit verständigen Personen, durch Lesen wohlgewählter Bücher und durch Besuch guter Predigten wirklich merkwürdig gebildet geworden. In ihrem guten, beinahe einzig der Religion geheiligten Gedächtnisse bewahrte sie einen köstlichen Schatz von Bibelsprüchen und christlichen Lehren und Liedern. Sie gehörte zu keiner besondern Religionspartei, sondern hatte nur die einfache Evangeliums-Religion im Herzen, und mit ihrem gesunden Verstande rein und kräftig aufgefaßt.

So lange ich sie kannte, hatte sie immer Etwas für Andere übrig, und war in ihrer Wohlthätigkeit grenzenlos (ohne daß es ihr jedoch begegnete, Unwürdige zu unterstützen), doch aber erfuhr ich nachher, daß ihr eigenes Vermögen außerordentlich gering sei, aber ein weises Zurathehalten des Geringsten und eine Genügsamkeit, wie ich sie nur selten gesehen habe, machten es ihr möglich, niemals der Hülfe Anderer zu bedürfen. Die stete Ausübung aller Liebes- und Christenpflichten machte ihr Leben glücklich. Doch nun kam das Alter, und mit ihm die Krankheit. Lange Zeit wußte man von dieser letztern nichts, denn sie sprach

nicht davon. Aber sie wurde elender, sie blieb längere Zeit aus. Da ging man zu ihr. Ich selbst hatte Berlin längst verlassen und weiß dies nur von Andern. Einsam und verlassen hatte sie wochenlang in ihrem Stübchen gelegen, denn es war wirklich nur selten nöthig und möglich gewesen, sie zu besuchen, weil man gewohnt war, daß sie besuchte. Sie hatte sich mühsam, an den Wänden und Tischen sich haltend, zum Ofen geschleppt, ihre einfache Mahlzeit zu bereiten, die andere Zeit hatte sie mit Lesen und Beten hingebracht. Eine jüngere Freundin wollte zu ihr ziehen, aber sie wollte es durchaus nicht zulassen und nahm Nichts an, als daß diese ihr das Bett machte. Ihr kam nie in den Sinn, daß ihre Geduld und Ergebung erschöpft werden könnte. Ihre Demuth und die Dankbarkeit, mit der sie überall die Güte Gottes sah und fühlte, erfüllte ihre Seele dergestalt, daß nie Klagen über ihre Lippen kamen. Nun kamen lange, schreckliche Tage und Nächte; sie konnte nicht ruhig liegen, nicht schlafen, fühlte im ganzen Körper Schmerzen; aber, ob dies gleich nicht von ihr geleugnet wurde, ihre Mienen drückten nie etwas Anderes als kindliche Zufriedenheit und herzlichen Dank aus. Ihr Vertrauen und ihr Glaube, die weder mit geschmückten Worten noch mit einzeln wiederkehrenden Ausdrücken sich äußerten, traten mit einer rührenden kindlichen Einfalt und Innigkeit hervor und predigten nur, was sie so oft hatte predigen hören: „die Liebe stellt sich nicht ungebehrdig, sie suchet nicht das Ihre; sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.“ So fand man sie, nach jahrelangem Leiden, eines Morgens mit gefalteten Händen, wie es schien unter Schmerzen, aber mit Fassung entschlafen. Lange haben sich die, die sie liebten, nicht zufrieden geben können, daß sie so einsam gestorben sei. Aber sie liebte die Einsamkeit; Alles störte sie in ihren Gebeten und Betrachtungen. So ist sie, ein Kind Gottes, zu ihrem Vater gegangen. Ja, Solcher ist das Reich Gottes.

4. William und Jenny.

(Eine Missionsgeschichte.)

Wer es liest, wie viel Geld in England auf die Bekehrung der armen Heiden verwendet wird *), der staunt, wie über die 5000 Centner Gold und die 10,000 Centner Silber, so die Fürsten David's zum Bau des Tempels gaben, und fragt, woher man in Großbritannien das gar viele Geld nehme.

Der Erzähler kann's ihm sagen, und wenn der freundliche Leser nur etliche Zeilen weiter mit ihm gehen will, so wird er auch lernen, daß man dort selbst aus Sand und Disteln Silber

*) Es geht dies nämlich in die Millionen.

und Erz machen kann, ohne den Stein der Weisen oder den Schlüssel Salomonis.

In einer Gasse von London, da, wo die große Stadt nach und nach aufhört, und die Felder wieder anfangen, saß ein Knabe und zählte die 26 Pence *), die er für seinen Fegsand gelöst hatte, aus einer Hand in die andere. Neben ihm stand seine Eselin mit gesenktem Haupte und hängenden Ohren. An sie lehnte sich ein anderer Knabe und nagte mit seinen guten Zähnen an einem steinharten Zwieback, den er von einem Matrosen, oder aus einer andern milden Hand erhalten hatte.

Nicht weit davon war ein großes Haus mit hohen Fenstern, in welches gerade mehr Leute hineingingen, als in andere Häuser, wo man nur schafft oder genießt, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Auch saß kein Mann vor oder hinter der Thüre, der für den Eintritt etwas verlangt hätte.

Darum dachte der kleine Eselstreiber, nachdem er seine Baarschaft wieder in seine Hosentasche gebracht hatte: „Wenn es nichts kostet, kann ich auch in das große Haus mit den hohen Fenstern hineingehen und schauen, was es darin giebt.“ Und sagte zu seinem Kameraden mit dem Zwieback, als wäre er sein Knechtlein: „Du, Tom, bleib bei meinem Thiere und laß ihm nichts geschehen, bis ich wieder komme.“

Der Tom ließ sich auch vor dem Lastthier auf das Pflaster nieder und blieb allda sitzen, so lange er mit seinem harten Brote zu thun hatte. Als er aber damit fertig war, hielt er nicht mehr lange aus, sondern erhob sich wieder und sagte zu der Eselin: „Jenny, der William hat gesagt, du sollst keinen Schritt weiter gehen, sondern warten, bis er wieder aus dem großen Hause dort herauskommt.“ Dann ging er seines Weges mit gutem Gewissen, wie ein Bote wieder hingeht, woher er gekommen ist, wenn er seine Briefschaften einem andern Boten übergeben hat und von ihm bescheinigt worden ist.

Die Langöhrin, als sie nun ganz herrenlos geworden war, senkte zwar ihr sorgenschweres Haupt noch etwas tiefer, wich aber keinen Schritt von der Stelle, so viel auch der Unbilden waren, die sie auf dem schmalen Hochpflaster, wo sie stand, zu erfahren hatte. Die Hiebe, die ihr die Spaziergänger, unwillig darüber, daß sie ihr ausweichen mußten, im Vorübergehen verabreichten, nahm sie ruhig hin und sprach nur bei sich selbst: „Der William klopft mir ohnedies das Jahr über meinen grauen Rock zu wenig aus.“ Aber eine Magd aus der Nachbarschaft, die sie über das Hochpflaster hinunterschieben wollte, klemmte sie an das Haus, daß dieselbe schrie und froh war, als sie zwischen der Wand und dem Rücken des Lastthiers wieder hervor durfte.

*) Englische Pfennige.

Und mit den zwei kleinen Schornsteinkehrern, die sie bei den Ohren nahmen und fortziehen wollten, wurde sie auch schneller fertig, denn es ihre Widersacher gedachten. Sie schüttelte ein Wenig mit dem Kopfe, und die zwei Jungen fielen rechts und links von ihr ab, wie ein Apfelbaum seine Aepfel abwirft, wenn er vom großen Winde bewegt wird.

Endlich nach einer Stunde oder darüber kam William aus dem großen Hause mit den hohen Fenstern wieder zurück und sagte zu seiner Eselin, indem er sich mit ihr vollends aus der Stadt hinauszog, wohl auch dazwischen stehen blieb: „Gelt, Jenny, ich bin dir zu lange ausgeblieben? Aber es hat nicht anders sein können. Ein Mann in dem großen Hause, der weit über das Meer hergekommen ist, erzählte von den Heiden. Er hat es mit eigenen Augen gesehen, wie die bösen Mütter ihre Kinder in die Erde vergraben, oder im Feuer verbrennen, oder im Wasser ersäufen, oder den Crocodilen vorwerfen, welche sie mitten entzwei beißen und verschlucken, wie unsere Schwarze daheim eine Maus. In großen Städten, sagte er, sieht man allenthalben winselnde Kinder liegen, die man vor die Häuser herausgeworfen hat, wie bei uns junge Katzen, die man nicht aufziehen will. Und den alten Leuten geht es nicht besser. Wenn sie schwach werden und keinen Taug mehr geben, nimmt sie der Sohn und giebt ihnen einen Schlag vor den Kopf, oder scharrt sie bei lebendigem Leibe ein. Aber die Stechmücken und Flöhe und anderes Ungeziefer tasten sie nicht an, damit sie den Vater derselben, den Teufel, nicht beleidigen. Denn den lieben Gott kennen sie nicht; so fürchten sie den Bösen über Alles und beten ihn an."

Hier wurde William in seinem Bericht unterbrochen. Sein Lastthier trat beiseit aus und streckte sich nach einer saftigen Distel, die am Wege stand. Während es aber ein Blatt nach dem andern pflückte, fuhr er in seinen lauten Gedanken fort und sprach: „Ja, sagte der Mann in dem großen Hause, die Heiden haben es unter der Herrschaft des Teufels noch schlimmer, als wenn die Schafe zu dem Wolfe sagten: „Sei du unser Gott." Du kannst es dir vorstellen, Jenny, wie der sie traktiren würde. Und gerade so macht es der Teufel seinen Unterthanen, den Heiden. Er läßt ihnen keine gute Stunde und zieht ihnen die Haut über den Kopf. Hat auch an vielen Christen selbst treue Bundesgenossen, die ihnen den Branntwein verkaufen, daß sie schaarenweise zu Grunde gehen, wie die Fliegen an der gepfefferten Milch."

Bei diesen Worten ergrimmte William so in seinem Herzen, daß er sich selbst vergaß und seiner Eselin einen Streich mit der flachen Hand auf den Rücken gab. Das Lastthier nahm den Schlag für ein Zeichen, daß es weiter sollte, und setzte auch

seinen Weg willig fort, obgleich an der Distel nicht nur etliche Blätter, sondern auch die saftige Krone noch übrig waren, weßwegen es auch im Weggehen einen wehmüthigen Rückblick darauf warf.

Der Knabe aber schritt auf der geistlichen Bahn weiter, auf der ihm der Mann in dem großen Hause vorausgegangen war, und sprach: „Den Teufel aber und das, gute Jenny, wirst selber du nicht absprechen wollen — darf man nicht mit den armen Heiden thun lassen, was er will. Man muß wider ihn streiten und die Elenden aus seinen Zähnen reißen. Wollte auch gerne selbst wider ihn ziehen, kann aber nicht von meiner Mutter weg."

Unter diesen und ähnlichen Anreden an seine Jenny kam der Knabe heim. Dort war sein erstes Geschäft, das müde Lastthier mit Streu und Futter zu versorgen. Dann begab er sich zu seiner Mutter in die Stube und legte die Kupfermünzen, die er aus dem verkauften Sand gelöst hatte, der Reihe nach auf den Tisch, daß sie leicht überzählt werden konnten.

Während er dies that, sagte er ein Mal über das andere Mal: „Mutter, wir sollten doch für die armen Heiden auch Etwas thun! — Mutter, können wir denn für die armen Heiden gar nichts thun? — Mutter, wie wär's, wenn wir für die armen Heiden auch Etwas thäten?"

Das Sandweib, welches lange nur mit dem Kopf geschüttelt hatte, antwortete endlich: „O, William, was können wir thun? Ich bin ein schwaches Weib, und du ein Knabe. Selber gehen können wir nicht, und etwas geben können wir auch nicht. Sieh, da liegen 26 Pence auf dem Tisch. Diese 12 brauchen wir für Brot, diese 6 zum Pachtgeld für die Sandgruben, diese 2 zum Hauszins, diese 3 für Kleider und Schuhe, diese 2 für Steinkohlen und diesen letzten zu den Sandsäcken und zu den Hufeisen der Jenny. Und für die armen Heiden bleibt leider nichts, als der leere Tisch."

So sprach das Weib und trug die 26 Pence, welche sie nach und nach mit der rechten Hand in die linke gestrichen hatte, in die Kammer hinaus. William folgte ihr bald und legte sich nachdenklich auf seinen Strohsack.

Was er aber mit seinem Nachdenken herausbrachte, wird der freundliche Leser bald merken.

Den andern Tag stand er eine Stunde eher auf, als gewöhnlich und sagte zu seiner Eselin, indem er ihr das Morgenfutter in die Krippe warf: „Von nun an, Jenny, müssen wir jeden Tag zweimal in die Stadt, das eine Mal für unsere Mutter und das andere Mal für die armen Heiden. Und darum darfst du auch nicht mehr so langsam gehen, wie die alte Lady *) Dungal

*) Gnädige Frau. Sprich: Leddi.

in die Kirche, sondern mußt machen, daß du vom Wege kommst. Ich will mich auch nirgends mehr länger aufhalten, als es nöthig ist."

William hielt auch Wort. Sonst blieb er an jeder Straßenecke stehen und ging nicht eher, als bis er gesehen oder wo möglich gelesen hatte, was auf den neuen Anschlägen stand; sonst begleitete er oft, wenn er seinen Sand schnell abgesetzt hatte, die kleinen Savoyarden und ihre Murmelthiere von Gasse zu Gasse; sonst war er bei jedem Ausrufen der Erste und Letzte; von nun aber ging er vor alle dem vorüber, wie ein Candidat, der seine erste Predigt im Kopfe hat. Und wenn seine zweite Ladung Sand keinen rechten Abgang mehr finden wollte, so rief er desto lauter: „Kauft Sand für die armen Heiden!" so fanden sich immer wieder Käuferinnen, und dazwischen eine und die andere, die einen Penny mehr gab, als er forderte, meist dem Knaben zu lieb, der, wo man es verlangte, nach seiner Weise von dem Heidenthum das erzählte, was er sogleich nach seiner Anwesenheit in dem großen Hause seiner Jenny mitgetheilt hatte.

So trieb er es vierzehn Tage und bemerkte in seinem Eifer für die Heiden nicht, wie seine Eselin ihren Kopf immer tiefer und tiefer hängen ließ. Als er sie aber am Sonntag darauf in dem Straßengraben weidete, gingen ihm auf einmal die Augen auf und er sagte erschrocken: „O, Jenny, wie schlecht siehst du aus! Alle deine Rippen kann man zählen, und dein Rückgrath steht heraus, wie der Kiel an einem Bord, und deine Augen liegen so tief, wie die Kellerfenster hinter dem Eisengitter. Aber ich weiß schon, woher es kommt. Jeden Tag zweimal in die Stadt, und doch nicht mehr zu fressen als sonst. Das ist zu viel für dich. Doch sei nur ruhig. Von nun an gehen wir immer nur über den andern Tag zweimal in die City *), und dazwischen hole ich dir so viel Futter, daß du schmausen kannst, wie der Lordmayor an seinem Tisch in Guildhall **).

Obgleich aber William von nun an nur über den andern, oft auch nur über den dritten Tag Sand für die armen Heiden feil hatte, so legte er doch in einem Jahre ein Säcklein voll Pence und Schillinge für sie zurück.

Damit suchte er eines Tages den Mann auf, der in dem großen Hause von den Heiden zu reden pflegte, d. h. er stellte sich unter die Thür und wartete auf ihn. Und als er kam, zog er mit der einen Hand sein Käpplein vom Kopfe, und mit der andern hielt er ihm das Säcklein hin und sprach: „Wir möchten auch etwas für die armen Heiden geben."

Und der freundliche Leser weiß wohl, daß er damit sich und seine Eselin meinte, welche mit zwei leeren Sandsäcken auf dem

---

*) Altstadt. **) Bürgemeister auf dem Stadthause oder Rathhause.

Rücken hinter ihm stand. Aber der Mann wußte es noch nicht, und fragte daher den Knaben, wer die andere Person sei und wie sie heiße, damit er die Namen der milden Geber richtig in seine Listen und in seine Rechnung eintragen könne.

„Diese Personen," antwortete der kleine Heidenfreund, „sind wir, meine Jenny da, und ich, William Brown." Und erzählte dann, wie sie beide treulich zusammen geholfen hätten, bis das leinene Säcklein voll geworden wäre, was noch eher geschehen sein würde, wenn er nicht ein Mal für seine kranke Mutter den Doktor und Apotheker daraus bezahlt hätte.

Der Mann in dem schwarzen Anzuge dankte ihm im Namen Gottes und schenkte ihm ein Büchlein, in welchem noch weit mehr von den Heiden und ihren Helfern stand, als William vor einem Jahre in dem großen Hause von ihm gehört hatte. In der Kapelle aber hielt er am Ende seines Vortrages das gefüllte Säcklein hoch empor und sagte den Versammelten zu Williams Gedächtniß, was der schwache Knabe, von dem Herrn, seinem Gott erweckt, gethan hatte.

Ein reicher Kaufmann aber, der jedes Jahr hundert Pfund und darüber für die armen Heiden zu geben pflegte, schlug beim Auseinandergehen der Versammlung an seine Brust und sprach bei sich selber: „Dieser hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn wir Alle, die eingelegt haben. Denn sie haben Alle von ihrem Uebrigen eingelegt; dieser aber hat von seiner Armuth Alles, was er hatte, eingelegt."

K. Stöber.

5. Elisabeth Fry (sprich Frei), eine christliche Frau.

Die Stifterin eines so segensreichen Vereins, wie der für Tröstung und Besserung der Gefangenen, verdient es, daß ich euch von ihr Einiges erzähle, um so mehr, da sie, die Engländerin, kürzlich in unserm Vaterlande war, um auch hier für die armen Gefangenen — und zwar mit Glück — zu wirken. Es war im Jahre 1813, als diese Frau das berüchtigte Gefängniß von Newgate *) in London zuerst betrat. Was sie dort sah, machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie den Entschluß faßte und festhielt, sich der armen Gefangenen anzunehmen. Sie besuchte nun die Gefangenen ihres Geschlechts häufiger, ließ sich von ihnen ihre Schicksale erzählen und suchte überhaupt nur erst ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie sah den traurigsten Mangel an aller Erkenntniß und war deshalb zunächst auf Unterricht bedacht. Und zwar aus dieser Elenden eigenen Mitte wählte sie die Beste und Fähigste und machte sie zur Lehrerin der Anderen,

*) Sprich: Njugäth.

nachdem sie die Kinder, die hier schon früh alle Schändlichkeiten sahen und hörten, ausgesondert und in einer eigenen Schule vereinigt hatte. Aber sie sah bald, daß sie allein das Werk nicht fördern oder gar vollenden könne. Mehrere wackere Frauen waren bald gewonnen, und so bildete sich denn jene herrliche Gesellschaft, der so viele Unglückliche ihre Rettung verdanken. Nun wurde eine sogenannte Matrone gewählt, welche die Oberaufsicht über die 160 gefangenen Frauen dieses großen Gefängnisses übernahm. Elisabeth entwarf Gesetze für das Betragen und Leben der Gefangenen, welche aber Niemandem aufgedrungen wurden, sondern zu dem sich Jede selbst bekennen mußte — es hat sich aber Keine ausgeschlossen — sie tröstete, ermunterte, warnte, strafte, immer mit Worten der Bibel, damit sie sähen, daß es in Gottes Namen geschähe; und so gewannen sie bald die tiefste Ehrfurcht und das größte Vertrauen vor und zu ihrer Menschenliebe und Frömmigkeit. An Einem Tage wurde das Gefängniß Jedermann geöffnet, und man konnte der Bibelstunde und den Andachten beiwohnen. Aus dem Gefängniß wurde nun bald eine Arbeits-Anstalt, in welcher Jedem seine Arbeit bezahlt wurde; Ordnung und Sitte kehrten ein, das wilde Toben und Fluchen hörte auf, man hörte freundliche Gespräche und geistliche Lieder, und so kann man denn sagen, daß die fromme Absicht der Stifterin vollkommen erreicht worden ist, denn die bei weitem Meisten können gebessert in das bürgerliche Leben zurückkehren. Der edlen Frau wurde verdienter Lohn. Die Königliche Familie bezeugte ihr ihren innigen Antheil, die Stadt London fertigte ihr einen schriftlichen Dank zu, und, was das Schönste ist, ihr gesegnetes Unternehmen erregte Nacheiferung. Aehnliche Vereine bildeten sich für die andern Gefängnisse; es entstanden dann Männervereine; endlich traten alle Diese zusammen und bildeten vom Jahre 1821 an einen großen Hauptverein, mit dem 18 andere in England und gleichgesinnte Vereine in Petersburg, Turin, Genf, Bern u. s. w. in Verbindung stehen. Elisabeth besuchte mit ihren Brüdern alle Hauptstädte des Festlandes und ist im Jahre 1840 auch, wie schon gesagt, in Berlin gewesen, wo sie die Stifterin eines ähnlichen Vereins von edlen Frauen geworden ist. Ueberhaupt ist Berlin überaus reich an solchen Veranstaltungen der Liebe und Barmherzigkeit. Männer- und Frauenvereine für Arme und Kranke, für arme Wöchnerinnen, Suppenvereine, Vereine für verwahrloste Kinder, Klein-Kinderbewahr-Anstalten, Sparvereine u. dergl. m. sind fast in allen Stadtvierteln.

Aber auch andere Städte sind reich an Anstalten des Erbarmens und der Liebe. Ich will euch jetzt nur Hamburg nennen. Dort wirkt eine edle Jungfrau, Amalie Sieveking, ähnlich wie Elisabeth Fry in England. Vor Allem aber merkt euch

bei Hamburg das „rauhe Haus zu Horn". Dies ist vielleicht eine der herrlichsten Anstalten, die es giebt. Suchet, wenn ihr irgend könnt, die Berichte des Vorstehers dieser Anstalt zu bekommen und leset, wo ihr irgend Etwas von ihr höret, mit Aufmerksamkeit. Dort sammlet man alle Bösewichter, Verbrecher, verstockte Sünder, kurz den Auswurf der menschlichen Gesellschaft, so lange sie noch jung sind, und durch die Liebe, allein durch die Liebe, ist es bisher gelungen, zuletzt die Herzen aller Derer, die dieser Anstalt übergeben worden sind, zu erweichen, und sie wieder für die menschliche Gesellschaft zu gewinnen.

B. Zur Deutschen Geschichte.

1. Von unsern Vorfahren.

Wer wüßte nicht gern Etwas von seinen Vorfahren, von denen, die vor ihm in seiner Familie, seinem Hause, seiner Vaterstadt, seinem Vaterlande gelebt haben, und von denen er abstammt! — So möchten wir wohl gern von unsern deutschen Vorfahren Etwas wissen. Denn wir können nicht sagen: von unsern preußischen Vorfahren, weil unsere Mark Brandenburg erst im Jahre 1618 mit dem Herzogthume Preußen vereinigt wurde. Den Titel Königreich Preußen erhielt unser Vaterland erst 1701, als sich der Kurfürst Friedrich III. in Königsberg zum König krönen ließ. Den Namen Brandenburg bekam unser Vaterland etwa im Jahre 1140, als der deutsche Kaiser Lothar das Land dem anhaltinischen oder askanischen Grafen Albrecht dem Bären zum Geschenk machte. Bis dahin hatte es die Nordmark oder die wendische Mark geheißen. Nun kommen wir erst auf unsere Vorfahren, die Wenden, welche dies unser Vaterland zur Zeit der Völkerwanderung in Besitz nahmen; d. h. zu der Zeit, als eine allgemeine Lust über die Völker gekommen war, von Norden nach Süden und von Osten nach Westen zu ziehen. Bis dahin hatten die Sennonen und Longobarden an der Elbe, Oder, Havel und Spree gewohnt, waren aber eben zu jener Zeit der Wanderung als ein nomadisches und daher leicht bewegliches Volk nach Frankreich und Italien gezogen. Diese beiden Völker gehörten wieder zu einem größeren Volke, den Sueven, und diese endlich gehörten zu dem großen Stamme der Germanen oder Deutschen. Der Name „Germanen" kommt entweder her von den alten deutschen Wurfspießen, Geer

genannt (auch auf den heutigen Turnplätzen noch so genannt), oder bedeutet so viel als Wehrmänner. Den Namen „Deutsche“ führten diese Völker, und mit ihnen die Dänen, Schweden, Norweger, Sachsen, Friesen u. s. w., von ihrem gemeinschaftlichen Stammvater, dem Teut. So waren also jene deutschen Völker, die Sennonen und Longobarden, unsere Vorfahren? Allerdings! da sie aber ihr Vaterland verließen, so müssen wir auch die Wenden so nennen. Doch diese haben sich nicht nur mit den zurückgebliebenen Sennonen vermischt, sondern als sie von dem deutschen Kaiser Heinrich dem Vogelsteller um's Jahr 900 besiegt wurden, drangen auch sächsische Völker in's Land und vermischten sich ebenfalls mit den Wenden. So haben wir also eigentlich dreierlei Vorfahren: Sennonen, Wenden und Sachsen.

Die Sennonen gehörten, wie schon gesagt, zu den Sueven, deren Name von Schweifen herkommt, d. h. sie führten, wie auch schon gesagt ist, ein nomadisches, umherschweifendes Leben. Die Gestalt dieser, so wie aller Deutschen, war ungemein groß und kräftig, ihr Haar röthlich blond und lang, ihre Augen blau und trotzig. Sie liebten die Jagd und den Krieg — aber auch Zechen und Schmausen — über Alles, und schmückten sich gern mit den Fellen der erlegten Bären, Wölfe und Auerochsen. So flößten sie den alten Römern, als sie zur Zeit der Völkerwanderung über den Rhein kamen (bis wohin die Römer herrschten) ein solch Schrecken und Entsetzen ein, daß diese bei dem ersten Anblick und dem furchtbaren Kriegsgeheule dieser deutschen Riesen in banger Furcht flohen. Die römischen Feldherren mußten ihre Soldaten erst an diesen schreckhaften Anblick gewöhnen, dann erst konnten sie es wagen, sie gegen diese furchtbaren Kämpfer (König Teutobod konnte über 6 zusammengestellte Pferde springen) zu führen. Zwar wurden die Römer zuerst völlig besiegt, allein allmälig gewöhnten sie sich an den Anblick und die Kampfart der Deutschen, und die Kriegskunst hat zuletzt immer die rohe Kraft und Tapferkeit überwunden. Zuletzt half den Deutschen selbst dies nicht mehr, daß sie sich in der Schlacht durch Ketten untereinander verbanden, daß ihre Frauen hinter ihnen mit den Kindern, dem Vieh und den Habseligkeiten eine zweite Schlachtreihe, die sogenannte Wagenburg bildeten und sie mit Gewalt in die Schlacht zurücktrieben; sie wurden überwunden.

Ganz anders waren die Sachsen. Ihr Name kommt her von dem alten: Sassen, Einsassen, d. h. Solche, welche sich einen festen Wohnsitz bilden. Sie liebten es, sich einzeln anzubauen, Hof und Feldmark um sich herum, durch einen Erdwall eingehegt. Solche Lebensweise — wie wir sie z. B. noch jetzt in Westphalen finden — war für ein ganzes Volk nicht günstig, weil es die Einzelnen zu sehr auf sich beschränkte und daher zerstreute; aber dem einzelnen Manne gab es einen starken, selbständigen

Sinn, ähnlich dem, den wir jetzt bei den nordamerikanischen Pflanzern finden.

Beide Völker waren gastfrei, freiheitsliebend, treu und ehrenfest, hielten Haus, Ehe und Vaterland hoch in Ehren, doch allerdings waren sie wild und roh. So hoch sie fremdes Eigenthum achteten, so gering fremdes und eigenes Leben. Sie theilten sich in freie Männer und Sklaven; diese Letzteren, aus Kriegsgefangenen entstanden, mußten das Feld bauen, oder das Vieh hüten und gehörten den Freien leibeigen an. Hier finden wir die deutschen Völker nicht ohne Grausamkeit und Härte.

Ganz anders waren die Wenden. Schon ihr äußeres Ansehen zeigte, daß sie einem andern Stamme und Lande angehörten. Ihre Gestalten waren klein und gedrungen, ihre Farbe dunkel, ihr Auge klein und blitzend, ihre Kleidung lang und weit. Sie waren aus Asien herübergekommen. Auch ihre Lebensweise war anders. Sie liebten und trieben den Ackerbau, selbst Handel und Gewerbe, und bauten sich Städte. Brandenburg (Brennabor), Stettin, Lebus, Elbing, Danzig, sollen von den Wenden gegründet sein.

Die Religion aller dieser Völker war natürlich, ehe sie Christen wurden, die heidnische. Die Deutschen verehrten Wodan oder Odin, als den obersten Gott, den Kriegsgott Thor, die Göttin der Ehe, Freia und Hertha, die Göttin der Erde und Natur. Die Wenden brachten dem Belbog, dem guten, und Cernebog, dem bösen Gott, Opfer. Von Menschenopfern haben sie sich Alle nicht frei gehalten.

Die Sachsen wurden durch Kaiser Karl den Großen, die Wenden durch Heinrich den Vogelsteller, freilich nur gewaltsam, durch das Schwert, zum Christenthum bekehrt.

2. Die Teutoburger Schlacht.

Nachdem die Deutschen einmal besiegt waren, gelang es der römischen List und Schlauheit, aber freilich auch ihrer höheren Kriegskunst bald, über den Rhein zu dringen. Die Römer sind immer ein eroberungssüchtiges Volk gewesen. Nachdem sie Gallien, das heutige Frankreich, erobert hatten, und die Deutschen, kriegslustig wie sie waren, nicht selten Einfälle in Gallien machten, glaubten die Römer ein Recht zu haben, in Deutschland einzufallen. Dies that zuerst Cäsar, der größte Feldherr der Römer. Die Sueven hatten einige deutsche Völker über den Rhein gedrängt. Cäsar forderte ihren Rückzug. „Wir verlangen Nichts, als ein Land zum Wohnen," ließen ihm diese Völker sagen. „Doch Deutsche bitten nicht; wähle unsere Freundschaft oder den Krieg. Denn wir weichen Niemandem, als den Sueven, denen selbst die unsterblichen Götter im Kampfe nicht gleich sind." Cäsar

überfiel sie, nachdem er hinterlistiger Weise ihren Führer an sich gelockt und ermordet hatte und jagte sie über den Rhein zurück. Dieselbe Schlauheit bewies er, als er nun wirklich bei dem jetzigen Andernach über den Rhein ging. Er trennte die deutschen Völker von einander, da er es wohl verstand, die Herzen kriegerischer Männer zu gewinnen.

So gelang ihm zwar der Uebergang, aber die Sueven standen ihm doch zu drohend entgegen. Er begnügte sich, den Grund zu einigen nachherigen festen Plätzen, z. B. Cöln, zu legen, und ging wieder zurück.

Was Cäsar angefangen hatte, setzte Drusus, ein Stiefsohn des Kaisers Augustus, also ungefähr zur Zeit der Geburt unsers Herrn Jesu Christi, fort. Er drang bis an die Weser und die Elbe vor, ohne jedoch feste Plätze zu gründen, oder Land auf die Dauer zu erobern. Zur Zeit des Winters zog er sich immer wieder aus dem rauhen, öden Lande zurück. Am Rhein jedoch hat er gar viele Kolonien und feste Plätze, Kastelle genannt, erbaut, z. B. Bonn und Mainz. Drusus war zwar eroberungssüchtig, aber tapfer und ehrenhaft. Treulos und tückisch war dagegen sein Nachfolger Tiberius. Durch List entzweite er die Völker, durch Treulosigkeit führte er sie in's Verderben; und was immer unser, der Deutschen, Schmach und Schande gewesen ist, was uns zu Napoleon's Zeiten dicht an den Rand des Verderbens gebracht hat, der Mangel an Einheit und Gemeinschaft unter den deutschen Völkern und Fürsten, das würde auch damals die völlige Unterjochung Deutschlands nach sich gezogen haben, wenn Ein Mann, Herrmann oder Arminius, der Cherusker, und Eine That, die Schlacht im Teutoburger Walde, dies Verderben nicht abgewendet hätten.

Arminius, dessen Volk am Harz wohnte, war in Rom erzogen worden. Da hatte er, als Befehlshaber deutscher Hülfsvölker, die Kriegskunst, aber auch die Verderbtheit der Römer kennen gelernt. Er vergaß unter den Freuden und Genüssen der Hauptstadt sein armes Vaterland nicht. Er hatte einsehen lernen, daß nur durch vereinigtes Wirken Aller sein Vaterland, in welches die Römer schon tief eingedrungen waren, gerettet werden könnte. Die deutschen Völker fühlten die Fesseln, in die sie hinterlistiger Weise geschlagen worden waren. Bei einem feierlichen Volksmahl wußte Herrmann, der sich durch Muth, Einsicht und Kriegserfahrung schon einen Namen erworben hatte, mit klugen und feurigen Worten die Heerführer zu begeistern. Er eilte dann von Gau zu Gau und entflammte die Völker. An der Weser entzündete er einen Aufstand. Dorthin eilte Varus, der römische Feldherr, mit dem ganzen Heer. Immer tiefer lockte ihn Herrmann in die undurchdringlichen Wälder und Moräste. Regen und Sturm überfiel die Römer. Da, unter den Schrecknissen der

Natur, brach Herrmann mit dem noch schrecklicheren Kriegsgeheul hervor. — Das ganze römische Heer, mit ihm Varus, wurde vernichtet. Zur Rache eilt vier Jahr nachher Germanicus, ein edler Mensch und vortrefflicher Feldherr, dorthin, wo des Kaisers Augustus Schaaren begraben liegen, um die er geklagt hat Tag und Nacht mit den Worten: Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder! Herrmann, um das Vaterland retten zu können, opfert Weib und Kind dem Feinde, der sie im Triumph nach Rom führt. Aber obgleich zuerst geschlagen, gelingt es doch zuletzt des Herrmann ausdauernder Tapferkeit, die Römer aus Deutschland zu vertreiben. Ihm verdanken wir Preußen also, eben so wie die übrigen Deutschen, daß wir Deutsche geblieben sind; denn sonst hätten uns schon damals die Römer ein ähnliches Schicksal bereitet, als uns 1800 Jahr später die Franzosen zugedacht hatten, und von welchem ihr später hören sollt. Die Herrmannsschlacht fiel ungefähr da vor, wo zwischen Detmold und Paderborn der Ort Lippspringe liegt, in dem an die Weser grenzenden Teutoburger Walde.

3. Gottesurtheile.

Ohne Gesetze kann kein Staat bestehen; denn wenn Jeder thun dürfte, was er wollte, was sollte aus der menschlichen Gesellschaft werden? Könnte der rechtliche Mann nicht täglich von einem Bösewicht beraubt, gemißhandelt, gemordet werden? Dies fühlten unsere Urväter sehr wohl, darum setzten sie schon in den ältesten Zeiten, durch gemeinsames Einverständniß, gewisse Gesetze unter sich fest.

Diese Gesetze bestimmten für die meisten Verbrechen keine andern, als Geldstrafen. Alle Beleidigungen waren nach Geld tarirt. Es hieß nämlich z. B.: wer einem Andern ein Auge ausschlägt, wer einem Andern einen Finger abhaut, ein Bein zerbricht, ein Schaf, ein Schwein, eine Ziege stiehlt, der bezahlt dafür so und so viele Schillinge, d. h. Gülden jener Zeit. Sogar auf Mordthaten stand nur eine Geldstrafe. Bei der damaligen Geldarmuth war dieses jedoch keine kleine Summe. Wer nun dieselbe nicht aufbringen konnte, der wurde dem Beleidigten, oder dessen nächsten Anverwandten, als Leibeigner übergeben und mußte dann lebenslänglich dienen.

Die deutschen Gesetze waren kurz, bündig und klar. Es kam aber sehr oft der Fall vor, daß die Richter nicht ausmitteln konnten, ob das Verbrechen, dessen Jemand angeklagt wurde, wirklich von ihm begangen war oder nicht? — In solchen Verlegenheiten suchte man sich durch Unschuldsproben, oder sogenannte Gottesurtheile (Ordalien) zu helfen. Man ging nämlich von der abergläubischen Meinung aus, der gerechte Gott werde

dem Unschuldigen in seiner Noth Beistand leisten und nicht zugeben, daß er in den mit ihm unternommenen Proben unterliege. Welch ein irriger Glaube! Dann müßte Gott jeden Augenblick Wunder thun und in die Ordnung der Dinge eingreifen. Er hat den Menschen Vernunft und Verstand gegeben, um sich durch andere Mittel zu helfen.

Solcher Unschuldsproben hatte man mehrere. Die vornehmsten derselben waren: der gerichtliche Zweikampf, die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihete Bissen, das Abendmahl, das Kreuzgericht, das Bahrrecht.

Die gewöhnlichste Probe der Unschuld unter deutschen Männern, welche nicht Geistliche waren, bestand in dem gerichtlichen Zweikampfe. Derjenige, der seinen Gegner öffentlich vor allem Volke besiegte, wurde für den unschuldigen oder rechthabenden Theil angesehen. Der Himmel, dachte man, habe seinen Arm gestärkt, und der Gegner, wenn er auch viel stärker und geübter gewesen wäre, habe doch unterliegen müssen.

Traf die Anklage ein Weib, oder einen Mönch, oder einen Weltgeistlichen, so wurde eine andere Unschuldsprobe vorgenommen, denn die Frauen konnten, und die Geistlichen durften sich nicht schlagen. In solchen Fällen erkannte man denn gemeiniglich auf die Feuer-, oder Wasserprobe.

Wer die Feuerprobe zu bestehen hatte, der mußte mit bloßen Füßen über glühende Pflugscharen, oder durch ein flammendes Feuer gehen, oder sich feurige Kohlen auf die Brust legen lassen. Blieb er unversehrt, so wurde er sogleich vor allem Volke für unschuldig erklärt; wurde er aber gebrannt, so war das Brandmal ein Beweis seiner Schuld, und er wurde zur gesetzlichen Strafe verurtheilt. Man sollte glauben, es habe eine so bedenkliche Probe auch der Unschuldigste nicht unverletzt bestehen können; allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil; viele Schuldige und Unschuldige bestanden sie glücklich. Doch, wird man fragen: wie war dieses möglich? Die Antwort ist: weil man schon damals, so gut wie heutzutage, geheime Mittel kannte, sich auf einige Augenblicke feuerfest zu machen, d. h. gegen das Feuer zu schützen, und man sich viel eifriger, als jetzt, darauf legte.

Die Wasserprobe wurde bald mit heißem, bald mit kaltem Wasser vorgenommen. Im ersten Falle mußte der Angeklagte die Hand in heißes Wasser tauchen und sie einige Augenblicke darin lassen. Dann wurde sie in einen Beutel gebunden, den man sorgsam versiegelte, damit man nichts an der Hand vornehmen konnte. Nach drei Tagen wurde der Beutel vor Zeugen wieder geöffnet, und die Hand untersucht. War sie unbeschädigt geblieben, so wurde der Angeklagte, als unschuldig, freigesprochen; im Gegentheil aber, als überwiesen, verurtheilt.

Ganz anders verfuhr man bei der Probe mit kaltem Wasser. Dann wurde nämlich die verdächtige Person auf einen Teich, oder einen See, oder einen Fluß gelegt. Sank sie unter, so wurde dies als ein Beweis ihrer Unschuld angesehen, und man zog sie schnell wieder aus dem Wasser heraus; schwamm sie aber oben, so wurde sie als strafbar verurtheilt. Gemeiniglich wurden dieser Prüfung die vermeintlichen Hexen unterworfen; deswegen nannte man sie auch die Hexenprobe. Viele arme, alte, triefäugige Weiber, die als Zauberinnen angesehen wurden und zufällig leichter waren, als das Wasser, das sie aus seiner Stelle drückten, folglich oben schwammen, mußten auf solche Weise nicht selten eines schmähligen Todes sterben.

Mit dem geweihten Bissen hatte es eben keine große Gefahr. Es hatte damit folgende Bewandtniß: Ein Geistlicher sprach erst den Segen darüber und schob ihn dann dem Angeklagten in den Mund, und zwar unter den heftigsten Verwünschungen, z. B. daß ihn Gott strafen, daß er an diesen Bissen ersticken, daß ihn Krankheit, Schmerzen und Tod treffen möchten, wenn er die That, der er bezüchtiget wäre, wirklich begangen habe. Meistens ging der Bissen glücklich durch den Schlund, und dann war die Unschuld des Angeklagten klar. Vielleicht war er aber bei Allen nicht gleich groß; war er aber zu groß, um durch den Schlund zu können, so mußte auch der Unschuldigste daran ersticken. Man wird auch wohl zuweilen nicht ermangelt haben, den Bissen zu vergiften, und dann mußten freilich Schmerzen und der Tod darauf erfolgen.

Eben so verhielt es sich mit der Abendmahlsprobe. Man glaubte nämlich, daß ein Frevler, der mit dem Bewußtsein seiner Schuld die geweihete Hostie zu genießen wagte, daran erkranken und sterben würde. — Gemeiniglich unterwarf man die Geistlichen der Probe des geweiheten Bissens oder der Abendmahlsprobe, weil sie keine Lust hatten, ihre Hände in siedend heißes Wasser zu tauchen, oder wohl gar mit entblößten Füßen über glühende Pflugscharen zu schreiten!

Bei dem Kreuzgerichte mußten sich der Kläger und der Beklagte mit ausgespannten Armen an ein Kreuz stellen, und wer zuerst die Arme sinken ließ, der war der schuldige Theil.

War Jemand in Verdacht, einen Menschen getödtet zu haben, und man konnte ihn des Mordes nicht überführen, so kam das sogenannte Bahrrecht in Anwendung. Man legte nämlich den Leichnam des Getödteten an einem bestimmten Orte auf eine Bahre und ließ den Angeklagten zu ihm herantreten. Dieser mußte ihn nun mit der Hand berühren und laut seine Unschuld betheuern. Alle Augen waren dabei auf das Gesicht des angeblichen Mörders und auf den entseelten Körper gerichtet, um zu sehen, ob keine Veränderung an denselben sichtbar werden würde.

Nun geschah es zuweilen, daß der Leiche Schaum vor den Mund trat, oder sich gar ein Glied zu bewegen schien, und dann wehe dem vielleicht Unschuldigen! Regte sich aber der Todte nicht, wie das denn meistens der Fall war, so wurde der Angeschuldigte freigesprochen.

Diese Gottesurtheile waren bis im vierzehnten Jahrhundert im Gebrauch, wo sie nach und nach anfingen, seltener zu werden. Das Bahrrecht blieb aber noch hie und da bis zum vorigen Jahrhundert im Gebrauch, und die Hexenprobe wurde leider noch im vorigen Jahrhundert angewandt!

C. Zur Brandenburgischen Geschichte.

Einleitung.

Das Königreich Preußen gehört gegenwärtig zu den bedeutendsten Staaten Europa's, ja es zählt, zwar nicht seiner Größe, aber seiner Bedeutung und seinem Ansehen nach, unter die Großmächte oder die Mächte ersten Ranges. Dazu rechnet man nämlich: England, Rußland, Frankreich, Oesterreich und Preußen. Spanien hat diesen Rang, den es früher besaß, in der letzten Zeit eingebüßt. Es giebt wohl kein Königreich, welches sich in so kurzer Zeit zu einer solchen Höhe emporgeschwungen hätte, als das Königreich Preußen. Auf einem Flächenraum von 5000 Quadratmeilen wohnen über 15 Millionen Menschen. Und wie klein und unscheinbar war der Anfang unseres Staates! Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, kaufte 1415 vom deutschen Kaiser Sigismund das Churfürstenthum Brandenburg, welches 355 Quadratmeilen groß war, für 400,000 Dukaten. Er selbst besaß die Markgrafschaft Anspach und Beyreuth, so daß sein ganzer Besitz 463 Quadratmeilen ausmachte. Seine Nachfolger aber vermehrten durch Friedensschlüsse, Erb- und Familienverträge nach und nach diesen Länderbesitz. Etwa zweihundert Jahre später besaßen die Churfürsten von Brandenburg schon 1440 Quadratmeilen. Es war 1640, als Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, zur Regierung kam. Sein Land war durch den dreißigjährigen Krieg verarmt und verödet. Doch dieser kräftige Fürst half durch Sparsamkeit und gute Ordnung seinem Lande auf und vergrößerte es um 518 Quadratmeilen. Sein Sohn Friedrich III., der nunmehr ein Land von 1958 Quadratmeilen besaß, nahm 1701 den Königstitel an und nannte sich Friedrich I., König von Preußen. Unter ihm, wie unter seinem nachfolgenden

Sohne Friedrich Wilhelm I., wuchs der Länderbesitz bis auf 2015 Quadratmeilen. Der Letztere vermehrte außerdem den Schatz durch seine Sparsamkeit dergestalt, daß sein Sohn Friedrich II. dadurch in Stand gesetzt war, die vielen Kriege, die er führen mußte, nicht nur führen zu können, sondern auch — freilich nicht ohne seine eigne treffliche Haushaltung — nach dem Kriege noch im Stande war, die prächtigen Schlösser in Potsdam aufzuführen. Er kam im Jahre 1740 zur Regierung, in welchem er Schlesien eroberte und noch andere Länder mit Preußen vereinigte. Bei seinem Tode 1786 war das Königreich Preußen bereits 3448 Quadratmeilen groß. Auch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. vergrößerte seinen Länderbesitz. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam, waren in Frankreich bereits große Unruhen ausgebrochen, und einige Jahre später überzog Napoleon auch unser Land mit seinen eroberungslustigen Schaaren. Es hatte den Anschein, als sollte das so schnell gewachsene Preußen gänzlich untergehen; denn in den Kriegen 1806 und 1807 riß Napoleon über die Hälfte des Königreichs an sich. Aber es war nur eine Zeit der Prüfung, aus der Preußen glorreich hervorging. In den Freiheitskämpfen 1813 bis 1815 wurde die französische Macht gebrochen, Napoleon wurde unschädlich gemacht, und Friedrich Wilhelm III. kam wieder in den Besitz seiner Länder. Unter seiner milden Regierung wuchs des Landes Wohl, und als er 1840 zu seinen Vätern versammelt wurde, ging die Regierung auf seinen Sohn, Friedrich Wilhelm IV., mit einem Länderbesitz von 5062 Quadratmeilen und 14 Millionen Unterthanen über.

Nun möchtet ihr wohl noch einiges Nähere aus der Geschichte dieses eures Vaterlandes und aus dem Leben dieser Fürsten erfahren? Wohl! ich will euch Einiges davon, wiewohl nur in einzelnen Zügen, mittheilen. Möchte dadurch eure Liebe zu Vaterland und Königshaus erwachsen und erstarken, und der Sinn für das Gute und Edele in euch belebt werden.

1. Ein treuer Diener.

Der Marggraf Otto der Vierte mit dem Pfeil war einer der vorzüglichsten Regenten aus dem Hause Askanien. Er war ein landesväterlicher Fürst, der mit wahrer Liebe seine Unterthanen glücklich zu machen suchte. Er fuhr eifrig mit dem fort, was seine Vorfahren erst begonnen hatten. Er ließ Wälder und Moräste in Wiesen und Kornfelder verwandeln, sorgte für Anbau von Obstbäumen, begünstigte Handel und Gewerbe und verschaffte so seinen Unterthanen einträgliche Gewerbszweige. Ungefähr um diese Zeit sind viele Städte theils erbaut, theils aus Dörfern und Flecken in Städte verwandelt worden, z. B. Frankfurt

an der Oder, Landsberg an der Warthe, Arnswalde, Friedeberg, Königsberg in der Neumark. Aber damals mußten die Fürsten außer den Künsten des Friedens auch das Kriegshandwerk treiben. Und Otto war ein tapferer Held. Er erwarb auf einem seiner Kriegszüge einen Theil von Pommern. Auf einem andern ging's ihm aber sehr unglücklich. Die Magdeburger mußten sich nämlich einen neuen Bischof wählen, und Otto schlug ihnen seinen Bruder vor. Erst zeigten sie sich geneigt, wählten dann aber doch einen Anderen, den Grafen Günther. Das nahm Otto sehr übel, rüstete sich und schwur in seinem Unwillen: „im Magdeburger Dom soll meinem Rappen der Hafer wohlschmecken." Das war ein Uebermuth und wurde hart bestraft. Günther schlug den Marggrafen bei Frose, nahm ihn gefangen und sperrte ihn im frommen Eifer in einen hölzernen Käfig. Das war eine unwürdige Strafe, aber dafür lockte sie Liebe und Treue in zwei hochherzigen Gemüthern hervor. Das Eine war die Gemahlin Otto's. Dieser hatte einen früheren geheimen Rath seines Vaters, den Minister Johann von Buch, von seinem Hofe entfernt, weil er, ein Feind aller Schmeichelei, dem Marggrafen oft die Wahrheit gesagt hatte; denn er war ein weiser, treuer und darum aufrichtiger Diener. Aber ob ihn gleich der Marggraf nicht liebte, so achtete er ihn doch sehr hoch. Das wußte seine Gemahlin, begab sich zu ihm und bat ihn mit Thränen um seinen Rath. Obgleich der treue Diener bitter gekränkt worden war, so versprach er doch, den Fürsten zu retten, wenn die Fürstin seinem Rath folgen wolle. Sie that es, ging zu jedem einzelnen Rath des Erzbischofs Günther von Magdeburg, wußte ihn theils durch Bitten, theils durch Geld zu gewinnen und brachte es dahin, daß, als Günther nun seine Räthe, die Domherren, fragte, was er mit dem gefangenen Marggrafen machen solle, Alle für seine Befreiung gegen ein ansehnliches Lösegeld stimmten. So wurde denn der Fürst auf sein Ehrenwort entlassen, daß er binnen 4 Wochen 4000 Mark Silber (56,000 Thaler) zahlen, oder wieder in die Gefangenschaft zurückkehren wolle. Nun war er frei; woher aber so viel Geld nehmen? Denn die gesammten Einkünfte seines Landes betrugen nicht mehr als einige tausend Mark. Aber Buch versprach Alles zu schaffen. Wie, sagte Otto, sollte dies möglich sein? ihr selbst seid nicht reich. Der Minister bat den Marggrafen, ihm zu folgen, führte ihn in die Sakristei der Kirche zu Angermünde, öffnete ein geheimes Fach voller Gold und Silber und sprach: „Euer Vater vertraute mir einst dies Geld; ich mußte ihm heilig versprechen, es euch nur in der äußersten Noth zu überliefern." Wie tief gerührt und beschämt war Otto! Er nahm das Geld und lösete sich aus.

2. Friedrich Wilhelm, der große Churfürst.

Friedrich Wilhelm der Große regierte von 1640 bis 1688. Er half dem gesunkenen Lande durch zweckmäßige Einrichtungen, durch Sparsamkeit und gute Ordnung wieder auf. Er beförderte den Land-, Garten- und Obstbau, und war ein wahrer Vater seines Volkes. Auch war er ein großer und tapferer Krieger. Das bisherige Heer lösete er auf und bildete ein neues. Er führte namentlich Krieg mit Frankreich und mit den Schweden. Letztere schlug er gänzlich bei Fehrbellin am 18ten Juni 1675. Auch in den folgenden Jahren 1676 und 1679 wurden die Schweden geschlagen. Durch Anlegung vieler Schulen sorgte er väterlich für sein Volk. Er starb 1688 in seinem 68sten Jahre. Merke: der westphälische Frieden machte dem 30jährigen Kriege ein Ende.

Als Friedrich Wilhelm noch Churprinz war, verweilte er am Hofe zu Haag*), der für den Sitz feiner Sitten und des Anstandes galt. Er wurde hier mit vornehmen jungen Leuten bekannt, die bei ihren Zusammenkünften vielfache Laster ausübten und dieselben mit dem Namen „jugendliche Freuden" beschönigten. Als der Churprinz von seinem Begleiter auf die schrecklichen Folgen eines solchen Lebens aufmerksam gemacht wurde, erschrak er und beschloß, augenblicklich Haag zu verlassen. Alle Gegenrede war umsonst. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten, das wußte unser Friedrich Wilhelm auch. Er eilte in das Kriegslager des Prinzen von Oranien, der damals Breda belagerte. Als er dem Prinzen die Ursache mittheilte, weshalb er Haag verlassen habe, sprach derselbe: „Vetter, eure Flucht beweiset mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda erobere." — Selbstbeherrschung ist eine große Tugend.

Friedrich Wilhelm stand im Jahre 1678 am Rhein und stritt mit Holland wider Frankreich. Da fielen die Schweden in Brandenburg ein und verheerten das Churfürstenthum mit grenzenloser Grausamkeit. Die Bauern, die ihren Churfürsten mit ganzem Herzen liebten, als einen Vater, schaarten sich zusammen, um die Schweden zu vertreiben. Sie schmückten ihre Fahne mit der Inschrift: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Churfürsten mit Leib und Blut." Wenn sie auch gegen die Uebermacht der Schweden Nichts vermochten, so hat doch eine solche Liebe und Anhänglichkeit den edlen Fürsten sehr erfreut.

Nicht nur die Landleute liebten und verehrten ihren Churfürsten, sondern auch seine Soldaten. So wird erzählt, daß Friedrich Wilhelm am Morgen vor der Schlacht bei Fehrbellin,

*) In Holland.

als er ausgeritten, um den Feind zu beobachten, Jemanden in einem Gebüsche also beten gehört: „Allmächtiger Gott, gieb meinem Herrn den Sieg! Willst du aber nicht, so bleibe parteilos, das Uebrige wollen wir dann besorgen." Friedrich Wilhelm ließ den Beter herbeiholen, und siehe, es war einer seiner Soldaten.

Das Treffen bei Fehrbellin war ein gar harter Kampf. Der große Churfürst hatte nur ein Reiterhäuflein von 5600 Mann; die Armee der Schweden aber war 11,000 Mann stark. Doch des Churfürsten Heer ist vom besten Muthe beseelt, und der Fürst stets mitten im Kampfe, die Streiter anfeuernd und selbst muthig mitkämpfend. Er ritt an diesem Tage ein weißes Pferd. Pferd und Reiter sind den Schweden gar wohl bekannt, und deshalb richten sie ihr Geschütz namentlich auf diese. Der Stallmeister des Churfürsten, der edle Emanuel Froben, gewahrt die Gefahr. Sein Entschluß ist schnell gefaßt: er will seinen edlen Fürsten retten, und sollte er auch sein Leben darüber einbüßen. Rasch reitet er zu ihm heran, und unter dem Vorwande, daß der Schimmel scheu sei, überredet er den Churfürsten, das Pferd mit dem seinigen zu wechseln. Friedrich Wilhelm, ganz mit dem Kampfe beschäftigt, willigt ein. Froben besteigt den Schimmel, und mit verhängtem Zügel sprengt er davon. Da verstummt plötzlich das feindliche Geschütz; aber nur auf einige Augenblicke, denn bald hat man das Ziel, den Schimmel, wiedergefunden. Plötzlich rasselt ein furchtbarer Kugelregen herüber, und der hochherzige Froben sinkt getroffen vom Pferde. So rettete dieser edle Mann durch seinen Tod dem Churfürsten das Leben.

3. Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm I., Sohn Friedrich I., regierte von 1713 bis 1740. Er schaffte das glänzende Hofleben ab, und durch Sparsamkeit und gute Ordnung brachte er den zerrütteten Staatshaushalt wieder in Blüthe. Er haßte allen äußern Aufwand, allen Prunk und Glanz. Als sein Vater starb, ließ er sich die Liste der Hof-Beamten vorlegen. Hinter die Namen Derjenigen, die er behalten wollte, schrieb er: „Bleibt!" — hinter die Namen der Andern: „Ist überflüssig, kann sich davon scheeren!" Von den 100 Kammerherren seines Vaters behielt er nur 12. So ging's mit den andern Hofämtern ebenfalls. Alles überflüssige Gold- und Silbergeräthe, Pferde und Wagen wurden verkauft, und das Geld zur Tilgung der Schulden angewandt. Er und seine Familie lebten äußerst einfach, und die Kleidung verrieth nicht im geringsten den König. Die Arbeitsamkeit des Königs kannte keine Grenzen, und eine eben solche Thätigkeit verlangte

er von seinen Beamten. Wehe dem, den er müßig antraf. Das Einkommen wurde geordnet, und die Steuern festgesetzt. Bei seiner Sparsamkeit konnte er jährlich große Summen erübrigen. In den ersten Jahren verwandte er dieses Geld zur Urbarmachung von Sümpfen und Morästen, zur Unterstützung der armen Kolonisten, zur Verbesserung der Viehzucht u. s. w. So zeigte sich der König als wahrer Landesvater. In spätern Jahren sammelte er die Ueberschüsse zu einem bedeutenden Schatze, der seinem Nachfolger in den langen Kriegsjahren sehr zu statten kam. Besonders verdient aber machte er sich durch die Errichtung vieler Landschulen. Im Jahre 1734 gab er sogar die Summe von 150,000 Thalern zu Schulstiftungen her. Das große Militair-Waisenhaus zu Potsdam, das Kadettenhaus und die Charitée zu Berlin wurden durch ihn gegründet. Das Heer war in besonders gutem Zustande, und das Riesenregiment war die Blüthe desselben. Es bestand aus 400 der größten Leute, die der König mit großen Summen aus allen Gegenden angeworben hatte. Dieses Heer kämpfte mit den Russen und Polen gegen die Schweden und bewies sich besonders tapfer. Auch zog es mit Oesterreich gegen Frankreich; es war aber dieser Krieg nicht von Bedeutung. In seinem sogenannten Tabaks-Collegium suchte er, im Gespräch mit seinen Ministern und Räthen, seine Erholung. Er vermehrte die Einwohnerzahl seines Staates durch die Aufnahme vieler tausend Kolonisten, denen er nicht nur Wohnplätze anwies, sondern die er auch freigiebig durch Geld unterstützte. Das Land blühte unter ihm sehr empor.

Wie Friedrich Wilhelm I. ein strenger Regent und Richter war, so war er auch ein strenger Hausherr und Familienvater. Namentlich mußte sein Sohn Friedrich, der nachmalige große König, die Strenge des Vaters fühlen. Friedrich Wilhelm wollte nämlich aus seinem Sohne einen tüchtigen Soldaten ziehen, und Friedrich mußte deshalb schon von früher Jugend an exerciren, Wache stehen u. s. w. Die Mutter Friedrichs aber hatte in ihrem Sohne auch den Sinn für Wissenschaft und Kunst geweckt und belebt, und Friedrich beschäftigte sich gern mit Lesen guter Bücher und mit Flöteblasen. Solche Beschäftigung hielt aber der König für höchst unnütz und war darüber sehr unzufrieden. Friedrich wuchs zum Jüngling heran, und die Strenge seines Vaters nahm immer mehr zu. Da beschloß er, heimlich nach England zu entfliehen. Nur die Offiziere Katt und Keith, und des Prinzen Schwester wußten um dieses Geheimniß. Auf einer Reise durch Westphalen, wo Friedrich seinen Vater begleiten mußte, sollte das Vorhaben ausgeführt werden. In Wesel angekommen, traf man alle Anstalten zur Flucht. Es war aber ein Brief Friedrichs aufgefangen worden, wodurch das Geheimniß verrathen wurde. Der König ließ den Kronprinzen augenblicklich

gefangen nehmen. Ja, in der Hitze zog er den Degen, um ihn zu durchbohren. Der brave Kommandant von Wesel aber trat zwischen Vater und Sohn und sprach: „Eure Majestät, wollen Sie Blut, so nehmen Sie meins! Ich bin ein alter Mann, an dem wenig mehr gelegen ist, aber schonen Sie den Prinzen!" — Friedrich wurde nun nach Mittenwalde, und von dort auf die Festung Küstrin gebracht, wo ein Kriegsgericht über ihn gehalten wurde. Keith war entflohen, Katt aber wurde hingerichtet. Für Friedrich trat nun eine traurige Zeit ein. Sein erzürnter Vater wollte nichts von Versöhnung wissen. Die höchsten Offiziere aber, an ihrer Spitze der alte Dessauer, wandten sich mit Bitten an den König, und Friedrich wurde begnadigt, mußte aber als Kriegsrath an der Domainenkammer zu Küstrin bleiben. Später, als er nach dem Wunsche seines Vaters sich vermählte, bezog er das Schloß Rheinsberg, und nun trat ein besseres Verhältniß zwischen Vater und Sohn ein.

Friedrich Wilhelm I. behielt bis an sein Ende die ihm eigenthümliche militairische Haltung und Festigkeit. „Wie lange habe ich noch zu leben?" — fragte er den neben seinem Bette stehenden Regiments-Feldscheer, als er nun in seinem 53sten Jahre die Todesnähe fühlte. Dieser faßte den Puls, und achselzuckend antwortete er: „Ich glaube, nicht mehr lange, Eure Majestät." — „Woher weiß er das?" fragte der König. — „Weil der Puls schon ausbleibt!" — — „Er lügt," rief der König, „denn wie könnte ich meinen Arm schwingen, wenn kein Puls mehr darin schlüge!" — Dennoch hatte der Arzt die Wahrheit gesagt.

Der König hatte eine sehr üble Nacht zugebracht; um 7 Uhr ließ er sich auf seinem Rollstuhl in das Zimmer der Königin fahren, die, weil sie ihn nicht für so gefährlich krank gehalten hatte, noch schlief. „Stehen Sie auf," sagte er, „ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, ich werde wenigstens das Vergnügen haben, in Ihren Armen zu sterben." Darauf ließ er sich zu den Prinzen, seinen Söhnen, führen, von denen er zärtlich Abschied nahm, ausgenommen von dem Kronprinzen, dem er befahl, ihm in sein Zimmer zu folgen. — Sobald er daselbst angelangt war, ließ er die zwei ersten Minister berufen, auch den Prinzen von Anhalt und alle Generale und Obersten, die in Potsdam gegenwärtig waren. Nach einer kleinen Rede, in der er ihnen für die ihm erzeigten Dienste dankte und sie ermahnte, dem Kronprinzen, als seinem einzigen Erben, die Treue zu erhalten, die sie ihm bewiesen hätten, unternahm er die Abdankungs-Ceremonie und übergab seinem Sohne sein ganzes Ansehen, wobei er ihn zugleich auf das Rührendste ermahnte, die Pflichten eines Fürsten gegen seine Unterthanen treu zu erfüllen und ihm die Sorge für die Armee, aber besonders für die gegenwärtigen Generale und Offiziere, anempfahl. Darauf wandte er sich zu

dem Fürsten von Anhalt und sagte: „Sie sind mein ältester General, es ist billig, daß ich Ihnen mein bestes Pferd gebe.“ Zugleich befahl er, es ihm zu bringen, und da er den Prinzen gerührt sah, setzte er hinzu: „Das ist des Menschen Schicksal, sie müssen der Natur Alle ihren Zoll entrichten.“ Da er aber fürchtete, seine Festigkeit möchte von all' dem Weinen und Klagen rings umher erschüttert werden, winkte er, man möchte sich wegbegeben. Indessen war die Königin eingetreten. Bald darauf fiel der König in eine Ohnmacht, aus welcher er jedoch bald wieder erwachte und nun fragte, wie lange er noch zu leben habe? Eine halbe Stunde, war die Antwort des Arztes. Er forderte einen Spiegel. „Ich bin recht verändert,“ sprach er, und werde beim Sterben ein recht garstiges Gesicht machen. Nach einer Viertelstunde sagte er: „Nun werde ich bald in mein Nichts zurückkehren.“ Doch wollte er den Besuch zweier Geistlichen nicht annehmen: er wüßte Alles, was sie ihm sagen wollten und sei bereit. Kurz vor seinem Ende befahl er, man solle bei seiner Beerdigung das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ singen, ihn aber in der Leichenpredigt weder loben noch tadeln.

4. Friedrich II. der Große.

Dieser berühmte König, den seine Zeit schon den Einzigen nannte, regierte von 1740 bis 1786. Die erste Hälfte seiner Regierung war eine durch den Krieg sehr bewegte Zeit. Er führte um Schlesien drei Kriege mit Oesterreich. Der erste schlesische Krieg dauerte von 1740 bis 1742. Der Feind wurde bei Mollwitz und Czaslau gänzlich geschlagen, und der Friede zu Breslau machte dem Krieg ein Ende. Der zweite schlesische Krieg wurde von 1744 bis 1745 geführt. Prag wurde erobert, und der Feind bei Hohenfriedberg, und zum dritten Male bei Kesselsdorf, geschlagen. Der Frieden zu Dresden endete diesen Feldzug. Der dritte schlesische Krieg, auch der siebenjährige Krieg genannt, währte von 1756 bis 1763. Friedrich hatte in diesem Kampfe nicht nur die Oesterreicher, sondern auch die Russen, Schweden, Franzosen und die deutsche Reichsarmee zu bekämpfen. Doch auch aus diesem langen Kriege ging der große König siegreich hervor. Er gewann die Schlachten bei Lowositz, bei Roßbach, Leuthen, Crefeld, Zorndorf, Minden, Liegnitz, Torgau und bei Burkersdorf. Geschlagen wurden die Preußen bei Kollin, bei Hochkirch und bei Kunersdorf. 1793 machte der Hubertsburger Friede dem Kriege ein Ende, und Friedrich blieb im Besitze von Schlesien. — Auch als Landesvater steht Friedrich in der Geschichte sehr groß da, und unter seiner Regierung blühte Preußen mächtig empor. Namentlich machte sich Friedrich verdient durch die Einführung einer besseren Rechtspflege.

Nun aber will ich dir einzelne Züge aus dem Leben Friedrichs erzählen.

Wenn Friedrich in Berlin über die Straßen ritt, so war jedesmal ein großer Jubel unter den Knaben; denn sie umschwärmten den geliebten König, sangen Kriegslieder, warfen ihre Mützen in die Höhe und riefen dabei: „Lang lebe unser König!" Ja, sie drängten sich bisweilen so nahe an ihn, daß sie die Steigbügel erfaßten. Friedrich sah diesem muntern Treiben freundlich zu. Eines Tages, es war an einem Sonnabend-Nachmittag, machten es aber die Jungen zu arg. Der König konnte fast nicht weiter kommen. Da sprach Friedrich: „Jungens, geht in die Schule und lernt Etwas!" „O," riefen die Knaben, „Vater Fritz weiß nicht einmal, daß Samstags keine Schule ist!"

Im Jahre 1758 musterte Friedrich, im Winterquartiere zu Breslau, die Garde du Corps *). Viele muntere Knaben hatten sich versammelt, die alle Waffenübungen der Soldaten nachmachten. Dem König fiel ein munterer Knabe auf, der auf einem Steckenpferde zwölf andere Knaben anführte. Die Burschen machten aber bei ihrem Exercitium einen gewaltigen Lärm, und ein Offizier befahl einem Unteroffizier, die Knaben wegzutreiben. Der König hörte diesen Befehl und sprach: „Laß Er die Knaben nur. Gute Haken krümmen sich bei Zeiten!" Bald darauf fiel der Anführer der Knaben, und die Nase blutete ihm. Friedrich ließ ihn holen, redete ihn freundlich an und sprach: „Mein Kind, gehe nach Hause und laß dir das Blut abwaschen." — „Das geht nicht," versetzte dreist der kleine Bursche, — „bin ich nicht dabei, geht Alles nicht. Ich bin ja auch nicht todt, ich bin ja blos blessirt!" Die Antwort gefiel dem Könige und er fragte: „Wie heißt du?" — „Anton Kreutschke!" — war die Antwort. „Was ist dein Vater?" — „Ein Gärtner!" — Der Vater erhielt von diesem Tage an fünf Thaler monatlich zur Erziehung seines Sohnes.

Friedrich sah seinen Großneffen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm III., gerne bei sich und erlaubte ihm sogar in seinem Arbeitszimmer zu spielen. Eines Tages war Friedrich mit Schreiben beschäftigt, und der kleine, fünfjährige Friedrich Wilhelm spielte mit einem Federball. Mehrmals flog der Ball auf den Schreibtisch des Königs. Unwillig darüber nahm Friedrich den Ball weg. Der Prinz bat, allein vergebens. Da trat er herausfordernd vor den König und sagte: „Der Ball gehört mir, und ich frage Ew. Majestät, ob Sie mir ihn gutwillig wieder geben wollen?" — Lächelnd gab ihm Friedrich den Ball zurück und sagte: „Der läßt sich Schlesien gewiß nicht wieder nehmen."

---

*) Sprich: Gardükors.

Das Schloß Sanssouci bei Potsdam war der Lieblingsaufenthalt Friedrich II. Nahe bei diesem Schlosse steht eine Windmühle, die ein merkwürdiges Denkmal der Gerechtigkeitsliebe des großen Königs ist. Als nämlich Friedrich das Schloß erbauen und dabei einen schönen Garten anlegen ließ, war ihm die Mühle hinderlich, und er ließ deshalb den Müller kommen, um ihm die Mühle abzukaufen. Doch dieser Mann hing mit großer Liebe an dem Erbtheile, was von seinem Vater auf ihn gekommen war und weigerte sich deshalb, die Mühle zu verkaufen. Der König wurde anfangs unwillig darüber und sprach: „Weißt Du wohl, daß ich Dir Deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben?" Der Müller aber antwortete unerschrocken: „Ja, Ew. Majestät, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre." Dem König gefiel diese Antwort, und der Mann behielt seine Mühle.

So war es auch dem Könige bei Erbauung des Schlosses und der Einrichtung des Gartens verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sanssouci nicht in gerader Richtung geführt werden konnte, sondern nur so, daß sie einen Winkel macht. Die Schwierigkeit lag hauptsächlich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstück, das sie um keinen Preis verkaufen wollte. Bei der Tafel des Königs machten seine Gesellschafter verschiedene Vorschläge, wie dem abzuhelfen wäre. Der General von Rothenburg behauptete, der König könne die Frau zwingen, gegen Ersatz das Haus abzutreten. Der Marquis d'Argens*) aber behauptete, die Könige dürften Niemandem das Seinige, auch gegen besseren Ersatz, mit Gewalt nehmen. Friedrich hörte zu und sprach endlich: „d'Argens hat Recht; die Frau soll ihr Häuschen behalten!" Und die Allee macht noch heute einen Winkel.

Fürst Leopold von Dessau.

Leopold wurde im Jahre 1676 geboren und ist am meisten unter dem Namen des alten Dessauers bekannt. In seiner Jugend überließ er sich ganz seinen ungestümen Leidenschaften und beging manche Ausschweifung; in reiferen Jahren lebte er mäßiger, und weder Wein noch Weiber vermochten Etwas über ihn. Seine Gemahlin galt immer sehr viel bei ihm, und er bewies ihr zeitlebens alle Achtung. Sie war die Tochter eines Apothekers zu Dessau; Anna Luise Fröſin. Alle Bitten der Mutter, alle Vorstellungen der fürstlichen Verwandten, dieselbe nicht zu heirathen, scheiterten an der Beharrlichkeit des Fürsten.

---

*) Ein gelehrter Freund des Königs. Sprich: Marki Darschan (das sch sprich sehr weich und das a sehr kurz).

Er wandte sich an den Kaiser Leopold, welcher die Braut zur Reichsgräfin erhob, worauf dann im September 1690 die Vermählung mit großen Festlichkeiten vollzogen wurde. Sie war nach dem einstimmigen Zeugniß der Zeitgenossen eine kluge, einsichtsvolle Frau, die sehr oft die Ausbrüche wilder Heftigkeit bei ihrem Gemahl zurückzuhalten wußte. Auch begleitete sie ihn auf seinen drei ersten Feldzügen und wußte sich seine Werthschätzung auf die ganze Zeit seines Lebens zu erhalten. Da sich der Fürst wenig um die Regierungsgeschäfte bekümmerte, so sorgte sie für Vieles, was nicht zunächst zu ihrem Wirkungskreise gehörte und setzte besonders die Finanzen des Landes in einen herrlichen Zustand. Sie starb ein Jahr vor ihm, den 5ten Februar 1745, nachdem sie ihm fünf Söhne und vier Töchter geboren hatte, von welchen Söhnen der nachher berühmte Fürst Moritz von Dessau, geboren 1712, preußischer General-Feldmarschall, der berühmteste war. Um die Töchter bekümmerte sich der Fürst gar nicht, die Söhne aber lernten von ihm selbst das Kriegshandwerk, denn er suchte nur militairische Tugenden in ihnen zu beleben.

Seine Gesichtsbildung schien Nachdenken zu verrathen und jagte Furcht ein. Das große feurige Auge, die Schwärze und Hagerkeit des Gesichts, die starke Nase, der schwarze Zwickelbart und die langen, zwanglos herabhängenden Seitenhare gaben ihm ein Schrecken einjagendes Ansehen. Er hatte eine kräftige, durchdringende Stimme, und wenn er in Zorn gerieth, so waren seine Worte dem Donner gleich, der unmittelbar auf den Blitz folgt. Seine Figur war lang und hager, der ganze Körperbau war derb und fest, und auch im Alter verlor er nichts von seiner natürlichen Lebhaftigkeit. Die Schwärze seines Gesichts gab hinlänglich zu erkennen, daß er nicht nur viel Pulver gerochen, sondern auch von Jugend auf viel rauhe Luft und Sonnenhitze erduldet habe. Er trug seine schwarzen Haare in einem Zopf, mit einem schwarzen, seidenen Bande umwickelt. In seiner Kleidung war er sehr einfach. Da er allen Aufwand haßte, die Hetzjagden ausgenommen, so duldete er sie auch an seinen Unterthanen und Dienern nicht. Er war überhaupt strenge und hart, besonders im Dienste, und da er sich selbst nicht schonte, so ging er auch mit seinen Leuten nicht schonend um. Bei schwierigen und gefahrvollen Unternehmungen war sein Wahlspruch: Sieg oder Tod, und wehe dem, der zurückwich oder auch nur eine Spur von Verzagtheit blicken ließ. Ein Ueberlisten des Feindes hielt er eines braven Generals für unwürdig. Mit dem Degen in der Hand ging er gerade auf den Feind los und setzte seine Absicht durch, wenn auch Tausende dabei hingeopfert wurden. Er verlangte blinden Gehorsam, und Verletzung der Subordination war in seinen Augen ein Majestäts-Verbrechen.

Er war sehr herablassend gegen den gemeinen Mann und hörte gern dessen Späße; gegen jeden Nichtsoldaten aber war er stolz, auch wohl beleidigend. Der Soldat glaubte im Ernst, der Fürst sei kugelfest, d. h. unüberwindbar. Allerdings war es auffallend, daß er nur durch einen Streifschuß leicht verwundet wurde, da er doch in 22 Schlachten kämpfte und 27 Belagerungen mitmachte, wobei er fast immer die gefährlichsten Posten hatte und sich jeder vorkommenden Gefahr furchtlos Preis gab.

Fürst Leopold war einer der Vertrauten Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen. War er nicht beim Könige in Berlin, so war er bei Dessau auf der Jagd, oder bei seinem Regiment in Halle. Dieses Regiment war Muster und Vorbild der ganzen preußischen Armee. Es waren in demselben nur große, schöne und starke Leute, welche der Fürst durch jedes Mittel zu bekommen suchte. Täglich ließ er exerziren und die strengste Ordnung und Disziplin handhaben. Bei diesem Regimente wurden alle Versuche angestellt, welche man nachher bei der ganzen Armee einführte. Jeder unbemittelte Offizier erhielt von ihm eine bedeutende Zulage, und jeder Soldat die doppelte Löhnung. Das Regiment hatte seinen besonderen Marsch, unter welchem es so oft in das Feuer der Schlachten rückte.

Der Fürst verachtete alle Geistesbildung und hielt alle Gelehrsamkeit für leeren Wortkram, daher sich die Professoren in Halle manche Kränkung von ihm gefallen lassen mußten. Auch fanden die Bürger wenig Hülfe bei ihm wegen Beschwerden über die Soldaten.

Seine Jagdliebe war für seine Unterthanen eine fürchterliche Landplage; das ganze Dessau'sche war gleichsam ein Thiergarten, der mit wilden Schweinen, Hirschen, Rehen und Hasen angefüllt war. Die Bauern mußten die fürstlichen Jagdhunde füttern und für dieselben bei Strafe haften. Wenn nun Eins dieser Thiere auch ohne ihr Verschulden starb, so mußte es ersetzt werden. Wer sich aber die Feinde der Gärten und Felder durch Knüttel, oder wohl gar durch eine Kugel vom Halse zu schaffen suchte, der wurde als Wilddieb in Ketten geworfen und mußte sein Leben im Zuchthause verleben. Niemand durfte es wagen, gegen diese drückende Landplage Klage zu erheben. — Die Jagden erforderten aber auch sehr große Ausgaben. Die Besoldungen der Forst- und Jagdbedienten kosteten viel, es mußte eine große Anzahl von Jagdpferden unterhalten werden; auch besuchten viele vornehme Herren der Hetzjagden wegen den Dessauer Hof.

Der Fürst Leopold ist der Erfinder der eisernen Ladestöcke, so wie der Übungen, welche das preußische Militair vor jedem andern auszeichnete, und welche die andern nach und nach annahmen. Vermöge der großen Behendigkeit des preußischen Militairs, feuerte es in einer Minute dreimal mehr, als ein anderes.

Der Prinz Eugen, der unsern Leopold bei Höchstädt, Turin und Malplaquet *) kennen gelernt hatte, nannte ihn wegen seiner wilden Tapferkeit den Bullenbeißer. Friedrich II. sagt von ihm: er war die Seele aller kriegerischen Veranstaltungen, ein Mann von einem heftigen und eigensinnigen Charakter, lebhaft, aber doch vorsichtig, und besaß neben der Tapferkeit eines Helden die Erfahrung der schönsten Feldzüge Eugens. — Seine Sitten waren wild, sein Ehrgeiz war übermäßig; in der Belagerungskunst geschickt, ein glücklicher Krieger, aber ein schlimmer Bürger.

Auf Leopolds schwer zu bewegendes Gemüth machte Nichts einen tieferen Eindruck, als der Tod Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen, seines alten treuen Freundes, mit dem er so viele Jahre lang in vertraulicher Einigkeit gelebt hatte, welcher am 31sten Mai 1740 erfolgte. Wenige Tage vor seinem Tode ließ dieser den Fürsten nach Potsdam rufen, nahm den rührendsten Abschied von ihm und schenkte ihm, als den letzten Beweis seines Wohlwollens, das schönste von seinen Reitpferden, mit dem kostbarsten Sattelzeuge **).

Als Friedrich II. zur Regierung gekommen war, bat er den Fürsten, die Freundschaft, die er gegen seinen Vater gehabt hätte, auch auf ihn zu übertragen. — Seines hohen Alters ungeachtet nahm er an den wichtigsten Auftritten des ersten schlesischen Krieges den lebhaftesten Antheil und ertrug alle Strapazen wie ein junger Soldat. Der König übergab ihm ein großes Armeekorps, um damit bald die Mark Brandenburg, bald Schlesien, bald Magdeburg und andere Länder zu decken, und immer entsprach er der Erwartung des Königs auf das Vollkommenste. Dies geschah vorzüglich, als ihn Friedrich im September 1744 nach Schweidnitz berief und ihm sein sehr geschwächtes, vom Feinde bedrängtes Heer, um Schlesien und Glaz zu decken, übergab. Der alte dessauer Fürst wandte alle Klugheit eines weisen Feldherrn an, um diese Länder gegen den überlegenen Feind zu sichern. Er vereitelte oft die Absicht desselben und zeigte, daß er die Armee, der er einen guten Geist eingeflößt, und die er gebildet hatte, auch anzuführen verstehe. Er bot dem Gegner nach seinem vollbrachten Marsche auf Schnee und Eis, in einer unbedeckten Kalesche sitzend, welche er einen Karren nannte, an der Spitze seiner Truppen, die ihn für einen Hexenmeister hielten, eine Schlacht an, welche dieser aber wohlbedächtig ausschlug.

Zum letzten Male trat der Fürst in dem Feldzuge des Jahres 1745 auf und krönte seine große Heldenlaufbahn durch den großen

---

*) Berühmte Schlachten in einem Kriege, den Deutschland wider Frankreich führte, der spanische Erbfolgekrieg genannt. Prinz Eugen war in diesem Kriege der berühmteste Heerführer des deutschen Kaisers.

**) Siehe Seite 247.

Sieg bei Kesselsdorf, eine Stunde von Dresden. Am Tage nach der Schlacht stieß erst Friedrich mit seinem Heere zu der kleinen siegreichen Armee und sagte ihm viel Schmeichelhaftes über den Ruhm, den er sich erfochten habe. Nach bald darauf erfolgtem Frieden begleitete Leopold den König nach Berlin, brachte daselbst einen Theil des Winters zu und begab sich dann nach Dessau. Seines hohen Alters ungeachtet schien er eine vollkommene Gesundheit zu genießen. Aber am 8ten April 1746 rührte ihn, bei der Mittagstafel, der Schlag, und am folgenden Morgen gab er seinen Geist auf, und zwar in einem Alter von 71 Jahren, als preußischer General-Feldmarschall.

Zur Bezeugung seiner Achtung gegen das Verdienst, das sich Leopold um das preußische Militair erworben hat, hat der König Friedrich Wilhelm III. dessen Bildsäule, von Schadow verfertigt, am 29sten September 1803 im Lustgarten zu Berlin aufstellen lassen.

Hans Joachim von Ziethen, General der Reiterei.

Wer hätte nicht schon vom alten Ziethen erzählen gehört! Dieser ausgezeichnete General war 1699 bei Ruppin geboren, und schon in seinem 15ten Jahre war er Korporal bei der Infanterie. Später ging er zur Kavallerie über, und beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges war er Major. Durch die Siege bei Mollwitz, Brieg, Neisse u. s. w. stieg er von Stufe zu Stufe, und im zweiten schlesischen Kriege führte er sein Husaren-Regiment schon als Generalmajor an. Friedrich hielt diesen ausgezeichneten Krieger fast immer in seiner Nähe, denn derselbe vermochte mit seinen Husaren, die ihn wie einen Vater liebten, Wunder der Tapferkeit auszuführen. Im siebenjährigen Kriege stieg sein Ruhm immer höher, und Friedrich überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Ziethen starb in seinem 87sten Jahre, betrauert von allen Freunden des Vaterlandes. Nun einige schöne Züge aus dem Leben dieses hohen Generals.

Als Friedrich sich im Jahre 1760 bei Torgau gelagert hatte, stand ihm Daun*) gegenüber, und die Preußen waren fast gezwungen, sich zu schlagen. Friedrich rief seine Generale zusammen, um ihre Meinung zu hören. Keiner wagte es, eine Silbe zu sagen. Endlich aber sprach der alte Ziethen: „Alle Dinge sind möglich, nur Eins ist schwerer als das Andere!“ „Gut!“ sprach Friedrich, „so greifen wir den Feind an.“

Der König theilte das Heer in zwei Haufen, den einen führte er selbst, und mit dem andern sollte Ziethen dem Feinde in den Rücken fallen. Ziethen wurde unterwegs von einem feindlichen Vortrabe aufgehalten und sah sich genöthigt, durch ein heftiges Feuern denselben zu vertreiben. Friedrich glaubte, der wackere

*) Ein österreichischer Feldherr.

General sei schon auf seinem Posten und griff nun auch den Feind muthig an. Aber die Oesterreicher fochten mit der größten Erbitterung, und eine furchtbare Kanonade begann auf beiden Seiten. Friedrich stürzte, von einer Musketenkugel getroffen, zu Boden, aber die Vorsehung hatte sein Leben beschützt, die Kugel war durch Pelz, Mantel, Rock und Weste gedrungen, aber hatte den König nicht verwundet. Als Friedrich wieder zur Besinnung kam, wurde das Gefecht fortgesetzt. Da begann der Tag sich zu neigen, und die Schlacht war nicht entschieden. Nun brach Ziethen aus seinem Hinterhalt hervor und brachte den Feind dermaßen in Unordnung, daß die Preußen Abends 9 Uhr Herren des Schlachtfeldes waren. Der König befand sich in der Kirche zu Elswig. Das war eine unruhige Nacht für ihn. Kaum brach der Morgen an, so bestieg er sein Pferd und ritt vor das Dorf. Da sprengt ihm der tapfere Ziethen entgegen und meldet: „Ew. Majestät, der Sieg ist unser, der Feind flieht.“ Beide, der König und Ziethen, stürzen von ihren Pferden und sinken einander in die Arme. Ziethen, von seinen Gefühlen überwältigt, fängt an laut zu weinen, um der Freude seines Herzens Luft zu machen. Jetzt rücken seine Leute heran. „Burschen!“ spricht Ziethen — „unser König hat die Schlacht gewonnen! Es lebe unser großer König!“ — „Ja, ja!“ riefen die Soldaten, „unser König Fritz soll leben, aber Vater Ziethen, unser Husaren-König auch.“

Die braven Markaner.

Die Grafschaft Mark hat sich stets durch ihre Anhänglichkeit und Treue zum Königshause ausgezeichnet. Im siebenjährigen Kriege gingen Hunderte freiwillig in das Heerlager zu ihrem Vater Fritz. Als sie so vor ihm zum ersten Male erschienen, fragte er sie: „Wo kommt Ihr her?“ — Aus der Grafschaft Mark. — „Was wollt Ihr?“ — Unserm Könige helfen. — „Ich habe Euch nicht gerufen!“ — Desto besser! — „Wer hat Euch denn rekrutirt?“ — Keiner! — „Es muß Euch doch Einer geschickt haben?“ — Ja, unsere Väter! — „Wo ist der Offizier, der Euch geführt hat?“ — Wir haben keinen. — „Wer hat Euch denn kommandirt?“ — Wir selbst. — „Wie viele von Euch sind unterwegs desertirt?“ — Desertirt? Könnten wir das, dann wären wir ja nicht freiwillig gekommen. — Da erglänzte Friedrichs Auge voller Freude, und er sprach: „Seid mir willkommen, brave, redliche Markaner, auf Euch kann ich bauen!“

5. Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelm III. folgte seinem Vater 1797 in der Regierung und starb im Jahre 1840. Das Leben dieses edlen Königs

ist wieder reich an schönen Zügen. Die erste Zeit seiner Regierung war eine unglückliche, denn Napoleon riß 1806 und 1807 über die Hälfte des Königreichs an sich, und seine Absicht war offenbar die, ganz Preußen, so wie überhaupt alle deutschen Länder theils mit Frankreich zu vereinigen, theils von demselben (oder doch von sich) abhängig zu machen. Es wäre ihm dies auch fast gelungen, denn das einst so berühmte und tapfere preußische Heer, durch sein Glück und seine Könige hochmüthig geworden, ließ sich in den Schlachten bei Jena und Auerstädt nicht nur gänzlich schlagen, sondern zeigte sich auch durch übereilte Flucht und Uebergabe aller Festungen (bis auf Graudenz, Glaz und Kolberg) als feige und verrätherisch. Friedrich Wilhelm mußte nach dem äußersten Norden seines Reiches fliehen. Alles war in Furcht und Verwirrung. Da starb überdies noch die edle, von dem Volke hochgeliebte Königin Luise. Aber als das Maß der Leiden voll schien, da erhob sich das Volk. Die Leiden hatten es geläutert; das Edelste und Beste kam nun zum Vorschein in den Freiheitskriegen 1813, 1814 und 1815, von denen ihr hernach hören sollt.

Die Schlachten bei Leipzig und Belle-Alliance (1813 am 18ten October und 1815 am 18ten Juni) entschieden den Freiheitskrieg, und es begann nun seitdem der Zustand der Ruhe, in welchem wir noch zu leben das Glück haben, und dem wir so unendlich viel Segnungen verdanken.

Der Anfänger dieser Reihe von Segnungen war Friedrich Wilhelm III., den das Volk bald seinen „Vater" zu nennen sich gewöhnte und an ihm mit einer Liebe hing, die erhebend und in ihrer Art einzig ist. Friedrich Wilhelm III. wußte seinem Lande den Frieden zu erhalten und benutzte diese Zeit weislich, durch nützliche Anordnungen das Land in großen Flor zu bringen. Er hat unendlich viel gethan; denn Kunst und Wissenschaft, Kirche und Schule, Gewerbe und Ackerbau hatten sich der besondern Gunst unseres seligen Königs zu erfreuen. — Aus nachfolgenden Beispielen werden wir den Unvergeßlichen noch besser kennen lernen.

Schon als 10jähriger Prinz bewies Friedrich Wilhelm viel Selbstbeherrschung und viel Herzensgüte. Einst, im Januar, brachte ein Gärtnerbursche ein Körbchen reifer, im Treibhause gezogener Kirschen. Der Prinz wünschte sie zu kaufen. Als er aber hörte, daß sie 5 Thaler kosten sollten, drehte er sich rasch um und sprach: „Wie! für eine Hand voll Kirschen 5 Thaler? Ich mag und will sie nicht." — Bald darauf kam sein Kammerdiener und meldete einen armen Schuhmacher, der durch Krankheit sehr zurückgekommen sei, und der um 20 Thaler bitte, damit er sich wieder Leder ankaufen könne. „Wie viel habe ich noch in Kasse?" fragte der Prinz. 50 Thaler! antwortete der

Kammerdiener. „Nun, so gebt dem armen Manne sogleich die 20 Thaler!“ sagte mit sichtbarem Mitgefühl der Kronprinz. Und als sich nun der Schuhmacher bei dem Prinzen persönlich bedanken wollte, sagte Friedrich Wilhelm: „Ist gar nicht nöthig; würde den armen Mann nur beschämen.“

Als Friedrich Wilhelm seine Regierung antrat, erbat sich der Hofmarschall einen neuen Küchenzettel für die königliche Tafel. Und was antwortete der König? „Ist denn mein Magen größer geworden, seit ich König bin? Soll so bleiben, wie es bisher gewesen ist.“ — Als er zum ersten Male als König in den Speisesaal trat, öffnete der Lakai beide Flügelthüren. „Bin ich auf einmal so breit geworden, daß ich nicht mehr durch Eine Thür kommen kann?“ fragte lächelnd der König. — Als nach jenen unglücklichen Jahren Friedrich Wilhelm 1809 nach Berlin zurückkehrte, fragte der Hofmarschall an, ob er Champagner solle kommen lassen. Des edlen Königs Antwort war: „Noch nicht, und nicht eher, bis alle meine Unterthanen, auch die ärmsten, wieder Bier trinken können.“

Friedrich Wilhelm III. hatte ein Lustschloß zu Paretz, wo er mit seiner Gemahlin sehr gerne verweilte. Die Bauernkinder versammelten sich oft in der Nähe des Schlosses, wo das königliche Paar dann kleines Backwerk unter sie vertheilte und sich an den unschuldigen Spielen der Kleinen ergötzte. Einst ging der König, begleitet von seinem Adjutanten, auf dem Bürgerstiege der Hohenwegstraße zu Potsdam. Plötzlich springt der Adjutant vor, um einen Schwarm fröhlicher Knaben, die auf den glatten, breiten Steinen Kreisel spielten, auseinander zu treiben und dem Könige Platz zu machen. Aber schnell tritt der König auf die Fahrstraße und faßte den Adjutanten zurückhaltend beim Arme, mit den Worten: „Haben wohl nie Kreisel gespielt! Kinder darf man nicht stören und betrüben. Jugend kurz.“

Ein hübscher Konditor-Knabe in Potsdam sollte einen Kuchen wegtragen und hatte das Unglück, mit demselben zu fallen. Weinend stand der arme Junge vor der zerbrochenen Schüssel und dem auf der Erde liegenden Kuchen. Da geht der König vorüber, wird ihn gewahr und befiehlt ihm, mitzugehen. Im Schlosse angekommen erhält der Knabe eine größere, schönere Schüssel mit einem noch bessern Kuchen. Der König entließ ihn mit der Warnung, künftig vorsichtiger zu sein. Der König erkundigte sich näher nach dem Knaben, und als diese Erkundigung nur zu seiner Empfehlung ausfiel, wurde er in der Hofkonditorei angestellt.

Einst ging der König, in eine einfache Offizier-Uniform gekleidet, mit einer seiner Töchter im Thiergarten spazieren. Da naht sich ein kleiner, ärmlich gekleideter Knabe mit einem Körbchen und bittet: „Ach, Herr Lieutenant, kaufen Sie mir doch eine

Börse ab, kostet nur 6 Groschen!" — „Kann nicht brauchen, mein Kind!" — „Ach, Herr Lieutenant, wenn Sie auch keine brauchen, so schenken Sie der schönen Mamsell eine, die Sie am Arme haben!" — Der König, weitergehend, weiset den Knaben zurück. Da seufzt das arme Kind aus tiefer Brust: „Ach, nun haben wir diesen Mittag Nichts zu essen!" Jetzt steht der König still und nimmt aus dem Körbchen sechs Börsen, dem Kinde einen doppelten Friedrichsd'or reichend. Wie der Knabe das Goldstück sieht, spricht er: „Ach, gnädiger Herr Lieutenant, geben Sie mir lieber Groschen; ich habe weiter kein Geld und kann darauf nicht zurück geben." — Gerührt von der Ehrlichkeit des Kindes, das mit unschuldigem, offenem Gesicht ihn ansieht, erkundigt er sich nach seinen Familien-Verhältnissen und erfährt, daß seine Mutter, die Wittwe eines gewesenen Feldwebels, mit 6 noch unmündigen Kindern auf einem Dachstübchen wohne und sich kümmerlich vom Verfertigen kleiner Geldbörsen ernähre. Straße und Hausnummer hatte der Knabe auch genannt. — „Nun," sagte der vermeinte Lieutenant, „dann gehe nach Hause und bringe deiner Mutter das Geld, ich will's dir schenken." — Beglückt über die reiche Gabe saß eben die arme Familie bei ihrem einfachen, heute bessern Mittagsbrote, als zu ihrem Erstaunen ein Königlicher Adjutant in das kleine, aber reinlich gehaltene Zimmer trat, den Zusammenhang erzählte und sich erkundigte, ob der Knabe in Allem dem Könige auch die Wahrheit gesagt habe. Und da sich dies auch noch auf anderm Wege bestätigte, ließ der König die jüngsten Kinder in einem Waisenhause erziehen und bewilligte der Wittwe eine jährliche Pension von 100 Thalern.

Friedrich Wilhelm war ein Freund schöner Blumen. Einst hatte ihm seine Tochter, die Kaiserin von Rußland, eine seltene Blume geschenkt, die der König von seinem Hofgärtner auf der Pfaueninsel auf's Sorgfältigste pflegen ließ. Er nannte die Blume nach seiner Tochter: meine liebe Charlotte. Drei Tage in der Woche darf das Publikum die Pfaueninsel besuchen, und diese Gelegenheit, so viele herrliche Gewächse und so seltene Pflanzen zu sehen, wird fleißig benutzt. Eines Tages kommt der Hofgärtner ins Treibhaus und merkt zu seinem größten Schrecken, daß ein Fremder die dem Könige so theure Blume abgepflückt hat. Er eilt hinaus, um den Fremden aufzusuchen. Vergeblich! Da stellt er sich an die Ueberfahrtsstelle und siehe, es erscheint ein anständig gekleideter junger Mann und hat die Blume im Knopfloch. Der Gärtner macht ihm die bittersten Vorwürfe, nimmt ihn mit in seine Wohnung und läßt sich in Gegenwart dreier Zeugen den Namen, Stand und Wohnort des Mannes angeben, um sich damit beim Könige zu rechtfertigen.

Tages darauf kam der König, und seine erste Frage war: „Was macht meine liebe Charlotte?" — Mit Thränen in den Augen erzählt der Gärtner, was vorgefallen. Der König wurde unwillig, doch blieb er ruhig und gelassen und sprach nur: „wie unrecht ist es, mir auch die kleine Freude zu verderben." Der Hofgärtner bemerkte: „Wenn Eure Majestät dem Publikum den Besuch der Pfaueninsel nicht verbieten, so wird das nie aufhören." „Was kann denn," erwiederte der edle König, „das Publikum dafür, wenn unter Tausenden Ein Ungezogener ist. Die Insel ist ja nicht für mich allein da:" — Als der Gärtner nun den Namen des Mannes nennen wollte, fiel der König schnell ein: „Nein, nein, ich will den Namen nicht wissen. Vergessen, vergeben!"

Das Leben des edlen Königs ist so reich an solchen schönen Zügen, daß man unmöglich sie alle erzählen kann. Wie aber Friedrich Wilhelm im Kleinen so treu und edel, so wahrhaft groß und königlich handelte, so handelte er auch im Großen und Ganzen als Vater seines Volkes. Groß und edel zeigte er sich zur Zeit der Trübsal, als Napoleon unsägliches Elend über unser Land gebracht hatte; groß und heldenmüthig steht er da im Augenblicke, wo er den ewig denkwürdigen Aufruf an sein Volk erläßt *), sich männlich zu erheben und die verlorene Freiheit wieder zu erkämpfen; groß und erhaben erscheint er uns in dem Augenblicke, als er mit Alexander von Rußland an dem Sarge Friedrichs des Großen steht, und in feierlicher Mitternachtsstunde sich beide den Eid der Treue schwören; groß und wahrhaft christlich endlich zeigt sich der Unvergeßliche in seinem letzten Willen **), wo er seinen Sohn ermahnt, ein Vater seines Volks zu sein, wo er seinem Volke dankt für die Liebe und Anhänglichkeit, und wo er seinen Feinden, die ihn vielfach beleidigt haben, von Herzen verzeiht. Sein Andenken wird in seinem Volke nie untergehen!

Lebrecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt.

Wie einst Friedrich der Große ein Mann des Volkes und ein Vater der Soldaten war, so war es in den Freiheitskämpfen der alte Blücher. Lebrecht von Blücher war 1742 zu Rostock geboren. Als Jüngling trat er in schwedische Dienste und wurde im siebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen genommen. Der wackere preußische Oberst B e l l i n g erkannte in dem feurigen Jüngling den tüchtigen Krieger und bewog ihn, bei den Preußen Dienste zu nehmen. Er brachte es bis zum Rittmeister, und da bei der Beförderung ein Anderer ihm vorgezogen wurde, so wurde

*) Siehe Seite 274. **) Siehe Seite 275.

er unwillig und bat um seinen Abschied, den er auch erhielt. Jetzt pachtete er sich ein Landgut und trieb die Landwirthschaft. Er erwarb sich die Achtung und Liebe seiner Mitbürger und wurde von ihnen zum Landrath erwählt. Nach Friedrichs Tod trat er wieder in das Heer ein. In dem Kriege mit Frankreich entwickelte er nun seine ganze Heldengröße, und dankbar ehrte ihn sein König und beförderte ihn endlich zu den höchsten Ehrenstellen. An der Katzbach (26sten August 1813) brachte er den Franzosen eine furchtbare Niederlage bei. Er hatte sich hinter die Katzbach gezogen und lag stille bis gegen Nachmittag; da rief er: „Nun haben wir Franzosen genug herüber, jetzt Kinder, vorwärts!" Und als das Regenwetter die Krieger am Feuern hinderte, rief er: „Mit den Kolben drein! Immer vorwärts! vorwärts!" In der größten Unordnung flohen die Franzosen von dannen. Am ersten Schlachttage der Völkerschlacht bei Leipzig (16ten Oktober 1813) errang er einen herrlichen Sieg bei Möckern. Die Soldaten nannten ihn nicht anders, als: „Vater Blücher", oder „Marschall Vorwärts". Im Jahre 1814 stand Blücher mit seiner Schaar in Frankreich und gewann unsterblichen Ruhm bei Brienne und Laon. 1815 war er wieder auf dem Kriegsschauplatze und hätte bei Ligny beinahe großes Unglück erlitten. Sein Pferd wurde von einer feindlichen Kugel getroffen und stürzte mit dem wackern Reiter nieder. Sein Adjutant, der Graf Nostitz, erkennt die Gefahr, springt vom Pferde, giebt demselben einen Schlag, daß es davon läuft, und legt sich nun über den Feldherrn, um dem Feinde das edle Haupt der Armee zu verbergen. Es gelingt! Als die Franzosen wieder weichen, ruft Nostitz Hülfe herbei, und Blücher ist gerettet. Zwei Tage später, am 18ten Juni, war Blücher wieder an der Spitze seiner Getreuen und errang mit den Engländern den Sieg bei Waterloo oder Belle-Alliance. Nach dem Frieden lebte Blücher meistens auf seinen Gütern, die er der Gnade seines Königs verdankte. 1819 am 12ten September schloß dieser edle Held, dem das Vaterland unendlich viel zu danken hat, seine große Laufbahn. Sein Andenken wird fortleben bis in die fernsten Zeiten.

Gebhard David von Scharnhorst.

Diesem ausgezeichneten Manne hat Preußen viel zu danken. Hören wir deshalb in kurzen Zügen seine Geschichte. Scharnhorst wurde 1756 zu Hümelsen im Königreich Hannover geboren. Seine Eltern bewohnten ein Pachtgut. Als der Knabe heranwuchs, lieh ihm der Prediger zu Bothmar, wohin die Familie Scharnhorst gezogen war, einige Bücher über den siebenjährigen Krieg. Mit jugendlichem Eifer las er die Beschreibung der Helden-

thaten des großen Königs und seiner hohen Generale. Oder er eilte zu einem alten, invaliden Unteroffizier, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, und der dem wißbegierigen Knaben stundenlang von Ziethen, Seydlitz und dem alten Fritzen erzählte. So erwachte schon frühe in dem Knaben die Liebe zum Soldatenstande. Sein Vater schickte ihn deshalb auf eine Militairschule, und der Sohn machte ihm durch Fleiß und gute Aufführung viel Freude. Später trat er in Hannöverische Kriegsdienste. Da er durch seine Schriften sowohl, als durch seine Tapferkeit sich die Achtung seiner Vorgesetzten erwarb, so stieg er bis zum Oberst-Lieutenant. Friedrich Wilhelm III. hatte von diesem braven Manne gehört und machte ihm das Anerbieten, in preußische Dienste zu treten. Diesem Rufe folgte Scharnhorst im Jahre 1801, und von dieser Zeit an war er der Unsrige. Nach den unglücklichen Jahren 1806 und 1807 hatte Napoleon sogar bestimmt, wie groß das preußische Heer sein sollte. Scharnhorst aber rief die Landwehr in's Leben, und durch diese herrliche Einrichtung wurde jeder Bürger Soldat. Als die Stunde der Befreiung schlug, da hat die Landwehr auf's kräftigste mitgekämpft. Das war größtentheils Scharnhorst's Werk, und die Landwehr ist noch immer unsres Volkes Stolz und des Staates beste Kraft. Scharnhorst hat den großen Freiheitstag nicht erlebt; er wurde bei Lützen schwer verwundet und starb am 28sten Juni 1813 zu Prag. Der König ließ diesem wackern Degen eine schöne Bildsäule errichten.

Graf Neidhart von Gneisenau.

Nach Scharnhorst's Tode trat Gneisenau in dessen Stelle und zeigte, daß er einer solchen Stelle würdig war. Er gehört unstreitig in die erste Reihe der Helden, die für Deutschlands Freiheit gekämpft haben. Gneisenau war 1760 geboren. Er erhielt einen vorzüglichen Unterricht und besuchte als Jüngling die Universität zu Erfurt. So tüchtig vorbereitet, widmete er sich dem Soldatenstande und zeigte schon 1806 und 1807 durch seinen meisterhaften Rückzug, daß er zum Heerführer geboren sei. In den Freiheitskämpfen war Gneisenau fast der beständige Kampfgenosse des alten Blüchers. Man sagt mit Recht; Gneisenau war Blüchers rechte Hand; und als der alte Blücher von einer englischen Universität (Gelehrten-Schule) zum Doktor gemacht wurde, sagte dieser: „Nun, dann müssen sie den Gneisenau zum Apotheker machen.“ Bei der Schlacht bei Waterloo war es Gneisenau, der das französische Heer unaufhaltsam verfolgte. Der König ehrte und lohnte diesen wackern Krieger. Gneisenau starb 1831 zu Posen an der Cholera.

Die Reihe dieser edlen Helden ließe sich noch sehr vermehren, aber darauf müssen meine kleinen Freunde dieses Mal verzichten. Das kleine Büchlein vermag nicht Alles zu fassen. Ich müßte noch erzählen von General von Bülow, der sich bei Dennewitz unsterblichen Ruhm erwarb, von York, der bei Wartenburg sich besonders auszeichnete, und von vielen Anderen, die freudig Gut und Blut dem Vaterlande zum Opfer brachten. Die meisten dieser Männer sind schon heimgegangen in's Land des ewigen Friedens; aber ihr Andenken wird bleiben, und ferne Geschlechter werden noch auf sie hinblicken, als leuchtende Muster. Nun sollt ihr aber ein Wenig mehr im Zusammenhange von jener schönen Zeit hören, in welcher jene Männer lebten.

Erinnerungen
aus den Freiheitskämpfen von 1813—1815.

1.

Ihr jungen Leser kennt den Krieg nur von Hörensagen und aus der Geschichte, denn eine Reihe von Jahren schon ruhet der goldene Frieden auf den Fluren unseres geliebten deutschen Vaterlandes. Vor dreißig und einigen Jahren war es anders, da war Krieg und Kriegsgeschrei von einem Ende Europa's bis zum andern Ende. Die Völker waren in gewaltiger Aufregung, Jünglinge und Männer aus allen Ständen griffen zu den Waffen, denn es galt ein heiliges Gut, die Freiheit zu retten. Tausende der Streiter mußten fallen, Ströme Bluts mußten vergossen werden, ehe dieses heilige Gut errungen ward. Und wer führte diese blutigen Kämpfe herbei? Ein Mann, obgleich nicht in einer fürstlichen Familie geboren noch erzogen, aber groß von Geist, stark von Willen, ausgezeichnet durch persönlichen Muth und Tapferkeit, ein Mann, der, wenn er sich nicht hätte von seinem unbegrenzten Ehrgeize leiten lassen, im Stande gewesen wäre, das Glück eines Landes und Volkes sicher zu begründen, ein Mann, der sich aus dürftigen Verhältnissen bis zum Kaiser empor schwang, und der endlich, verbannt, auf einem öden Eilande sein thatenreiches Leben endete. Es war Napoleon. Wenn ich dem jungen Leser einige Züge aus jenen Freiheitskämpfen mittheilen will, so müssen wir zuvörderst unsern Blick auf die Zustände und Ereignisse richten, welche diesen Kämpfen vorangingen.

2.

Zur Zeit, als Ludwig XVI. über Frankreich regierte (er bestieg 1774 den französischen Thron), sah es in diesem Lande gar traurig aus. Durch übeln Staatshaushalt war das Land

in Armuth und Schulden versunken; die Geistlichkeit und der Adel aber besaßen große Vorrechte und waren meistens frei von allen Abgaben, weshalb das arme Volk unter dem Druck der hohen Steuern fast erlag. Das war die äußere Noth. Andererseits hatten mehrere gelehrte Männer durch Schriften die Religion zu unterdrücken, ja lächerlich zu machen versucht, und da diese Schriften von den Vornehmen mit Freude aufgenommen, und das niedere Volk unter der Herrschsucht finsterer Priester im Aberglauben erhalten wurde: so verschwand nach und nach die wahre Gottesfurcht, und der Unglaube verbreitete sich mehr und mehr. Das war die innere, geistige Noth. Ludwig XVI. hatte zwar den redlichen Willen, seinem Lande aufzuhelfen, aber es fehlte ihm an Einsicht und an der gehörigen Festigkeit. Er ließ die Reichsstände zusammen berufen, um mit ihnen die Angelegenheiten des Landes zu berathen; allein der Bürgerstand trennte sich gar bald von den Ständen des Adels und der Geistlichkeit und nannte sich die Nationalversammlung. Mehrere Adliche und Geistliche, die ihren Vorrechten freiwillig entsagten, schlossen sich dieser Versammlung an, und als diese Versammlung (1789 im August) öffentlich bekannt machte, daß fortan alle Vorrechte der Stände aufhören, und Freiheit und Gleichheit herrschen sollte, da war der erste Schritt geschehen, der eine gewaltige Aufregung in Frankreich herbeiführte, und der namenloses Elend über Frankreich nicht nur, sondern über fast ganz Europa brachte.

3.

Die Ereignisse, die nun eintraten, nennt man die französische Revolution, und ihr müßt euch dieselbe merken, denn diese Revolution ist das berühmteste und berüchtigtste Ereigniß der ganzen neueren Geschichte. Der Pöbel nämlich deutete jene Worte nach seinem Verstande, fiel über die Güter der Adlichen und Geistlichen her, plünderte, raubte und mordete. Die Revolution griff immer mehr um sich, Tausende wurden unschuldig hingerichtet und des Gräuels war kein Ende. Der König, welcher zu entfliehen vorhatte, wurde gefangen genommen, abgesetzt und gar endlich mit seiner Gemahlin hingerichtet. Die Tollheit dieser Freiheitsmänner ging endlich so weit, daß sie öffentlich bekannt machen ließen, es gäbe keinen Gott im Himmel; die Sonn- und Feiertage wurden abgeschafft, die Kirchen in Tempel der Vernunft umgewandelt, worin man Schmausereien veranstaltete. Jeder, der Stand, Vermögen oder Kenntnisse hatte, durch welche er sich vor Andern auszeichnete, wurde als ein Feind der Freiheit betrachtet und verfolgt, schmutzige Männer aus dem niedrigsten Volk, Fischweiber und anderes Gesindel dagegen hatten fast unbeschränkte Macht — ihr mögt euch den Namen Robespierre merken, denn er war eine Zeitlang der Mächtigste und Grau-

samste — kurz, es war eine Zeit, in welcher alle Schändlichkeiten, die Menschen begehen können, zum Vorschein kamen. Zwar hat diese schrecklichste aller Zeiten allerdings viel Segen in ihrem Gefolge gehabt, weil seitdem das früher ganz falsche Verhältniß zwischen den Fürsten und ihren Völkern das rechte geworden ist; aber die Völker, wie die Fürsten, haben diese ihnen gegebene Lehre zu theuer bezahlen müssen, nämlich mit unsäglichem Menschenblut und Menschenelend. Die übrigen Mächte sahen diesem Treiben nicht gleichgültig zu, sondern suchten ihm Einhalt zu thun; aber vergebens. Siegreich zogen Frankreichs Krieger weit über die Grenzen ihres Landes hinaus.

4.

Einer der ausgezeichnetsten Generale war Napoleon Buonaparte. In Italien war er siegreich vorgedrungen und hatte endlich einen Zug nach Egypten gemacht, um einen neuen Weg nach Ostindien zu eröffnen. Da wurde ihm die Nachricht, Oesterreich, Rußland und England hätten den Krieg erklärt, und die neue Verfassung sei in der größten Verwirrung. Er eilte nach Paris, stürzte das Direktorium und richtete das Consulat ein. Drei Consule*) sollten das Land regieren. Napoleon wurde zum ersten Consul ernannt, und mit kräftiger Hand ergriff er die Zügel der Regierung, um dem gesunkenen Lande aufzuhelfen. In kurzer Zeit brachte er es dahin, daß alle Staaten mit Frankreich Frieden schließen mußten. Leider aber dauerte dieser Friede nicht lange, denn an die Erfüllung der Verträge, die sie geschlossen hatten, haben die Franzosen niemals gedacht und sich darin fast immer treulos erwiesen. Auch Napoleon dachte niemals daran, zu halten, was er versprochen hatte, und so gelang es ihm, durch eben so ausgezeichnete Talente, als Treulosigkeiten und durch ein fast unerhörtes Glück, in wenigen Jahren alle noch so mächtigen Feinde zu überwältigen, alle europäischen Staaten in Verwirrung zu setzen und die Grenzen Frankreichs über Italien, Oesterreich, Preußen, die Schweiz, Holland und Spanien auszudehnen.

5.

Mit großer Aufopferung, Treue und Standhaftigkeit hat es unter diesen Staaten das tapfre Oesterreich versucht, dem Verderben, welches vornehmlich unserm deutschen Vaterlande drohte, Einhalt zu thun. Allein vergebens. Napoleon, nachdem er im Jahre 1804 wirklich Kaiser geworden war — bedenket: 1785, in seinem 16ten Jahre, Lieutenant, 1804, in seinem 35sten Jahre, Kaiser! — heirathete zwar die Tochter des österreichischen Kaisers Franz I., aber dies hinderte ihn nicht, ferner treulos und

*) So hieß früher bei den Römern die höchste Obrigkeit.

gewaltsam in Deutschland zu schalten und zu walten. Die so an sich gerissenen Länder verschenkte er an seine Brüder, seinen Schwager u. s. w. Von allen Ländern aber war keins so gedrückt, als Preußen. Friedrich Wilhelm III. hatte über die Hälfte seiner Länder verloren, das Land mußte ungeheure Summen an Kriegskosten aufbringen, und Napoleon schrieb sogar vor, wie stark das Heer sein sollte. Zwei Feinde hatte er bisher nicht überwinden können; das war England mit seiner gewaltigen Seemacht, und das große russische Reich. Das Glück hatte ihn zu sehr geblendet, als daß er von seinem Vorhaben, auch diese Mächte zu vernichten, abgelassen hätte. Zuvörderst sollte es Rußland gelten.

6.

So zog er denn mitten im Jahre 1812 mit einem ungeheuern Heere über die russische Grenze, siegte in mehreren Schlachten und erreichte endlich das Herz Rußlands, die alte Hauptstadt Moskau. Bis hierher und nicht weiter! so stand im Buche der Vorsehung geschrieben. Die alte Czaarenstadt *) wurde, wie man wohl mit Recht annimmt, von den Russen selbst angezündet, wodurch das französische Heer in die traurigste Lage gebracht wurde; denn der Winter war im Anrücken, Obdach und Nahrungsmittel fehlten, und das Heer wurde, nach so langen Strapazen, muthlos. Napoleon mußte mit einem schon erschöpftem Heere den Rückzug mitten im Winter antreten; einen Rückzug, der seines Gleichen in der ganzen Geschichte nicht hat. Noch wissen unsere Väter davon zu erzählen; aber schrecklich ist es zu hören, welch eine Strafe hier den Uebermuth ereilte. Die Russen, voll Haß und Ingrimm, warfen sich auf die französischen Truppen, und wen das Schwert nicht traf, der fiel ein Opfer des Hungers und der grausigen Kälte. Jeder dachte nur an Rettung seines Lebens, und nach dem entsetzlichen Verlust, welchen der Uebergang über den Fluß Beresina kostete, waren von der großen Armee nur noch wenige Haufen übrig, die mit möglichster Eile nach Deutschland zu entkommen suchten.

7.

Da that damals ein preußischer General, York, einen Schritt, der, weil er ohne Genehmigung seines Königs geschah, ein militairisches Vergehen war, in seinen Folgen aber so segensreich und ruhmreich geworden ist, daß er als der erste Schritt zur Rettung des Vaterlandes genannt werden muß. Preußen stand nämlich damals, aber freilich gezwungener Weise, auf Seiten der Franzosen, und war mit gegen Rußland gezogen. Auf einmal ging der General York mit 20,000 Mann zu den

*) Der russische Kaiser heißt Czaar.

Russen über. Bei der damaligen Stimmung des ganzen Volkes bedurfte es nur eines solchen Signals, um das ganze Land zum Aufstande und die Regierung zu entscheidenden Schritten zu bringen. Jene Stimmung war hervorgerufen und stets lebendig erhalten worden durch Männer, deren Namen ihr euch wenigstens merken müßt, da wir hier nicht ausführlicher von ihnen reden können; denn es ziemt uns, die Namen Derer im dankbarsten Andenken zu bewahren, welche in jener schweren Zeit das Vaterland gerettet haben. Einige von ihnen habt ihr schon kennen gelernt. An der Spitze geheimer Verbindungen zur Befreiung von dem Joch der Franzosen standen Männer wie Stein und Hardenberg; kühne Krieger wie Schill, Dörnberg, Lützow, Tettenborn, der Fürst von Braunschweig-Oels sammelten kampflustige Schaaren, übten sie, durchzogen das Land und suchten dem Feinde auf einzelnen Zügen Schaden zu thun; Führer wie Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Bülow, Blücher gewannen durch ihre militairischen Einrichtungen, durch Muth und Tapferkeit das unbedingte Vertrauen des Heeres und des ganzen Volkes, und so war in der That Alles vorbereitet, um das Letzte und Größeste wagen zu können.

8.

Preußens frommer König erkannte in der Wendung der Dinge den Fingerzeig Gottes und erließ jenen ewig denkwürdigen Aufruf an die gesammte deutsche Nation, die Waffen zu ergreifen, und wie Ein Mann für die Freiheit des Vaterlandes in den Kampf zu ziehen, welchen jeder brave Preuße kennen muß, und den ihr darum hernach (S. 274.) hören sollt. Dieses wahrhaft königliche Wort ging wie ein Lauffeuer durch alle deutschen Gauen und rief eine seltene Begeisterung hervor. Jünglinge und Greise, Handwerker und Künstler, Geistliche und Gelehrte, ja, hochherzige Jungfrauen waren bereit, gegen den Dränger des Vaterlandes in den Kampf zu ziehen. Es war eine große Zeit; eine Zeit der edelsten Begeisterung. Napoleon sah sich von allen Seiten verfolgt, von allen Seiten angegriffen. Aber noch standen ihm Millionen von Kriegern zu Gebote, theils aus dem unerschöpflichen Frankreich, theils aus den übrigen eroberten Ländern. So ist es denn gekommen, daß, als nun Napoleon neue ungeheure Heere heranführte, auf der einen Seite Spanier, Italiener, Polen, und auf der andern Seite, bei den Russen: Kosacken, Baschkiren und Kalmücken in diesem Kampfe erschienen. Leider aber kämpften auch Deutsche gegen Deutsche, denn Sachsen, Bayern, Württemberg u. s. w. standen noch lange Zeit auf Seiten Napoleons.

Preußen vereinigte sich mit Rußland, und auch Oesterreich trat dem Bunde bei. Obgleich Napoleon bei Lützen und Bautzen

(Mai 1813) siegte, so wurde er doch in mehreren Treffen, unter denen ihr euch die von Großbeeren, Katzbach und Dennewitz merken müßt, geschlagen, und bei Leipzig (18ten Oktober 1813) war der Sieg der Verbündeten so entschieden, daß Napoleons Bleiben in Deutschland zu Ende war. Eilends flohen die französischen Truppen über den Rhein nach Frankreich. Aber die Verbündeten folgten ihm, nahmen (31sten März 1814) Paris ein, und Napoleon ward seines Thrones entsetzt und nach Elba verwiesen.

9.

Nach der Entthronung Napoleons versammelten sich die verbündeten Fürsten zu Wien zu einem Kongresse*), um die europäischen Angelegenheiten zu berathen. Da verbreitete sich (im März 1815) plötzlich die Nachricht, Napoleon habe Elba verlassen und sei wieder in Frankreich. So war's auch. Sein gegebenes Wort brechend, zog er mit ungeheuren Schaaren zu neuem Kampfe heran. Die Verbündeten ließen nicht auf sich warten. Im Juni 1815 ward Napoleons Schicksal in der großen Schlacht bei Waterloo (in welcher die uns verbündeten Engländer unter dem Herzog von Wellington schon beinah geschlagen waren, als Fürst Blücher, der Marschall Vorwärts, herbeizog und den Sieg gewinnen half) gänzlich entschieden, denn seine Macht wurde auf immer zertrümmert. Die Verbündeten zogen zum zweiten Male nach Paris, Napoleon mußte auf's Neue entsagen und wurde auf ein fernes Eiland, auf die öde Insel St. Helena, verbannt, wo er streng bewacht wurde. Im Jahre 1821 ereilte ihn der Tod.

Nach dem zweiten pariser Frieden wurde die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, eine Verbindung zwischen allen deutschen Ländern und Fürsten, der deutsche Bund genannt, gestiftet, und Deutschland hat seit jener Zeit keinen Krieg wieder erlebt

Das ist, junger Leser, in kurzen Zügen die Geschichte jener heiligen Kriege, wo Deutschland so ehrenvoll für seine Freiheit gefochten hat. Nun aber will ich dir noch die Hauptschlacht ausführlich erzählen.

Die Schlacht bei Leipzig.

Um die Stadt Leipzig dehnt sich eine weite Ebene aus mit sanften Abhängen, von der Luppe, Parthe, Elster und Pleiße durchflossen und mit Dörfern, Gehöften und einzelnen Häusern reichlich besetzt; ein fruchtbares, wohlbevölkertes Gefilde, das aber in den Oktobertagen des Jahres 1813 alle Greuel des Krieges erdulden sollte. Denn hier sammelte Napoleon seine Truppen,

*) Zusammenkunft.

und auch neue Schaaren, besonders treffliche Reiterei, stießen hier zu ihm. Alles wimmelte von Kriegern, die schonungslos den Landmann und sein Eigenthum behandelten und durch Raub, Plünderung und Verwüstung ihre furchtbare Gegenwart kund thaten. Die Absicht des französischen Kaisers war, die heranrückenden feindlichen Heere einzeln zu schlagen, und indeß er auf das eine losgehe, durch die Stellung bei Leipzig das andere aufzuhalten. Allein diesmal mißlang ihm sein Plan, denn zu gleicher Zeit rückten von allen Seiten die Verbündeten heran, und umzogen ihn, wie mit einem ehernen Ringe. Schon am 14ten Oktober, als Napoleon selbst mit dem König von Sachsen in Leipzig ankam, gab es bei Wachau ein heftiges Gefecht. Murat, ein Reiter-General, des Kaisers Schwager, der in Dresden wieder zu Napoleon gekommen war, griff an der Spitze von sechs alten Reiter-Regimentern den Vortrab der Verbündeten an. Aber nach dreimaligem Angriff wurden seine Schaaren zerstreut; ihn selbst verfolgte ein wackerer preußischer Offizier auf's hitzigste, wurde aber, gerade als er ihn gefangen nehmen wollte, von Murat's Begleitern durchbohrt. Dies war inzwischen nur ein kleines Vorspiel des Kampfes, zu dem nun die Heerführer beider Parteien ihre Krieger vorbereiteten. Napoleon wandte seine gewohnten Mittel an, die Krieger anzufeuern, nämlich: Austheilung von Orden und Ehrenzeichen, feierliche Ertheilung von Adlern an einige Regimenter u. s. w. Der Fürst von Schwarzenberg, der Oberfeldherr der Verbündeten, erließ dagegen an die Heere folgenden Aufruf: „Der wichtigste Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu Einem Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde fester und enger geknüpft. Russen! Preußen! Oesterreicher! Ihr kämpft für Eine Sache, kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen! Alle für Einen! Einer für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!

Etwa 180,000 Streiter zählte damals jedes Heer, aber im Französischen durfte der Kaiser sich auf die noch bei ihm befindlichen deutschen Truppen nicht verlassen, und die Begeisterung, welche damals die Preußen vornämlich ergriffen hatte, fehlte seinen Kriegern ganz, obwohl sie noch immer der alte Trotz, das alte Vertrauen auf ihren Anführer beseelte.

Neblicht und trüb brach der 16te October an; aber als um 9 Uhr Morgens 1400 Feuerschlünde zu erdonnern begannen, da theilten sich die Wolken, der Nebel schwand, und hell strahlte den ganzen Tag über die Sonne; die Erde aber bebte von dem furcht-

baren Krachen der Geschütze. Ihr habt vielleicht Alle noch nie eine Kanone abfeuern hören, und schön würdet ihr erschrecken über den Donnerton, den schon Eine ausstößt; was würdet ihr erst sagen, wenn ihr 1400 Kanonen schießen hören solltet! Das kann Keiner beschreiben. Bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz begann der Kampf. Die Preußen und Russen hatten die beiden ersten Dörfer schon erstürmt, die Oesterreicher unter Klenau den Kolmberg bei letztem Dorfe besetzt, und die französische Schlachtreihe wich zurück. Doch nun bildete Napoleon aus dem Kern seiner Truppen zwei Schlachthaufen, und ließ sie dicht gedrängt hervorbrechen; da mußten die Oesterreicher die Höhe verlassen, und die Preußen und Russen aus Wachau wieder weichen. Eifriger noch trieb jetzt Napoleon seine Schaaren vorwärts, und nur Kleist allein behauptete seinen Standpunkt in Markkleeberg, die übrigen Verbündeten mußten weichen. Da gewahrte von einem nahen Hügel Kaiser Alexander die Gefahr, befahl, und die Garde-Kosacken sprengten mit eingelegten Lanzen auf die Feinde los, jagten sie zurück und gewannen die verlorenen Kanonen wieder. Zugleich rückte der Prinz von Hessen-Homburg auf Schwarzenberg's Befehl mit Reiterei und Fußvolk heran, und hielt die Franzosen bei Gröbern auf. Um 5 Uhr Abends jedoch erneute Murat den Angriff auf Göldengossa, wo vier Bataillone Preußen unter Pirch und Jagow standen. Aber diese Truppen wichen nicht; Napoleon selbst erschien, trieb neue Schaaren gegen sie, und beschoß sie aus 100 Kanonen, umsonst — sie hielten unerschüttert Stand, und zu rechter Zeit erschien Hülfe. Die russische Garde war es, unter Jermaloff, mit achtzig Stück schweren Geschützes; ihr folgte Colloredo mit den Oesterreichern. Der Sturm wurde abgeschlagen; die Franzosen zogen sich in ihre vorige Stellung zurück; nur die Schwedenschanze behaupteten sie noch, in den Besitz von Markkleeberg aber hatten sich beide Parteien getheilt. Meerveld jedoch, der auf dem äußersten linken Flügel nach den heftigsten Anstrengungen endlich um 5 Uhr Abends die Pleiße überschritten hatte, und in Dölitz mit einem Bataillon eingedrungen war, wurde von den Feinden umringt, sein Pferd stürzte, und er mußte sich gefangen geben. Eben so wenig gelang dem Feldzeugmeister Giulay*) sein Angriff auf Lindenau, wo Bertrand's Schaar stand; zwar drangen seine Leute in das Dorf ein, aber sie wurden durch der Feinde vorrückende Nachhut wieder vertrieben, und mit Anbruch der Nacht endete auch hier der Kampf. Schwarzenberg's großer Plan, den Franzosen den Rückzug über die Saale abzuschneiden, war vereitelt; zu gleicher Zeit jedoch errang an einer anderen Stelle Blücher wichtige Vortheile. Dies war bei Möckern, wo

*) Meerveld und Giulay waren beide österreichische Heerführer.

Marmont mit 35,000 Mann den Zugang zu Leipzig von Norden her vertheidigen sollte. Ihn griff bald nach Mittag Blücher in drei Abtheilungen an, seinen linken Flügel führte York gegen die feindliche Hauptstellung in Möckern, Langeron ging auf Groß- und Klein-Wetteritzsch los, und Sacken stand im Mittelpunkt, bereit zur Unterstützung der Angreifenden. Am furchtbarsten wurde in und um Möckern gekämpft, wo 50 Stück Geschütz den Tod in die Reihen der Preußen schleuderten. Dreimal nahmen sie das Dorf, dreimal verloren sie es wieder; Haufen von Leichen thürmten sich zwischen den brennenden Häusern auf, das Fußvolk begann zu wanken. Bei dieser Noth ritt der General York in größter Besorgniß auf seinem Platze unruhig umher, und rief plötzlich mit volltönendster Stimme: „Brandenburgische Husaren, brandenburgische Husaren vor! drauf! drauf! — die Adjutanten flogen. Und herbei ritt in schöner kriegerischer Haltung das brandenburgische Husaren-Regiment, geführt von dem tapfern Major von Sohr, dessen großer Beliebtheit das Regiment stets eine überstarke Abtheilung freiwilliger Jäger verdankte. Die französischen Kolonnen waren schon ganz nahe. Da warf sich der Major Sohr mit dem Regiment, was die Pferde laufen konnten, auf sie. Wie gereizte Löwen stürzten die Husaren auf die Franzosen los. In ungeheuren Sprüngen trugen die blutig gestachelten Rosse ihre Reiter in die eilig und schlecht gebildeten französischen Vierecke. Wie zuckende Flammen sausten die Husarenklingen, und in wenig Augenblicken war die feindliche Infanterie niedergeritten, niedergestochen, oder sonst niedergemacht und zerstreut. Kein Pardon *) wurde in diesen Augenblicken genommen und gegeben! Jetzt kamen die Garde-Seesoldaten, von Compans angeführt, heran, aber auch sie mußten dem gewaltigen Angriffe der Husaren weichen. Hurrah! Vorwärts! das war die Feldmusik der wackern Brandenburger, mit der sie den Feind bis in Leipzigs Vorstädte verfolgten. Der Sieg bei Möckern war für die Preußen, und nur durch sie, völlig entschieden.

Am 17ten war allgemeine Waffenruhe, nur der rastlose Blücher ließ auf Arrighi's **) Reiter einen Angriff machen; seine Husaren und Kosacken verfolgten die Franzosen bis vor die Thore Leipzigs und nahmen ihnen 5 Kanonen ab. Sonst blieb es ruhig. Napoleon sandte den gefangenen Meerveld zum Kaiser Franz, um zu unterhandeln. Aber daran dachten die Verbündeten nicht; denn der Kronprinz von Schweden, Benningsen ***) und Colloredo kamen mit neuen Reitern an und rückten in die

*) Ergeben, Lebenlassen.

**) Bertrand, Marmont, Compans, Arrighi waren Generale Napoleons.

***) Langeron, Sacken, Benningsen waren russische Anführer.

Schlachtlinie der Verbündeten. Benningsen ließ fragen, ob er seine Truppen gleich zur Schlacht führen solle, worauf Kaiser Alexander antworten ließ: „Heute nicht, aber morgen, denn das ist der Jahrestag von Tarulino!" — wo Benningsen 1812 die Franzosen schlug.

Am 18ten October früh, gleich nach Mitternacht, zog Napoleon die bei Wachau und Liebertwolkwitz stehenden Truppen zusammen und brachte sein nun vereintes Heer in Schlachtordnung. Der rechte Flügel stand unter dem Befehl des Königs von Neapel und hielt Konnewitz, Probsthaide und Stötteritz besetzt. Das Mittelheer stand unter Macdonald bei Holzhausen, und der linke Flügel, der bei Schönfeld, längs der Parthe und bei Paunsdorf und Taucha stand, wurde von Ney *) befehligt. Die Stadt Leipzig war verrammelt und also gesichert. Napoleon selbst begab sich auf einen Hügel bei Probsthaide, wo er auf einer Windmühle die Schlacht überschauen und leiten konnte. Sehen wir uns nun nach dem Heere der Verbündeten um. Blücher und Johann von Schweden kamen von Mitternacht her; von Morgen der russische General Benningsen, und von Mittag der Oberfeldherr Schwarzenberg mit der stärksten Macht. Mit dem frühen Morgen begaben sich die drei verbündeten Monarchen ebenfalls auf's Schlachtfeld und bestiegen einen Hügel, von dem sie den Kampf überschauen konnten. Gleich mit Tagesanbruch begann das Treffen. Die Erde erzitterte bei der gewaltigen Kanonade. Die Verbündeten drangen überall muthig vor, und nur wo Napoleon selbst das Treffen leitete, fanden sie den stärksten Widerstand. Dies war bei Probsthaide. Mit dem größten Ungestüm drangen die Preußen vor, überstiegen die hohen Lehmmauern der damit eingezäunten Gärten und gelangten bis über die Mitte des Dorfes hinaus. Das Gefecht war mörderisch; jedes Haus mußte erobert und wieder vertheidigt werden, und oft war der untere Theil eines solchen in der Gewalt der Preußen, während der obere noch von Franzosen auf Böden und Treppen vertheidigt wurde, oder in den Kellern ein tückischer Hinterhalt, zur gelegenen Zeit hervorbrechend, lauerte, und schon wieder von außen der Feind begierig ankämpfte, den Eingang zu gewinnen. Kein Pardon wurde hier verlangt, und keiner gegeben. Die Wuth des Kampfes kannte nicht mehr menschliches Erbarmen, und todtgestochen und todtgeschlagen wurde Alles, was noch zum Widerstande tauglich schien. Kein Sieg wurde hier entschieden. Der französische Kaiser hielt nicht umsonst, einem zürnenden Kriegsgotte gleich, dicht hinter Probsthaide, und leitete von dort einsichtsvoll und kühn die Anstrengungen seiner besten Truppen.

Auf den andern Punkten des Kampfes hatten die Verbündeten eine große Freude. Bisher hatten außer den Franzosen auch

*) Einer der berühmtesten Generale Napoleons.

Deutsche gegen die Verbündeten gefochten, nämlich die Völker des Rheinbundes. Länger konnten es diese aber nicht aushalten, der ungerechten Sache zu dienen und gegen ihre deutschen Brüder zu fechten; unter klingendem Spiele und mit fliegenden Fahnen gingen viele Regimenter der Sachsen zu den Verbündeten über. Auch der General Normann, mit seinen braven Würtembergern, wandte sich mit dem Ausrufe: „Adieu! Franzosen!" zu den Verbündeten. Lange währte die Schlacht; endlich aber begann der Feind sich zurück zu ziehen. Schwarzenberg eilte, diese Nachricht den drei Monarchen zu überbringen. Da sanken die hohen Fürsten nieder auf ihre Kniee und dankten Gott, dem Allmächtigen, daß er ihnen den Sieg verliehen hatte. Sie befahlen augenblicklich, die erschöpften Truppen bei Probsthaide, wo noch immer der Kampf währte, sollten für heute vom Kampfe ausruhen, da der Sieg auf der andern Seite schon entschieden sei.

Die Sonne war im Untergehen, und mit ihren letzten Strahlen beschien sie ein blutiges Leichenfeld. Napoleon verweilte bis zur Dunkelheit in der Mühle, und als mit der scheidenden Sonne auch seine letzte Hoffnung dahin war, als es ihm zur Gewißheit wurde, es ist Alles verloren; da sank er, auf einem Schemel sitzend, in kurzen Schlummer. Nach einer Viertelstunde erwachte er. Er schien, wie nach einem schweren Traume, seinen Geist zu sammeln. Endlich raffte er sich auf und eilte nach Leipzig. Mit ihm war der König von Neapel. Und merkwürdig, Beide kehrten in der Vorstadt in dem Gasthofe zum König von Preußen ein, um zum letzten Male in Leipzig zu übernachten.

Am Morgen des 19ten Octobers jagten die Sieger die noch vor Leipzig stehenden Franzosen in wilder Unordnung vor sich her. Napoleon, um Zeit zu gewinnen, ließ durch den König von Sachsen eine Kapitulation*) anbieten, wenn ihm und seinem Heere 4 Stunden Zeit zum Abmarsche bewilligt würden. Aber die Verbündeten verwarfen dies Anerbieten, und nun nahm der Kaiser Abschied von dem Könige und ritt davon. Allein auf der Hauptstraße war das Gedränge so groß, daß er einen Umweg machen mußte, um aus der Stadt zu gelangen. Kaum war dies geschehen, kaum lag die Brücke vor dem Ranstädter Thore hinter ihm, so flog sie auch in die Luft, und allen nachfolgenden Schaaren war der Weg abgeschnitten. Tod oder Gefangenschaft war ihr Loos; indeß waren zuerst die Preußen, nach dem härtesten Kampfe, indem Schritt vor Schritt Macdonalds Schaaren ihnen das Vordringen streitig machten, um 11 Uhr durch das grimmasche Thor in Leipzig eingedrungen. Ihnen folgten die Schweden; die Russen drangen durch die hallesche Vorstadt ein, und immer mehr Schaaren zogen heran. Nun floh, wer fliehen konnte;

*) Uebergabe.

bald war die Elster voll von Menschen und Pferden. Macdonald, Dumoustier und Poniatowsky*) stürzten sich in ihre Fluthen, aber nur den Ersten rettete sein rasches Pferd, die beiden Andern kamen im Flusse um, mit ihnen eine Menge ihrer Krieger, die, mit der Gewalt des Wassers kämpfend, ein Opfer der Wellen oder der feindlichen Schüsse wurden. Um 1 Uhr Mittags zogen Alexander und Friedrich Wilhelm, eine Stunde nach ihnen der Kaiser Franz, in Leipzig ein. Der König von Sachsen, der es immer mit Napoleon gehalten hatte, wurde als Gefangener nach Berlin gesandt. Die übrigen Fürsten des Rheinbundes schlossen sich jetzt an die Verbündeten an.

Von einem Ende Deutschlands bis an das andere drang die Kunde von dem großen Siege bei Leipzig und erfüllte jedes Herz mit hoher Wonne. Man nannte die Schlacht die Völker-Schlacht; denn sie regte gewaltig die deutschen Völker auf, sie wurde gewonnen durch deutsche Volksbegeisterung und ausharrenden Muth. Neue, schönere Zeiten sollte sie bringen, Ein Volk sollten Deutschlands Bewohner nun werden, Ein Volk, mächtig und stark durch Einigkeit. Verbannt sollte von nun an alle Zwingherrschaft sein aus den deutschen Gauen, und Recht und gesetzmäßige Freiheit herrschen allüberall. So hofften Deutschlands Männer, darum erhoben sich so freudig Deutschlands Jünglinge zum Kampfe; Landwehr und Landsturm ordneten sich überall, und ein Sturm der Begeisterung durchflog das ganze Volk. Als der Jahrestag der Schlacht kam, da leuchteten die Freudenfeuer von den deutschen Höhen, da tönten Jubelruf und Preisgesänge, und der Glocken Klang schallte hell durch's Gefilde.

Nicht umsonst haben geblutet, die auf Leipzigs Feldern sanken, nicht umsonst geschlagen wurde die Völkerschlacht, die Deutschlands Fesseln brach; seit jener Zeit ist der Friede mit allen seinen Segnungen über uns gekommen. Wir haben nun nicht mehr nach außen hin zu sorgen gebraucht, sondern unsere Kraft nach innen gewendet, und so blühen seitdem Künste, Wissenschaften, Handel, Gewerbe, Ackerbau und Landesverwaltung in einem so hohen Grade, daß Jeder sich in seinem Vaterlande wohl fühlen und, nachdem ihm Gott Kräfte gegeben, frei und frisch und fröhlich Gutes, Schönes und Nützliches wirken kann. So lange noch das deutsche Volk besteht, wird auch die Kunde bestehen von jenen Tagen, wo sich Deutschland so kräftig aus seiner Erniedrigung wieder erhob, ein tröstliches Andenken in Zeiten der Erniedrigung, ein herrliches Vorbild für Tage der Erhebung.

Friedrich Wilhelm IV., seit 1840 unser geliebter König, sucht, nach dem hohen Beispiele seines Vaters, dem Lande den Frieden

*) Französische Heerführer, der Letzte ein Pole.

zu erhalten und dasselbe durch eine milde, weise und gerechte Regierung zu beglücken. Alle Preußen sind ihm dafür Liebe und Dank schuldig. Möge der Friede noch lange über unserm theuern Vaterlande ruhen! Wenn aber ein Feind es wagen sollte, die Marken unseres Landes zu überschreiten und eroberungssüchtige Hände nach uns auszustrecken, dann müsse sich wiederholen, was sich in den unvergeßlichen Freiheitskämpfen zutrug: unser Volk müsse sich erheben wie Ein Mann und nach dem Beispiele unserer Väter streiten

„Mit Gott für König und Vaterland."

Anhang.

Hier folgen zwei Beweise davon, wie König und Volk zu einander standen in jener verhängnißvollen Zeit von 1807 bis 1813: Ein Brief eines Volkstheiles, der abgetrennt werden sollte, an seinen König, und das Wort des Königs, als er sein Volk zu den Waffen rief. — Zuletzt dieses Königs Abschiedswort.

An den König Friedrich Wilhelm den Guten *).

Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir können uns noch heute nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten.

So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, daß die Generale und Minister nach dem Erlage bei Jena zu bestürzt und zu verdutzt waren, um die zerstreuten Schaaren zu uns herzuschicken, und sie, mit unseren Landknechten vereint, zum neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt. Denn Du mußt nicht zweifeln, daß in unsern Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig fließt, und wir noch stolz darauf sind, Herrmann und Wittekind unsere Landsleute zu nennen. Auf unserem Grunde liegt das Weinfeld, wo unsere Vorfahren die Feinde, die das deutsche Land verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehn vergaßen.

Wir hätten sicher das Vaterland gerettet, denn unsere Landknechte haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indessen können wir der Gewalt des Schicksals nicht entgehen.

Lebe wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rath mußtest Du zuweilen wohl folgen; denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten.

Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen alles das mit männlichem Muthe zulassen, was nicht in unserem Vermögen ist, zu ändern. Gott steh uns bei.

---

*) Dieser Brief ist ursprünglich plattdeutsch geschrieben.

Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unsere Sitten, unsern Glauben und unsern Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, als Du, guter lieber König, es allzeit gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude. Wir bleiben die Deinen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk, als für Deutschland, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau war gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den Französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge, mehr noch wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr fast seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand, keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Mein letzter Wille.

Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!

An Deinem Segen, Herr, ist Alles gelegen!
Verleihe Mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäft.

Wenn dieser Mein letzter Wille Meinen innigst geliebten Kindern, Meiner theueren Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesicht kommen wird, bin Ich nicht mehr unter ihnen, und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblicke der ihnen wohlbekannten Inschrift: „Gedenke der Abgeschiedenen!" — auch Meiner liebevoll gedenken.

Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein, und Meinen Geist aufnehmen, den Ich in seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du Uns alle wieder vereinen; möchtest Du Uns dessen in Deiner Gnade würdig finden, um Christi, Deines lieben Sohnes, unsers Heilandes willen! Amen.

Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem Rathschlusse zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Verhältnissen, (insbesondere als er Mir vor 17 Jahren das entriß, das Mir das Liebste und Theuerste war,) als durch die Ereignisse, die Mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen aber hat Mich Gott, ewiger Dank sei Ihm dafür! auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten rechne Ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration *) verdankt. Unter die letzten, die frohen und wohlthuenden, aber rechne Ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen Meiner geliebten Kinder, so wie die besondere, unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium **) eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte ***).

Meinen wahren, aufrichtigen letzten Dank Allen, die dem Staate und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben!

*) Wiederherstellung. **) Das 50ste Lebensjahr.
***) Die Fürstin von Liegnitz.

Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit Mir ergeben waren!

Ich vergebe allen Meinen Feinden, auch denen, die durch hämische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen Meines Volkes, Meines größten Schatzes, (doch Gottlob nur selten mit Erfolg,) Mir zu entziehen bestrebt gewesen sind.

Berlin, den 1sten Dezember 1827.

Friedrich Wilhelm.

Auf Dich, Meinen lieben Fritz *), geht die Bürde der Regierungsgeschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen, — wenigstens danach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein wirst.

Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht; hüte Dich vor unpraktischen Theorien **), deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind; hüte Dich aber zugleich vor einer fast eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte; denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen.

Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation ***) Meine Erwartungen, wie im Kriege, so auch im Frieden, erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist!

Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, so viel in Deinen Kräften, zu befördern; vor allen aber mögen Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Alliance †) zu betrachten.

Meine innig geliebten Kinder berechtigen Mich Alle zu der Erwartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen; denn nur dieser bringt Segen, und noch in Meinen letzten Stunden soll dieser Gedanke mir Trost gewähren.

Gott behüte und beschütze das theuere Vaterland!

Gott behüte und beschütze Unser Haus jetzt und immerdar!

Er segne Dich, Mein lieber Sohn, und Deine Regierung, und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu, und gebe Dir gewissenhafte, treue Räthe und Diener und gehorsame Unterthanen! Amen.

Berlin, den 1sten Dezember 1827.

Friedrich Wilhelm.

---

*) Der jetzige König Friedrich Wilhelm IV. **) Ansichten, die nicht ausführbar sind. ***) Neue Einrichtung. †) Verbündung.

D. Zur Religionsgeschichte.

1. Die heilige Schrift.

Einen köstlichen Schatz hast du in deinen Händen, lieber kleiner Leser! Ich meine die Sammlung der heiligen Schriften, welche in der Bibel enthalten sind. Es ist ein sauer errungenes Gut, dieses heilige Buch. Diejenigen, welche niederschrieben, was dasselbe enthält, mußten zum großen Theile die göttliche Wahrheit ihrer Aussage durch den Tod besiegeln. Als später das Christenthum allgemeiner Gegenstand wüthender Verfolgung ward, richteten die Feinde ihre Aufmerksamkeit häufig auf diese heiligen Schriften, mit deren Vertilgung sie die Lehre selbst zu vernichten hofften. Drohende Aufforderungen ergingen von der heidnischen Obrigkeit, daß Jeder bei Todesstrafe ausliefere, was er von ihnen etwa bei sich aufbewahre; strenge Haussuchungen ängstigten Diejenigen, welche jenen Aufforderungen nicht folgten, und Wehe Dem, in dessen Wohnung man irgend eine jener Schriften verborgen fand!

Doch damals gerade zeigte sich am herrlichsten die Liebe der Christen zu diesem Schatz göttlicher Weisheit, und die Treue, mit der sie ihn behüteten. Nur gering war die Zahl der Wankelmüthigen, welche aus Furcht vor Denen, die den Leib tödten*), das göttliche Werk in unreine, feindliche Hände auslieferten; der bei weitem größere Theil duldete lieber die qualvollsten Mißhandlungen, als daß er also sich versündigt hätte an Dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle.

Endlich waren diese Stürme vorüber. Das Heidenthum hatte seine Macht verloren gegen die Gläubigen an den Herrn. Aber die Zeiten der Prüfung waren noch nicht vorüber. Die rohen und wilden Völker des Nordens stürzten sich über die Länder, in welchen das Christenthum herrschte; man nennt diese Zeit und dieses Ereigniß die Völkerwanderung. Doch dieser Kampf war nur kurz. Das Christenthum zeigte hier recht deutlich, welche siegreiche Kraft in ihm wohnt: die wilden Völker bekehrten sich gar bald zum Christenthum und trugen es selbst auf ihren Zügen in entfernte, bis dahin noch heidnische Gegenden. So wurde also Das, von dem man gedacht hätte, daß es dem Christenthum den Untergang bringen müßte, ein Mittel in der Hand Gottes, es noch weiter zu verbreiten, und so hat sich denn wirklich das

*) Matth. 10, 28.

Evangelium in den ersten Jahrhunderten erstaunlich schnell über die Erde, so weit sie damals bekannt war, verbreitet. Die Apostel selbst, die ersten Missionäre, haben es in Europa bis nach Italien, Griechenland und Spanien gebracht, in Asien bis nach Indien. Späterhin hat es im Norden schnell seinen Gang zu unsern deutschen Vorfahren, den Germanen, genommen, welche, ebenso wie die Bewohner des hohen Nordens, die Normannen in Dänemark und Schweden, sehr empfänglich für das Evangelium waren. Auch nach Polen, Preußen, Ungarn, Böhmen, auf der andern Seite nach Spanien, Frankreich, England und Friesland ist es schnell vorwärts gedrungen. Im Süden ist es bis tief nach Afrika hinein, im Osten bis an die Grenzen von China getragen worden.

Allein, wenn nun so auch eine große Anzahl von Menschen durch die Taufe in das Christenthum aufgenommen worden war, was hilft es, getauft sein, ohne den Glauben zu haben? Der Glaube, sagt die Schrift, kommt aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. Was werdet ihr nun sagen, liebe Kinder, wenn ich euch erzähle, daß alle diese Getauften doch das Wort Gottes nicht hatten! Aber woher kam das? Das kam zuerst daher, daß die Bibel damals nur in Sprachen vorhanden war, die nicht Jedermann verstand, nämlich in der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache. Ferner hatte es seinen Grund darin, daß dazumal, wo es noch keine gedruckte, sondern nur geschriebene Bücher gab, nur Wenige lesen und schreiben konnten. Jahrhunderte lang rechneten es selbst die Vornehmsten sich keineswegs zur Schande, wenn sie nicht lesen konnten. Wie hätte das arme Volk diese Kunst verstehen sollen? Fehlte ihnen aber diese Fertigkeit, so war ja die Bibel mit allen ihren Belehrungen, mit allen ihren Ermahnungen, mit allen ihren Tröstungen und Hoffnungen ein verschlossener Brunnen, nach dessen erquickendem Tranke die Seele vergeblich dürstete. Endlich aber waren auch die Geistlichen oder die Priester, wie sie damals noch hießen, daran Schuld, daß die Christen die Bibel nicht hatten und nicht kannten. Viele glaubten wirklich, daß es dem Volke nicht nütze sei, die Bibel selbst zu lesen, weil sie sie doch nicht verstehen und durch das Lesen derselben nur in Zweifel und Unruhe gerathen würden. Viele aber von den damaligen Geistlichen verstanden selbst die heilige Schrift nicht, denn der größere Theil von ihnen war nicht minder unwissend und roh, als die armen Schafe, deren Hirten sie sein sollten. Aber nicht Wenige, ja, zu einer gewissen Zeit vielleicht die Meisten, waren ungetreue Haushalter Gottes. Benutzt ward von ihnen die Unbekanntschaft des Volkes mit der heiligen Schrift, um durch Verunstaltung der christlichen Lehre das Volk zu beherrschen. Aus Furcht, daß diese Verunstaltungen entdeckt werden möchten, wenn man wieder

bekannter mit der heiligen Schrift würde, verboten sie später geradezu den Nichtgeistlichen das Lesen derselben. Die, welche früher die Bibel nicht lesen konnten, weil sie die nöthige Fertigkeit dazu nicht besaßen, sollten und durften sie nicht lesen, als sie diese Kunst allmälig wieder gelernt hatten.

Die aber also mit Gottes Rathe sich in Widerspruch setzten, erfuhren an sich die Wahrheit des Psalmenworts: „Warum toben die Heiden, und die Völker nehmen vor, was umsonst ist? Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren rathschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten. Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer*)." So weit reichte ihre sterbliche Macht doch nicht, zu verhindern, daß hier und da ein verständiger und frommer Mann aus dem Volke dieses oder jenes Buches der heiligen Schrift sich bemächtigte, durch dessen Lesung gereizt ward, mehr Worte des ewigen Lebens zu vernehmen und die wiedergefundene Wahrheit mit Begeisterung zu verkünden. Auch unter den Priestern selbst gab es noch redliche Christen, welche mit Ernst und Nachdruck an Petri Wort erinnerten: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist**)." Da waren es Männer wie Johann Wiklef in England, Johann Huß in Böhmen, Arnold von Brescia in Italien, und unser Martin Luther in Deutschland (von denen ihr später noch Einiges hören sollt), welche, ergriffen von der Kraft des Wortes Gottes, ihr Leben oder doch ihr zeitliches Glück daran wagten, die Bibel dem Volke und überhaupt den Christen selbst in die Hände zu geben, damit sie ihnen „nütze sei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit***)." Da sah man hier und da wieder einzelne Bücher der Bibel in den Händen des Volkes, übersetzt in die Sprachen, welche das Volk verstand. Aber auch Scheiterhaufen sah man wieder rauchen und auf ihnen sammt den Büchern diejenigen verbrennen, welche sie übersetzt, verbreitet, oder auch nur gelesen hatten. Alle Greuel heidnischer Verfolgungen kehrten wieder, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt Christen waren, welche Christi Wort vertilgten.

Dreihundert Jahre währten die Kämpfe bis zur Reformation, wo das Bibelwort siegreich seine Gegner darnieder warf, und von wo an es als treue Lehrerin, als sanfte Mahnerin, als milde Trösterin, als erhebende Hoffnungsspenderin in den Palast des Reichen und in die Hütte des Armen, in das Haus des Europäers und in die Wohnung des wilden Indianers seine Wege sich bahnte.

Ja, einen köstlichen Schatz hast du in deinen Händen, lieber kleiner Leser, und ein theuer errungenes Kleinod ist das heilige

*) Ps. 2, 1—4. **) 1. Petri 3, 15. ***) 2. Timoth. 3, 16.

Buch! Darf es dir weniger theuer sein, weil du jetzt so leicht zu seinem Besitze gelangst? Darf es dir ein vergessener Schatz bleiben, da du jetzt den Schlüssel zu demselben besitzest? Darfst du es für werthlos achten, seit du nicht mehr fürchten mußt, für dasselbe zu bluten? Soll leichtsinnige Zerstreuung über dich vermögen, was Angst und Noth über deine Väter nicht vermochten? Soll dem bösen Beispiele leichtsinniger, gottvergeßner Menschen gelingen, was drohende Verfolgungen bei deinen Vorfahren im Christenthum nicht vermochten? Geh' du nur ernstlich an den Gebrauch dieses deines Kleinodes und gebrauche es dazu, wozu es nach göttlichem Rathschluß und unter göttlichem Aufsehen zu Stande gekommen und dir gegeben ist, nämlich dazu, daß es deines Fußes Leuchte und ein Licht auf deinem Wege sei *).

2. Das Reich Gottes.

Du hast wohl schon oft dieses Wort: „Reich Gottes", gelesen oder gehört. Du mußt dir aber auch dabei Etwas denken. Ich will es dir ganz kurzweg sagen. Du weißt ja aus der heiligen Schrift, daß Gott unser, aller Menschen, Vater ist. Väter erziehen ihre Kinder. Die irdischen Väter erziehen ihre Kinder dazu, daß sie gute und nützliche Bürger in dem Lande werden, das ihnen der Herr, ihr Gott, gegeben hat. Der himmlische Vater erzieht die Menschen dazu, daß sie Bürger in seinem Himmelreiche werden. Zu dem aber gehört Jeder, der den Willen Gottes freiwillig oder aus Liebe thut. Die Art und Weise, wie Gott uns, seine Kinder, dazu erzieht, das ist die Religion, für uns also unsere christliche Religion. Wir nehmen diese unsere Religion aus der Bibel, und diese erzählt und lehrt uns also, wie Gott die Menschen bis dahin erzogen hat, und zwar an dem Beispiele des israelitischen Volkes. Dort siehst du ja, daß Gott seine Kinder mit der weisesten Sorgfalt erzieht. Da sind die Erzväter, Moses, die Propheten und die Könige, die Abgesandten Gottes, die in seinem Namen reden; da drohet und verheißet Gott, da giebt er seinem Volke Gesetz und Vorschriften, daß sie lernten was recht und wohlgefällig sei und sich danach richteten. Alles das, lieber Leser, hast du in den heiligen Schriften alten und neuen Bundes gelesen; dort hast du auch gefunden, wie von des Herrn Aposteln die ersten christlichen Kirchen begründet wurden. Ist da nicht vielleicht bisweilen der Wunsch in dir aufgestiegen, mehr zu hören von der Geschichte der Kirche, zu der du auch gehörst? Siehe, die erste Geschichte des Reiches Gottes hast du in der Bibel gelesen; die fernere Geschichte

*) Psalm 119, 105.

desselben ist in der Geschichte unserer christlichen Kirche enthalten. Es wird dir gewiß lieb sein, nun weiter zu hören, wie Gott die Menschen erzogen hat. Und es wird dir auch heilsam und nützlich sein, denn du kannst und sollst viel daraus lernen. Nun, so will ich es denn versuchen, dir Einiges davon zu erzählen.

3. Ignatius und Polykarp.

Als einst die Jünger zu Jesum traten und voll weltlicher Herrschlust fragten: Wer ist doch der Größte im Himmelreich? da rief Jesus ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich selbst erniedriget, wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich *).

Dieser Knabe nun, so erzählt uns die Sage, war Ignatius. Von Johannes im Christenthume unterwiesen, war Ignatius durch die Apostel Petrus und Paulus zum Bischofe über die Gemeinde in Antiochien geweiht worden, deren Mitglieder man zuerst mit dem Namen der Christen bezeichnete.

Als die Heiden Antiochiens sahen, wie die Heerde, welche Ignatius weidete, immer zahlreicher ward; als die Christen sich weigerten, an den entsetzlichen Fechterspielen, wo unglückliche Sklaven einander zerfleischten, an ihren unsittlichen Spielen und ausschweifenden Opfermahlzeiten Theil zu nehmen; als sie sich nicht mehr entschließen konnten, weder den Göttern, noch dem Kaiser Weihrauch zu opfern: da ward aus der anfänglichen Verachtung der Heiden glühender Haß und schäumende Wuth. Des römischen Kaisers Domitian Verfolgung hatte den Johannes in die Verbannung nach der Insel Pathmos geführt. Wie gern wäre da Ignatius nach dem öden Pathmos geeilt, um dem geliebten Lehrer die Einsamkeit der Verbannung zu erleichtern; aber höhere Pflichten hielten ihn in seinem Bischofssitze zurück. Auch nach Antiochien nämlich brausten die Stürme jener Verfolgung herüber. Von der bedroheten Heerde durfte der Hirt nicht weichen. Hier sammelte Ignatius seine Heerde, um im Gebete von dem Höchsten Rettung vor Untergang, und Standhaftigkeit in den harten Prüfungen zu erflehen; dort stand er heiligen Eifers vor grausamen Obrigkeiten und mahnte sie ab von ihrem schändlichen Beginnen; dort bezähmte und beschämte er durch würdevolle Rede heidnische Volkshaufen also, daß sie von den angedroheten Mißhandlungen seiner christlichen Brüder abließen.

---

*) Matth. 18, 1—4.

Und der Lohn seines gottseligen Strebens entging ihm nicht. Als der Sturm endlich ausgetobt hatte, da war seine Gemeinde nicht zersprengt und vernichtet — o nein! sie war nur stärker geworden im Glauben. Aber was Ignatius gethan für des Herrn Wort, das schien ihm viel zu wenig, wenn er es mit den Qualen Derer verglich, die als Märtyrer in dieser Verfolgung umgekommen waren.

Im Irrthume seines edlen Herzens sehnte sich Ignatius nach dem Märtyrertode; er sollte ihm werden.

Bei harten Strafen wurden die geheimen Zusammenkünfte der Christen verboten, und obgleich einer von den heidnischen Freunden des Kaisers, welcher Statthalter in Kleinasien war, einen für die Christen sehr günstigen Brief an den strengen Monarchen schrieb, so erlaubte sich dieser doch manche Gewaltthat. So schwer wird es dem Menschen, die bessere Ueberzeugung auf sich wirken zu lassen, wenn einmal vorgefaßte Meinungen ihn zu ungerechten Handlungen hingerissen haben!

Unter Anderm kam der Kaiser auch um das Jahr 107 nach Antiochien. Sofort ergingen seine strengen Gebote, die Christen mit Gewalt zu den Götzenaltären zurückzutreiben, und wiederum sammelte sich die zitternde Gemeinde um den Ignatius, von ihm Trost, Hülfe, Rettung erwartend.

Der Kaiser selbst war es, welchem jetzt der greise Bischof die Strafbarkeit seiner Handlungsweise vorzuhalten hatte; aber Menschenfurcht war des treuen Hirten Sache nicht. Bald sah man ihn furchtlos vor dem Manne stehen, der die ganze damals bekannte Welt beherrschte, und vor dem Alles zitterte. Doch freilich vergebens.

Bald erfuhr Ignatius, daß er in Ketten nach Rom geführt und dort den wilden Thieren vorgeworfen werden solle.

Du kannst hier wieder einen Blick in die Gräuel des römischen Heidenthums werfen, liebes Kind, kannst hier wieder erkennen, bis zu welchem entsetzlichen Wahnsinne der Mensch sich verirrt, sobald nicht die Furcht Gottes seiner Weisheit Anfang, und die Liebe zu den Brüdern seiner Weisheit Vollendung ist. So weit hatte man im römischen Reiche die Menschenwürde vergessen, daß unglückliche Sklaven gezwungen wurden, fast täglich auf prächtig geschmückten Schauplätzen der gefühllosen Zuschauermenge, Geringen und Vornehmen, Männern und Frauen, dadurch einen schauderhaften Genuß zu gewähren, daß sie einander mordeten, oder von wilden Thieren zerfleischt wurden.

Solch ein Ende war auch dem Ignatius beschieden; er aber weinte Freudenthränen in der Liebe zu seinem Herrn, der ihn des Märtyrertodes würdigen wollte; die römischen Krieger, welche ihm die Fesseln brachten, empfing er, als sollten sie ihn schmücken

und führen zu dem herrlichsten Freudenmahle. Der Zug nach Rom ging langsam und auf großen Umwegen vor sich.

In Smyrna traf der edle Dulder seinen geliebten Freund Polykarp, welcher mit ihm einst zu des Johannes Füßen gesessen hatte und jetzt die Heerde zu Smyrna als Bischof weidete. Erinnerungen an den edlen Lehrer, Preis des Höchsten und seines Eingebornen, Vorgefühle der Seligkeit, wenn sie einst wieder vereinigt sein würden bei Gott und Jesus und Johannes, das war der Inhalt ihrer Gespräche während mehrmonatlichen Beisammenseins, sobald sie allein sein konnten vor den Tausenden, welche aus der ganzen Umgegend herzuströmten, um den freudigen Märtyrer zu sehen und zu bewundern.

Von hier aus schrieb Ignatius auch einen Brief an die römische Gemeinde, worin er sie dringend bittet, daß sie keines der Mittel, die ihnen wohl zu Gebote gestanden hätten, anwenden möchten, um das Loos des beseligenden Todes von ihm abzuwenden.

Trauernd empfingen ihn die römischen Christen; sie konnten helfen und durften nicht. Aber freudig auch empfingen sie ihn, denn auf's Neue sollten die Heiden erfahren, daß die Gemeinde Christi auf einem Felsen gebaut sei, und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen.

Löwen bereiteten dem Leibe des Ignatius das Grab; Engel trugen seine Seele zu dem Herrn.

Auch Polykarp ist den Weg seines Freundes gegangen.

4. Die christlichen Frauen.

Daß das Christenthum eine göttliche Kraft in sich trägt, das hat sich recht deutlich an den christlichen Frauen gezeigt. Männer sind nun einmal dazu berufen und ausgerüstet, Muth und Standhaftigkeit zu zeigen. Wenn aber selbst die zarten Frauen Alles hingeben und schreckliche Gefängnisse, grausame Qualen und selbst den Tod ertragen können, um bei ihrem Herrn und Meister zu bleiben, dann muß man die Kraft bewundern, welche in dem christlichen Glauben liegt. Davon erzählen uns die ersten christlichen Zeiten schöne, herzerhebende Beispiele; merket euch hier den Namen der standhaften Perpetua, einer jungen Christin in Afrika. Im Christenthum nahmen aber die Frauen auch eine ganz andere Stellung ein, als bei allen andern Religionen. Erst durch das Evangelium sind die Frauen zu der rechten Würde gekommen, die ihnen gebührt. Und wie hoch steht die Würde einer Hausfrau, einer Mutter, der ersten Lehrerin und Erzieherin der Jugend, aus deren Händen das künftige Geschlecht hervorwachsen soll! Die Frauen haben den ganzen zukünftigen Menschen in ihrer Hand, denn die mütterliche Erziehung übt den allermeisten Einfluß auf

das kindliche Herz aus. Fragt nur eure eignen Herzen, ihr Kinder! Die Liebe eurer Mütter ist gewiß euer köstlichster Schatz, dessen Werth ihr freilich oft erst zu spät, aber einmal gewiß erkennt.

So erzählen uns nun die ersten christlichen Zeiten von Müttern, welche durch die Tiefe ihres Glaubens, durch die Innigkeit ihrer Liebe, durch ihr frommes Beispiel die Lehrerinnen der großen Lehrer und Führer unserer christlichen Kirche geworden sind. Nonna, so hieß die Mutter des großen Kirchenlehrers Gregor; Anthusa, das war die Mutter des größten Redners und Predigers der ältesten christlichen Zeiten, des Chrysostomus; Monika hieß die fromme Mutter des berühmtesten aller Kirchenväter, des Bischof Augustinus.

Um euch, ihr Töchter, dankbar zu machen dafür, daß ihr christliche Hausfrauen und Mütter werden könnt und werden sollt, will ich euch sagen, wie es die armen Frauen bei den Völkern anderer Religionen hatten. Die jüdischen Frauen durften im Tempel den Raum nicht betreten, wo die Männer beteten, nur ein Vorgemach war ihnen im Tempel gestattet. Eher kam eine verheirathete Frau nicht zu Ehren, bis sie einen Sohn geboren hatte; Töchter wurden fast für Nichts geachtet, und ihr werdet im Alten Testamente immer nur die Söhne der Väter genannt finden, von den Töchtern ist höchst selten die Rede. Bei den Griechen und Römern war die Frau selten etwas Anderes, als die Aufseherin der Sklavinnen. Was soll ich euch aber nun sagen von den unglücklichen Frauen der amerikanischen Indianer, welche die Lastthiere ihrer Männer sind, von denen der Indier in Asien, welche mit ihren verstorbenen Haustyrannen zusammen lebendig verbrannt werden, oder von den chinesischen Frauen, welche es mit ansehen müssen, wie ihre Töchter von den grausamen Vätern, die nur Söhne haben wollen, getödtet werden! Wie ganz anders also ehrt das Christenthum das weibliche Geschlecht!

5. Constantin.

Man theilt die christliche Kirchengeschichte, um sie besser übersehen zu können, in gewisse Zeitabschnitte oder Perioden. Mit dem oben genannten Constantin, welcher der Große genannt wird, weil er fünf Nebenkaiser besiegte, viel glückliche Kriege führte und Ruhe und Ordnung endlich wieder herstellte, beginnt die zweite Periode. Mit ihm fangen nun bessere Zeiten für die Christen an, ja, durch ihn siegte das Christenthum über das Heidenthum. Neigung für das Christenthum hatten ihm schon der Vater und die Mutter Helena eingeflößt; zur öffentlichen Erklärung für dasselbe aber bewog ihn ein Ereigniß, welches höchst merkwürdig und wunderbar bleibt, wie man es auch erklären möge.

Auf einem seiner gefährlichsten Züge gegen einen seiner mächtigsten Gegner, der in Italien herrschte, sah er an hellem Mittage am Himmel ein Kreuz, in welchem er sogar die Worte zu lesen meinte: Durch dieses Zeichen sollst du siegen. Sofort schloß er den Christen noch inniger sich an und verdankte in der That ihrer thätigen Hülfe den vollständigsten Sieg. Die Folge davon war, daß er durch das Edikt von Mailand 312 den Christen völlig gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern des römischen Reiches einräumte und jede Verfolgung derselben verbot. Zwölf Jahre später, als Constantin durch Besiegung eines letzten Gegners Alleinherr des römischen Reiches geworden war, erhob er sogar die christliche Religion zur herrschenden im Staate.

Er sorgte dafür, daß den Christen die ihnen in den Verfolgungen entrissenen Güter wiedergegeben wurden; er ließ auf seine Kosten viele Kirchen bauen (seine Mutter Helena ließ in Jerusalem über dem Grabe Christi eine Wallfahrts-Kapelle bauen); er gebot die Heilighaltung des Sonntags, hob die Vielweiberei auf und führte die kirchliche Einsegnung der Ehe ein. Er beschränkte die grausame Gewalt der Herren über ihre Sklaven und nahm sich der Armen und Kranken an.

In Rom, dessen Bewohner größtentheils dem heidnischen Götzendienste noch zu sehr anhingen, mochte Constantin seine Residenz nicht aufschlagen. An der Meerenge, welche das Marmormeer mit dem schwarzen Meere verbindet, wählte er den Ort Byzanz, welcher, ehemals eine blühende Handelsstadt, seit 130 Jahren ein durch den grausamen Kaiser Severus verödetes Dorf war. Herrlich erhob sich hier Constantinopel, welches 333 zur Residenz des ersten christlichen Kaisers geweihet ward.

Was den Constantin selbst betrifft, so würdest du sehr im Irrthume sein, lieber Leser, wenn du glauben wolltest, daß derselbe mit seinem Uebertritt zum Christenthume sofort ein ganz neuer und völlig fleckenloser Mensch geworden wäre. O nein, gar manches Vergehen lastete auf seiner Seele, und daß er dies selbst mit Gewissensangst erkannte, zeigte sich deutlich genug, indem er die Taufe, welche ihn rein waschen sollte, erst kurz vor seinem Tode, 337, an sich vollziehen ließ; ja seine Söhne wurden sogar durch Mißhandlung ihres Verwandten Julian Veranlassung, daß dieser, als er später den Kaiserthron bestieg, zum Heidenthume zurückkehrte und einen neuen, obgleich ohnmächtigen Versuch zur Unterdrückung des Christenthums machte. Erwäge aber auch, daß Constantin bis in das reifere Mannesalter Heide war, daß er gerade in den für die Charakterbildung einflußreichsten Jahren, fern von dem Vater, unter den Augen eines abergläubischen und grausamen Kaisers weilen mußte, daß er hierauf achtzehn Jahre lang furchtbare Kämpfe mit gehässigen,

hinterlistigen, grausamen Gegnern zu bestehen hatte, wo es oft genug nur die Wahl galt, selbst unterzugehen, oder Andern den Untergang zu bereiten; erwäge das Alles, und du wirst dich nicht sowohl darüber wundern, daß die christliche Lehre so wenig, sondern vielmehr darüber, daß sie unter solchen Umständen überhaupt Etwas bei Constantin gewirkt. Wird doch auch die Wildniß nicht sofort zum Paradiese, sobald die erste Art an den ersten Baum gelegt ist.

6. Karl der Große und die Ausbreitung des Christenthums.

In den Jahren 768 bis 814 herrschte Kaiser Karl der Große, mit welchem der dritte Abschnitt in der Geschichte der Kirche beginnt, über die Franken. Sie wohnten im nördlichen Frankreich, am Rhein, hatten von Deutschland Schwaben, Bayern und Thüringen inne und bildeten den damals mächtigsten Staat in Europa. Kaiser Karl war ein großer Kriegsheld, ein guter Fürst und ein großer Verehrer des Christenthums. In dieser letzten Eigenschaft hat er vortreffliche Einrichtungen für die Kirche getroffen. Der Unterricht seiner Unterthanen im Christenthum und in allen nützlichen Dingen lag ihm so sehr am Herzen, daß er nicht nur Schulen in seinem ganzen Lande einrichten ließ, sondern selbst noch in vorgerücktem Alter in die Schule ging, um schreiben zu lernen und überall mit gutem Beispiel voranzugehen. Er stiftete viele Kirchengemeinden unter einem Bischofe (Bisthümer), baute prächtige Kirchen, führte die Orgeln und den bessern Gesang ein und ließ zu den bestimmten in der Kirche des Sonntags vorzulesenden Bibelabschnitten (Perikopen) aus den Evangelien und Episteln gute Predigten schreiben, Postillen genannt. Auch die ersten Klöster wurden unter ihm in Deutschland gestiftet, um durch Ordnung, Unterricht und Studien gute Geistliche zu bilden. Endlich ließ er sogenannte Kirchenversammlungen halten, auf denen über das Wohl der Kirche berathen wurde. Daher ehrten ihn denn die Geistlichen auch sehr, und ihr Oberhaupt, der Papst in Rom, dem er Hülfe gegen seine Feinde geleistet hatte, trat einst, als der Kaiser andächtig in der Kirche war, plötzlich auf ihn zu und setzte ihm eine goldene Krone auf mit den Worten: Karl, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser der Römer, ihm sei langes Leben und Sieg! Seitdem hießen die deutschen Kaiser römische Kaiser und ließen sich theils gern von dem Papst krönen, theils verlangte dies der Papst von nun an als ein Recht.

Für die Ausbreitung des Christenthums hat der Kaiser Karl viel gethan, aber freilich nicht immer auf die rechte Weise. So hat er zum Beispiel die tapfern aber widerspenstigen Sachsen,

die damals noch rohe, nach Raub gierige Heiden waren, mit dem Schwert gezwungen, sich taufen zu lassen, und ließ leider Tausende, die sich weigerten, tödten.

7. Gregor der VII. und die Macht der Päpste.

Schon früher haben wir von den Päpsten gehört *); das waren die Bischöfe von Rom, welche mit denen von Alexandrien in Afrika, Antiochien und Jerusalem in Asien und Constantinopel in Europa die angesehensten in der ersten christlichen Kirche waren. Aber Rom war ja die Hauptstadt, und die römischen Bischöfe galten für Nachfolger des heiligen Petrus. Petrus aber wieder war der Erste, gleichsam der Anführer der Jünger, und zu ihm hatte Christus gesagt: „du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Nun heißt zwar Petrus im Griechischen ein Fels, und kurz vorher hatte Petrus seinen Glauben bekannt, und Christus hatte also diesen gemeint, auf den, wie auf einen Fels, er seine Kirche gründen wolle. Allein die Bischöfe von Rom, wo Petrus Bischof gewesen sein soll, behaupteten und setzten es wirklich durch, dieses Wortes wegen die Nachfolger und Statthalter Christi, und also die Ersten in der christlichen Kirche zu sein. Nun hatte der Kaiser Constantin der Große schon angefangen, die Kirche groß und reich, und die Kirchen prächtig und die Gottesdienste und Gottesdiener herrlich und geschmückt zu machen. Pipin, ein Vorfahre Kaiser Karl des Großen, hatte darauf der Kirche Land und Leute geschenkt, und so entstand denn nicht nur der noch jetzt so geheißene Kirchenstaat in Italien, sondern die Geistlichen, und an ihrer Spitze der Papst, wurden auch überaus mächtig, reich, angesehen und bevorzugt. Das war aber eine zu große Versuchung für die Demuth, Entsagung und Selbstverleugnung der Diener Gottes. Sie wurden weltlich, unsittlich, hochmüthig, habsüchtig und herrschsüchtig, und da verkehrte sich denn bald die reine, einfache, heilige Lehre Christi in eine fast rein menschlich gewordene Menge von Lehren und Vorschriften, in Heuchelei und Gewissenszwang, in äußerliche Gebräuche (Ceremonien), in Mittel zum Herrschen und in Sündendienst. Der Mann, dem es gelang, die Macht des Papstes auf eine fast unerhörte Weise geltend zu machen, und von dem sich dann die päpstlichen Anmaßungen herschreiben, war Gregor VII., der Sohn eines Zimmermanns. Er wollte die Geistlichkeit ganz unabhängig von der Macht der weltlichen Fürsten machen und verbot ihnen darum das Heirathen. Nun waren sie ganz an ihr geistliches Amt gebunden. Ebenso untersagte er es, daß ein Geistlicher sich jemals von einem weltlichen

*) Siehe Seite 286.

Fürsten wählen, bestätigen und einführen ließe in sein Amt, dies gebühre allein dem Papste. Fast alle Fürsten Europas fügten sich in seinen Willen, nur Heinrich der IV., Kaiser von Deutschland, nicht. Dafür ließ ihn der Papst nach Rom fordern, und als der Kaiser sich solcher unverschämten Forderung nicht nur widersetzte, sondern den Papst selbst absetzte, da schleuderte dieser den Bann gegen den Kaiser: „Ich verbiete im Namen des allmächtigen Gottes dem Könige Heinrich die Regierung des deutschen Landes und spreche alle Christen von der eidlichen Verbindlichkeit los, die sie ihm geleistet haben.“ Eine solche Handlungsweise nannte man in den Bann thun. So weit war es nun schon mit der Welt damals gekommen, daß Niemand wagte, sich dem Kaiser anzuschließen oder dem Papste ungehorsam zu sein. So verlassen war Heinrich in kurzer Zeit, daß er sich entschloß, mitten im Winter mit seiner Familie über die Alpen zu steigen und im Büßergewande sich dem Papste darzustellen. Denkt euch, ein Kaiser, eine Kaiserin im Schnee der Alpen, von aller Hülfe entblößt! Und was that der stolze, übermüthige Papst? Drei Tage ließ er den büßenden Kaiser im Hemde auf seinem Hofe im Schnee stehen. Ist das nicht unerhört, sowohl von dem, der es gethan, als dem, der es gelitten? — Noch schlimmer als der Bann war das Interdikt, welches der Papst über ganze Länder aussprach. Dann durften im Lande keine Glocken geläutet, keine Ehen eingesegnet, keine Kinder getauft, keine kirchlichen Handlungen vorgenommen werden. Diese Strafe traf einst England, als der König dem Papst Innocenz nicht gehorchen wollte. Auch dieser Fürst mußte sich demüthigen. Am schrecklichsten erscheint aber die Macht der Päpste einem ganzen deutschen Kaiserhause gegenüber, nämlich den Hohenstaufen. Denn siehe da! so mächtig, so ausgezeichnet viele dieser Kaiser waren: sie unterlagen. Der Letzte dieses Stammes, ein liebenswürdiger Fürst von erst 20 Jahren, Conradin, wurde in Neapel auf Antrieb des Papstes enthauptet.

8. Luther und die Reformation.

Wenn man hört, wie es um das 16te Jahrhundert, als Luther lebte, in der Kirche aussah, wird man schier versucht, mit dem Propheten zu sprechen: „Finsterniß bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker.“ Da gab es hunderte von Mönchsorden, die sich's in ihren Klöstern wohl sein ließen und die armen Leute berückten mit ihren argen Listen und Tücken. Luther sagt von ihnen: „Mönche sind ein müßig Volk, die Nichts thun als plerren in den Kirchen, essen, trinken, schlafen, und sind wie die Mastschweine. Ein Mönch ist ein fauler Schelmen, frei von Kirchensorge, von Bürgerlast, von Haussorge, ein müßiger und

faulfressiger Bruder in den Gütern, mit anderer Leute Schweiß erworben." — Da waren ferner die Priester mit ihren Messen, ihrem Fegefeuer, ihrem Ablaß und ihren Heiligen. Von dem Leichtsinn, mit dem selbst die Geistlichen die heiligen Dinge trieben, sagt Luther: „Kaum hatte ich Eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen keine an der Mandel, und als ich in Rom meine erste Messe hielt, und meine Rede ihnen zu lange dauerte, rief man mir zu: mach, daß du den Herrn Jesum zu seiner Mutter wieder zurückschickst!" Sprach doch der damalige Papst Leo X. selbst: „die Fabel von Christus bringt uns viel Geld ein." — Da waren endlich eine Menge von Bußübungen, Strafen, sogenannte gute Werke zur Seligkeit u. dergl. m., wodurch die Geistlichen Macht über die Gemüther der Layen (Nichtgeistlichen) erlangten und behielten, z. B. die Wallfahrten, das Beten einer bestimmten Anzahl von „Vater unser" und „Ave Maria", wozu der Rosenkranz mit großen und kleinen Kügelchen versehen war, die Reliquien, d. h. heilige Ueberbleibsel aus dem Leben Christi und der Heiligen, z. B. das Schweißtuch, in welches Christus gewickelt, die Nägel, mit denen er angeheftet worden war, Theile von seinem Kreuze u. s. w. Das Schlimmste aber von Allem war doch der Handel, den man mit den Sünden der Menschen trieb. Die Hauptlehre des Christenthums, daß der Mensch vor Gott gerecht werde durch die Annahme seiner in Christo angebotenen Gnade (Glaube), wurde von dem Papst und seinen Dienern in die Gotteslästerung verkehrt, daß man für Geld die Sündenvergebung erkaufen könne, und zwar sowohl für sich selbst, als auch für die bereits Gestorbenen (Seelenmessen). Dies war der Ablaß, der den Päpsten ein ungeheures Geld einbrachte, ihnen aber auch — den Hals brach.

Als es nun so in der Welt aussah, wurde Luther geboren, und zwar am 10ten November 1483. Seine anfangs armen Eltern, Hans Luther, ein Bergmann, und Margarethe, eine geborne Lindemann, lebten zur Zeit seiner Geburt in Eisleben, welches sie jedoch bald nach derselben mit dem Städtchen Mansfeld vertauschten. Hans Luther, dem die Erziehung seines Kindes sehr am Herzen lag, empfahl dem Lehrer, als er den Knaben Martin in die Schule brachte, nachdrückliche Strenge. „Ich bin von meinem Lehrer", sagt Luther, „an einem Vormittage funfzehnmal hintereinander wacker gestrichen worden." Nicht gelinder behandelten ihn seine Eltern, und er klagt: „Meine Eltern haben mich hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich einmal einer geringen Nuß willen, daß das Blut hernach floß." Doch Luther verlor die Lust zum Lernen nicht, und so kam es, daß er zuerst auf die Schule nach Magdeburg, dann nach Eisenach gebracht wurde. Doch sauer mußte er sich seinen Unterhalt mit Singen verdienen. „Ich mußte," sagt er,

„als ein armer Kurrendeschüler mein Brot mit Singen vor den Thüren suchen; als ich nun einstens etliche Mal abgewiesen wurde, ward ich sehr betrübt. Dies merkte eine gottselige Frau, Conrad Kotta's Wittwe, rief mich wieder zurück und gab mir ein Stück Brot." Und sie gab ihm wegen seines anständigen Betragens und frommen Sinnes noch mehr; sie ließ ihn studiren. Nun trieb Luther eifrig seine Studien und daneben das Drechseln und die edle Musika; wie er denn gar schöne Lieder und Melodien in unsern Gesangbüchern gemacht hat, z. B. Eine feste Burg rc., Aus tiefer Noth rc., Vom Himmel hoch rc. Wir finden dann später Luther in Erfurt, wo er die Rechtsgelehrsamkeit studirte und Magister ward. Hier fand er zum erstenmal eine lateinische Bibel. Dies, und der Tod seines Freundes Alexius, der an seiner Seite vom Blitz erschlagen wurde, bestimmte Luther, sich in ein Kloster zu begeben und ein Mönch zu werden. Sein Vater war sehr unzufrieden damit. „Da ich erstlich ein Mönch ward," schreibt Luther, „wollte mein Vater tolle werden, war übel zufrieden und wollt' mir's nicht verstatten. Da ich's ihm schrieb, antwortete er mir wieder und hieß mich Du, da er mich doch zuvor, wegen des Magisters, Ihr genannt." Doch endlich fügte sich der Vater, und Luther ging in's Augustiner-Kloster. Aber Luther fand keinen Frieden und keine Ruhe in dem neuen Stande. Ob er gleich überaus fleißig war und alle Pflichten eines Mönches genau erfüllte, fiel er doch bald in eine tiefe Schwermuth. „Ich bin 20 Jahr ein Mönch gewesen", sagt er von sich selbst, „und ein so frommer, daß, wenn ein Mönch durch Möncherei könnt' gen Himmel kommen, so wollt' ich auch hineinkommen sein. Ich habe mich gemartert mit Beten, Fasten, Wachen, Frieren, daß ich allein vor Frost möchte gestorben sein. Dennoch war ich so traurig und betrübt, daß ich gedachte, Gott wäre mir nicht gnädig. Es sagte einmal mein Beichtvater zu mir, da ich immer närrische Sünden vor ihn brachte: „Du Narr! Gott zürnet nicht mit dir, sondern du zürnest mit Gott." Da ward denn seine Gesundheit gar sehr zerrüttet, und er fiel in eine schwere Krankheit. Wie viel Luther schon damals versprochen haben muß, geht aus den denkwürdigen Worten eines alten Mönches hervor, der in seiner Krankheit tröstend zu ihm sprach: „Seid getrost, mein Bruder, ihr werdet des Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viele Leute trösten wird." Ganz besonders nahm sich der Kloster-Vorsteher, Staupitz, seiner an, und als der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, 1502 die hohe Schule (Universität) Wittenberg stiftete, rief ihn Staupitz dahin und machte ihn zum Professor und Prediger. So groß war das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu ihm, daß sie ihn nach einigen Jahren, um Ordensstreitigkeiten beizulegen, nach Rom schickten, welche Reise darum von Wichtigkeit

für sein Leben geworden ist, weil sie ihn zuerst mit tiefem Abscheu gegen des Papstthums Wesen und das Priesterthum erfüllte. In seinem 29sten Jahre wurde Luther zum Doktor der Gottesgelahrtheit gemacht, die höchste Würde an einer Universität. „Ich wurde dazu gerufen und gezwungen“, sagt er, „daß ich mußte Doktor werden, ohne meinen Dank, aus lauter Gehorsam. Da habe ich meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben müssen, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren. Ueber solchem Lehren ist mir das Papstthum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren. Darüber ist's ihm ergangen, wie vor Augen.“

Und das Papstthum ist ihm folgendermaßen in den Weg gefallen. Vom Ablaß haben wir schon oben geredet; das war ein gut Einkommen für die Päpste. Die brauchten viel Geld für ihre Pracht und ihre schönen Kirchen und — wie sie sagten — „wider den Türken.“ Da verkauften sie denn den Bischöfen in Deutschlend und den andern Ländern ihren Bischofsmantel, den einen gegen 26,000, den andern gegen 30,000 Gülden, und so fort. „So theuer“, sagt Luther, „kann der heilige Vater zu Rom Flachsfäden verkaufen. Also hat sich das Spiel begunnen über einem hänfen Faden, und weiß noch Niemand des Spieles Ende. Möchte kommen, der Papst sollt' wol an demselben Faden erwürgen und ersticken.“ Damit meint er nämlich den Mantel, den damals der Erzbischof Albrecht zu Magdeburg sollte dem Papste bezahlen und konnte nicht; er erhielt aber die Erlaubniß, den Ablaß zu verkündigen, so er dem Papste die Hälfte des Gewinnes wollte lassen. Als Ablaßprediger ward Tezel in die deutschen Länder gesandt, dieser große Beuteldrescher, wie ihn Luther nennt, der da predigte: „sobald das Geld in meinem Kasten klingt, sobald die Seele aus dem Fegefeuer in den Himmel springt.“ Dies Fegefeuer war auch eine Erfindung der Päpste, welche lehrten, daß jedes Menschen Seele, ehe sie in den Himmel kommen könne, im Fegefeuer geläutert werden müsse. „Zu der Zeit war ich Prediger“, schreibt Luther, „und ein junger Doktor, neulich aus der Esse kommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift.“ Da kann man nun denken, wie Luther, dem es mit seinem Christenthume ein solcher Ernst war, über solche Schändlichkeiten empört war. Seine Beichtkinder waren auch aus Wittenberg nach Jüterbock zu dem Ablaßkrämer gelaufen und hatten gegen Geld ihre Zettel erhalten; aber Luther wollte die nicht gelten lassen. Da entbrannte Tezel in wilder Wuth und zündete ein Feuer auf dem Markte an, als Zeichen, daß er solche Ketzer verbrennen könne. Luther aber schlug seine 95 Sätze wider den Ablaß, Thesen genannt, an die Schloßkirche zu Wittenberg an, und — in vier Wochen stand ganz Deutschland in Flammen. Aber diese Sätze trafen auch den Nagel auf den

Kopf. Der 6te Satz lautete z. B.: „Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei.“ Der 32ste Satz: „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.“ Am Schlusse sagt er: „Ich bitte um Christi willen Alle und Jeden, mir einen bessern Weg zu zeigen; denn so verwegen bin ich nicht, daß ich meine Meinung der Meinung aller Andern durchaus vorgezogen haben wollte; doch bin ich auch nicht so unverständig, daß ich das göttliche Wort den Fabeln, die die menschliche Vernunft erfunden, nachsetzen ließe.“ Wie ein Blitz zündeten diese Sätze; sie durchliefen in acht Wochen ganz Europa. Nach drei Jahren übersetzte man Luthers Schriften in's Spanische; nach vier Jahren kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. Die Welt war reif und empfänglich für die Wahrheit in Luthers Worten, und so kam es überall zur Entscheidung: entweder für Luther oder für den Papst. Ein Gesandter des Papstes machte zwei Jahre hernach die Erfahrung auf seiner Reise von Italien nach Deutschland daß er immer Drei für Luther, und Einen für den Papst fand.

Mit diesen Sätzen im Jahre 1517 hat nun die Reformation begonnen. Ihr weiterer Verlauf, der hier nicht in seiner ganzen Ausführlichkeit erzählt werden soll, war kürzlich dieser. Der Papst merkte allmälig, daß ihm diese Thesen an's Leben gingen, darum machte er ernstliche Versuche, Luthern zum Widerruf zu bringen, und als das nicht gelang, that er ihn in den Bann, 1520. Da konnte Luther aber schon so weit gehen, die Bannschrift (Bulle) des Papstes im Beisein der ganzen Universität in's Feuer zu werfen. Und so mächtige Freunde und so viele Anhänger hatte Luthers Sache schon, daß der damalige deutsche Kaiser Karl V. und der Papst drei Reichstage, in Worms, in Speier und in Augsburg hielten, um die Sache der Protestanten, wie man Luther und seinen Anhang nannte, zu entscheiden; daß viele sogenannte Religionsgespräche gehalten wurden, um die Sache mit dem Worte auszufechten, und daß endlich zwei Kriege, der schmalkaldische in den Jahren 1547 bis 1555, und der 30jährige, von 1618 bis 1648, die Sache Luthers und der Reformation entschieden; der erstere brachte uns Protestanten den Religionsfrieden, dem letztern verdanken wir die Religionsfreiheit. Sauer ist dieselbe errungen worden. Wir wollen das hohe Gut dankbar bewahren und uns dessen durch Treue und Eifer würdig machen.

9. Die religiösen Gesellschaften.

Keine andre Religion hat in den Menschen den Trieb und Drang, sich an einander zu schließen und sich unter einander zu verbinden, so sehr geweckt, wie das Christenthum. Das kommt daher, weil

das Erste und das Letzte, das Beste und das Größeste darin die Liebe ist. Diese hat die erste und natürlichste Verbindung, die Ehe, und also die Familie gestiftet, dieser verdanken wir auch die größeste Verbindung, die es auf Erden giebt, die Gemeinschaft der an Christum Glaubenden (Gemeinschaft der Heiligen nennt dies der dritte Artikel) oder die Kirche. In dieser großen Gemeinde bilden sich aber ganz natürlich kleinere Gemeinschaften, die sich zu irgend einem besonderen christlichen Endzweck verbinden. Alle, die zu diesem besonderen Gegenstande eine und dieselbe Liebe im Herzen tragen, schließen sich ganz von selbst an einander, um diesen Zweck desto sicherer zu erreichen. So sind die verschiedenen religiösen Gesellschaften entstanden, die wir in unserer Kirche finden. Zuerst die Missionsgesellschaften. Zu seinen Jüngern sprach Christus: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Das haben die Apostel redlich gethan, und wir haben oben davon schon Einiges gehört. Ihnen nach haben es andere gottbegeisterte Männer gethan; auch von diesen haben wir Manches gehört. Da aber „alle Völker" gelehrt und getauft werden sollen, und die Liebe nicht eher ruhen kann, wenn sie eine christliche Liebe ist, bis dies wirklich geschehen ist; und da es unter den 1000 Millionen Menschen, die ungefähr auf der Erde sein mögen, noch 800 Millionen Heiden, Muhamedaner und Juden giebt, so kann und darf das Geschäft, allen Denen, die noch Nichts vom Christenthum wissen, sein Evangelium zu predigen, auch niemals aufhören; es müßte denn die christliche Liebe gänzlich erkalten. Je nachdem diese nun mehr oder weniger kräftig und lebendig in der christlichen Kirche und den einzelnen Christen ist, je nachdem sehen wir auch das Werk der Heidenbekehrung bald eifrig, bald lässig betrieben. Nachdem die Reformation feste Wurzeln geschlagen hatte, fing man etwa in der Mitte des 17ten Jahrhunderts an, an die unbekehrten Mitbrüder zu denken. Da wollen wir uns die Namen derjenigen Missionäre merken — so nennt man Diejenigen, welche sich entschließen, zu den Heiden das Evangelium zu bringen — welche zuerst in der protestantischen Kirche berühmt wurden, die Namen Johann Elliot, den Apostel der Indianer, Bartholomäus Ziegenbalg, den ersten Missionär der Indier, und Hans Egede, den Apostel der Grönländer. Nach diesen waren es die Herrenhuter, oder die Brüdergemeinde, welche sich der Mission auf's Eifrigste annahmen und nach vielen Seiten hin Boten sendeten. Aber der eigentliche Missionsgeist erwachte erst am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts, als in England die große Londoner Missionsgesellschaft gestiftet wurde, mit welcher jetzt über 600 andere Gesellschaften in Verbindung stehen, und die über 2 Millionen Thaler jährliche Einnahmen hat. Angeregt durch

die großen Erfolge dieser Gesellschaft, entstand nun seit 1800 auch in Deutschland eine Missionsgesellschaft nach der andern: in Halle, in Basel, in Barmen, in Berlin, in Dresden, Hamburg, Stettin u. s. w., welchen wieder unzählige Tochtergesellschaften und Zweigvereine sich anschlossen, so daß gegenwärtig fast kein Theil der Erde ist, zu dem nicht die Boten dieser Gesellschaften dringen. So will sich das Wort des Herrn verwirklichen: „Ein Hirt und eine Heerde!"

In unserm Vaterlande Preußen wirkt seit dem Jahre 1823 mit großem Segen die „Berliner Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden." Sie hat bereits über 120 Zweigvereine, eine Einnahme von 40,000 Thalern und besitzt auf 7 Stationen, in Süd-Afrika und Ostindien, 14 Arbeiter oder Sendboten. In ganz Europa giebt es jetzt 28 Haupt- oder Muttergesellschaften, wovon 10 auf Deutschland kommen. In der ganzen Welt giebt es aber 33 Missionsanstalten, welche zusammen 13,000 Arbeiter und Arbeiterinnen auf dem großen Felde der Ausbreitung des Reiches Gottes haben, unter diesen aber nur 2000 eigentliche Missionäre. Die Stätten, wo diese wirken, nennt man Stationen; solcher giebt es überhaupt 1243. Die Gesammt-Einnahmen aller Missionsgesellschaften betragen 8 Millionen und 400,000 Thaler.

Den Missionsgesellschaften zur Seite stehen die Bibelgesellschaften. Wenn jene segensreich wirken sollen, müssen diese mit ihnen Hand in Hand gehen; denn ohne Bibel ist die Predigt wie ein Haus ohne festen Grund; ohne die Bibel könnten auch Die, denen gepredigt wird, nicht prüfen, ob ihnen wirklich das Evangelium oder etwas Anderes — wie es wohl geschehen ist — verkündigt wird. Die Bibelgesellschaften sind im Jahre 1804 in England entstanden, nachdem freilich schon lange vorher die Canstein'sche Bibelanstalt in Halle zur Verbreitung der Bibel jene wohlfeilen Ausgaben veranstaltet hatte, deren wir uns noch immer im Namen der Armen erfreuen. Die Londoner britische und auswärtige Bibelgesellschaft ist eine wahre Riesenanstalt, denn sie hat seit ihrem Bestehen schon über 16 Millionen Bibeln vertheilt. In 162 verschiedene Sprachen hat sie die Bibel übersetzen lassen; sie besitzt 700 Zweigvereine und hat eine jährliche Einnahme von 500,000 Thalern. Auch in Deutschland haben wir nun eine ansehnliche Anzahl von Haupt-Bibelgesellschaften. Die „Berliner Haupt-Bibelgesellschaft" hat seit ihrer Stiftung im Jahre 1814 über 1 Million Bibeln und Neue Testamente vertheilt. Sie hat jetzt 90 Tochtergesellschaften und eine Jahres-Einnahme von fast 12,000 Thalern.

Außer diesen Gesellschaften finden wir nun noch zunächst die Mäßigkeitsvereine, welche sich den edlen Zweck vorgesetzt haben, den Branntwein, diesen Verderber so vieler Menschenleben

und Menschenseelen, wo möglich ganz zu verbannen und an seine Stelle andere Getränke treten zu lassen. Kein Verein hat sich so schnell ausgebreitet, als dieser; aber bei keinem liegt auch freilich das Verderben so auf der Hand. Es ist kaum eine Stadt zu nennen, die nicht ihren Mäßigkeitsverein hätte, und wenn auch der Mitglieder im Verhältniß zur Einwohnerzahl nur wenige sind, so ist doch diese Zahl im Ganzen groß genug, um eine Schaar zu bilden, von der ein sehr großer Einfluß auf das Laster des Trunkes allmälig ausgeübt wird. Ausgezeichnete, wohldenkende Männer stehen an der Spitze dieser Vereine, deren Zahl jetzt auf ungefähr 1000, mit über 2 Millionen Mitgliedern, im preußischen Staate angewachsen ist; vielerlei Schriften, Blätter, Zeitungen, Berichte erscheinen, um der guten Sache der Mäßigkeit mächtig das Wort zu reden, und die 10,000 Branntwein-Brennereien, die es im Jahre 1843 im preußischen Staate gab, haben den Einfluß dieses Vereins dergestalt erfahren, daß ihre Anzahl seitdem, im Verhältniß zur steigenden Einwohnerzahl, sichtbar abgenommen hat.

Demnächst wollen wir des Gustav-Adolph-Vereins gedenken. Dem König Gustav Adolph von Schweden verdanken wir Protestanten außerordentlich viel. Er nahm sich unserer im 30jährigen Kriege mit solcher Kraft und so vielem Glücke gegen die Katholiken an, welche uns nicht freie Religions-Ausübung gestatten wollten, daß im Jahre 1648 der westphälische Friede geschlossen werden konnte, der uns die Religionsfreiheit brachte. Preußen, Sachsen, Hanover, Braunschweig, Hessen, Baden, Württemberg, Mecklenburg, die freien Reichsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck, Dänemark mit Holstein und Schleswig, Norwegen und Schweden, Holland, die Schweiz und England (obgleich dies Letztere eine eigne Kirche, nämlich die sogenannte bischöfliche, bildet), das sind die vornehmsten protestantischen Länder. Aber auch in den übrigen Reichen Europa's leben Protestanten zerstreut und oft unter hartem Druck, oder doch wenigstens ohne Mittel, Kirchen und Schulen bauen, Geistliche und Lehrer anstellen und überhaupt sich einen eigenen Gottesdienst einrichten zu können. Viele müssen meilenweit gehen, um sich mit protestantischen Brüdern zu einem Gottesdienst oder zur Feier der Sakramente (Taufe und Abendmahl) vereinigen zu können. Vielen ist das Abhalten besonderer Gottesdienste, das Läuten der Glocken, das Spielen der Orgel, die feierliche Bestattung ihrer Todten u. s. w. nicht erlaubt; Viele haben weder Kirchen noch Schulen. Das hat ihren protestantischen Glaubensbrüdern immer wehe gethan, und als daher im Jahre 1832 am 6ten November der zweihundertjährige Gedächtnißtag des Heldentodes wiederkehrte, den der schwedische König für die Freiheit unseres evangelischen Glaubens starb, da wurde zuerst der Wunsch aus-

gesprochen, daß sich doch die evangelischen Christen zusammenthun möchten, um ihren unvermögenden oder bedrückten Glaubensbrüdern zu Hülfe zu kommen. Jedoch erst im Jahre 1842 wurde dieser Wunsch erfüllt: es traten in Leipzig, Dresden und Darmstadt die ersten Vereine zusammen, die sich nach dem schwedischen Märtyrer Gustav-Adolphs-Vereine nannten. Unser gegenwärtiger König und Herr, Friedrich Wilhelm IV., ein Freund alles Großen und Edlen, nahm sich auch dieser guten Sache an, ja, er erklärte sich sogar selbst zum Protektor (Beschützer) des Vereins. Und so ist derselbe in allen evangelischen Landen schnell gewachsen und gediehen. In Deutschland giebt es jetzt 33 Haupt-Vereine, deren jeder eine beträchtliche Anzahl von Zweig-Vereinen zählt. So hat Preußen 189 Zweig-Vereine in seinen 8 Haupt-Vereinen. Der Haupt-Verein für die Provinz Brandenburg allein hat 66 Ortsvereine, hat seit seinem Bestehen 24,000 Thaler auf Unterstützung bedrängter Gemeinden verwenden können und ein Vermögen von 20,000 Thalern außerdem gesammelt. Die Sammlungen aller preußischen Vereine beliefen sich im Jahre 1845 auf 60,000 Thaler. Alle Haupt-Vereine haben wieder einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in einem Central-Vorstande, der in Leipzig seinen Sitz hat, und zu dem die Haupt-Vereine jährlich ihre Abgeordneten senden, um zu berathen, welchen Gemeinden Unterstützungen angedeihen sollen.

Außer den genannten Vereinen giebt es aber noch gar manche andere, welche wir hier nur nennen können. So giebt es Traktaten-Gesellschaften, welche bemüht sind, religiöse Schriften in die Hände des Volkes zu bringen, Kranken-Vereine für Männer und Frauen, Vereine zur Besserung sittlich verwahrloseter Kinder, zur Besserung der Strafgefangenen; Vereine, welche sich der kleinen Kinder derjenigen Eltern annehmen, welche durch ihre Armuth abgehalten werden, um ihrer Arbeit willen, sich um ihre Kinder bekümmern zu können; dies sind die Klein-Kinder-Schulen und Klein-Kinder-Bewahranstalten. Auch die Sonntagsschul-Vereine und die Handwerker-Vereine gehören hierher, welche bemüht sind, denen, welche die Schule bereits verlassen haben, an den Sonntag-Abenden Gelegenheit zu geben, sich weiter auszubilden und sich vor schlechter Gesellschaft und unsittlichem Wandel bewahren zu können. Alle diese Vereine, und noch unzählige andere, sind Früchte der christlichen Liebe.

10. Von den verschiedenen christlichen Religions-Parteien und Sekten.

So wie die Liebe die Christen unter einander verbunden hat, so hat sie der Glaube leider! getrennt. Das liegt aber in seiner

Natur. Er bezieht sich ja auf die höchsten Gegenstände, nämlich auf die ewigen, übersinnlichen. In diesen kann der Mensch nicht mit Andern, als mit Denen in eine Verbindung treten, welche über diese wichtigsten Dinge mit ihm gleich, oder doch wenigstens ähnlich denken. Es ist nicht möglich, daß ein Gottloser und ein Gottesfürchtiger eine innige Freundschaft schließen können. Daher ist es denn gekommen, daß sich überall in der Religion, also auch im Christenthum, Diejenigen zusammengethan haben, welche desselben Glaubens lebten. Das wollen wir ihnen nun auch gar nicht verargen, sondern es kann dies nicht wohl anders sein. Das aber war gewiß das Falsche daran, daß Diese, die sich also durch ein und denselben Glauben verbunden fühlten, sich auch ausschließlich für die Gläubigen erklärten, die Andern verachteten, oder gar verfolgten und keine Art von Gemeinschaft mit ihnen haben wollten; wo dies geschehen ist, da hat auch allemal die Liebe gefehlt. Und das wäre eben so falsch, wenn sie Andern ihre Glaubensweise aufdrängen wollten, denn es darf mir zwar nie gleichgültig sein, wie Andere über die höchsten Güter denken, sie können sich dieselben aber nicht anders aneignen, als durch freie Ueberzeugung. Ich muß mich also begnügen, meinen Glauben zu predigen, d. h. von ihm zu reden und zu zeugen, und das ist mir unbenommen; alles Andere aber muß ich Dem anheimstellen, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt.

Die Leidenschaft, Andere zu bekehren, hat in der Geschichte des Christenthums die Religionskriege und Verfolgungen hervorgerufen; die Unduldsamkeit hat die verschiedenen Sekten und Spaltungen erzeugt, die Verschiedenheit des Glaubens aber die verschiedenen Glaubensgemeinschaften oder Kirchen entstehen lassen. — Solcher verschiedenen Glaubensweisen hat es von Anfang der christlichen Kirchengeschichte an namentlich zwei gegeben: morgenländische und abendländische Christen. Die Morgenländer haben eine feurige Natur, heftige Triebe und eine lebhafte Einbildungskraft; die Abendländer sind nachdenklicher, ruhiger, ernster. Zur abendländischen Kirche gehören die meisten europäischen und amerikanischen Christen; zur morgenländischen die asiatischen, russischen und griechischen Christen.

Die abendländischen Christen theilen sich dann wieder in zwei Haupt-Unterschiede: katholische und protestantische oder evangelische Christen.

Die Katholiken unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den Protestanten: 1) daß sie den Papst in Rom für das untrügliche, sichtbare Oberhaupt der Kirche halten; 2) daß sie behaupten, außerhalb ihrer Kirche gäbe es keine Seligkeit, sondern nur Verdammung, weshalb die Andersdenkenden (Ketzer) ausgerottet werden müßten; 3) daß sie in Religions-Angelegenheiten nicht nur die Bibel, sondern auch die mündliche Ueberlieferung und

die Aussprüche des Papstes und der Kirchenversammlungen für entscheidend erklären (die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trident bilden ihren Katechismus); 4) daß sie nicht den Glauben allein für hinreichend zur Seligkeit erklären, sondern an die Verdienstlichkeit guter Werke*) glauben, und daß sie 5) sieben Sakramente annehmen. Eine Unterabtheilung der katholischen Kirche ist die gallikanische oder französische, welche sich von dem Papst unabhängig erhalten hat.

Die griechische Kirche, welche in Rußland, Griechenland, Armenien und einem großen Theil von Asien herrschend ist, hat zwar viel Aehnliches mit der katholischen Kirche, doch erkennt sie den Papst nicht an und erlaubt ihren Geistlichen die Ehe und den Layen (Nichtgeistlichen) die Bibel, welches Beides die katholische Kirche nicht gestattet.

Ob man die im Jahre 1844 entstandene Partei der Deutsch-Katholiken oder Christ-Katholiken zur katholischen Kirche rechnen soll, oder zu den Protestanten, ist schwer zu sagen; die Zeit wird es erst lehren. Den Papst und die mündlichen Ueberlieferungen bei Auslegung der heiligen Schrift nehmen sie übrigens nicht an. Sie zerspalten sich wieder in Solche, welche das apostolische Glaubensbekenntniß beibehalten (Czersky), und in Solche, welche es abgeschafft wissen wollen (Ronge).

Die Protestanten haben alle jene katholischen Lehren seit der Reformation verworfen, die Bibel zur alleinigen Quelle und Richtschnur in religiösen Dingen angenommen und glauben, daß der Mensch, ohne sein Verdienst, allein durch den Glauben, der in Liebe thätig ist und sich so als der rechte erweist, vor Gott gerecht werde. Wir haben nur zwei Sakramente, Taufe und Abendmahl.

Unter den Protestanten giebt es wieder mancherlei verschiedene Glaubensweisen und Kirchen. Die beiden größten sind die Lutheraner und Reformirten, welche sich, um einer verschiedenen Auffassung des Abendmahls willen, zur Zeit Zwingli's, Calvin's und Luthers von einander schieden, von unserm verstorbenen Könige im Jahre 1819 durch die Union aber wieder vereinigt worden sind, bis auf einige Gemeinden, welche unter dem Namen Alt-Lutheraner bei dem alten Lutherthum geblieben sind. Luther glaubte nämlich, daß bei dem Genusse des Brotes und Weines ein wirklicher Genuß des Leibes und Blutes Christi selbst stattfinde, und man nur bei diesem Glauben das heilige Abendmahl wirksam genieße. Die Reformirten dagegen

*) Man muß aber ja nicht glauben, daß unsere protestantische Kirche die guten Werke verachtet; sie will ja den rechten Glauben daran erkennen. Sie hält aber dieselben nicht für verdienstlich, weil zwischen uns und Gott von „verdienen" nicht die Rede sein könne.

sind der Meinung, daß beim Abendmahl nur ein geistiger Genuß stattfinde, und daß Brot und Wein sinnbildlich die geistigen Wohlthaten Jesu Christi darstellten. Daß sich die Lutheraner des ungesäuerten, die Reformirten des gesäuerten Brotes bedienen, ist etwas mehr Aeußerliches. Von den beiden genannten Kirchen unterscheidet sich die englische oder bischöfliche Kirche dadurch, daß sie die Lehren der Protestanten angenommen, aber die äußeren Einrichtungen der katholischen Kirche, bis auf den Papst und die Mönche, beibehalten hat. Die Reformirten in Schottland heißen Presbyterianer.

Die Wiedertäufer, die unter dem Namen Taufgesinnte und Mennoniten noch hie und da in den protestantischen Kirchen vorkommen, schreiben sich aus den Zeiten Luthers her, wo sie Unruhen und gräuliche Kriege verursacht haben. Sie halten die Kindertaufe für unerlaubt und taufen die übertretenden Erwachsenen noch einmal. Den Eid und den Kriegsdienst verwerfen sie.

Die Herrnhuter oder die Brüder-Gemeinden haben ihren Namen von einer sächsischen Besitzung ihres Stifters, des Grafen Zinzendorf. In ihrem Glauben unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den übrigen Protestanten, sondern nur in ihrem Leben. Hier lassen sie das Gefühl vorherrschen (weshalb leicht Schwärmerei entsteht) und legen den größten Werth auf Sittenreinheit, weshalb denn auch in ihren Einrichtungen Alles darauf berechnet ist, diese aufrecht zu erhalten und zu bewahren. Da sie Alles auf Christum beziehen und von ihm nehmen, so hat er auch die Entscheidung (durch das Loos) in allen wichtigen Angelegenheiten ihres Lebens, wie in den kleinsten. Sie haben bisher durch ihre meistentheils ungeheuchelte Frömmigkeit immer vortheilhaft auf die christliche Kirche eingewirkt.

Ihnen und den Taufgesinnten einigermaßen ähnlich sind die Quäker in England, welche ebenfalls das innere Gefühl in der Religion entscheiden lassen. Deshalb haben sie auch keine eigentlichen Geistlichen, kirchliche Einrichtungen und Lebens- oder Sittenregeln. Es muß Alles durch augenblickliche Eingebung des Geistes kommen, auf welche sie bei ihren Versammlungen warten. Unterschied der Stände, Kriegsdienst und Eidschwur verachten sie.

Es hat von je her in der christlichen Kirche Solche gegeben, welche alles Uebernatürliche aus dem Christenthum entfernt wissen wollten und sich mit dem Vernünftigen und Sittlichen darin begnügen zu müssen glaubten. Sie haben zu allen Zeiten verschiedene Namen gehabt. In der alten Zeit hießen sie Pelagianer, dann Socianer, endlich Rationalisten. In neuester Zeit haben sie sich selbst den Namen Lichtfreunde oder protestantische Freunde beigelegt.

Ihnen gegenüber stehen diejenigen Christen, welche auf das Uebernatürliche und Wunderbare in dem Christenthume den meisten Werth legen, weil dies auch die heilige Schrift thue, und weil der verderbten menschlichen Natur nicht anders zu helfen sei. Man hat diese Christen bald Pietisten, bald Mystiker, bald haben sie sich selbst schlechtweg die Gläubigen genannt.

E. Von der Zeit und dem Kalender.

Liebe Kinder, Ihr habt gewiſs des Nachts die tausend und aber tausend blinkenden Sterne, den still dahin wandelnden Mond mit seinem silbernen, wechselnden Lichte, und am Tage die hell glänzende Sonne am hohen Himmelszelt auf- und absteigen gesehen. Achtet ihr recht genau auf alle diese Gestirne, so kann euch nicht entgehen, wie sie so gleichmäſsig und bestimmt ihren Weg am Himmel dahin gehen. Wegen dieser Regelmäſsigkeit haben sie auch von Anfang an dem Menschen dazu gedient, die Zeit nach ihrem Laufe abzumessen, und noch heut weiſs euch der Landmann aus dem Stande der Sonne bei Tage, und der Hirt und Jäger aus der Stellung der Sterne des Nachts die Stunden anzugeben. Wenn die Sonne des Morgens im Osten als feuriger Ball im Horizont *) aufgegangen ist, steigt sie in einem Bogen (Tagbogen) am Himmel empor, erreicht gegen Mittag (12 Uhr) ihren höchsten Punkt oder geht durch den Mittagskreis, worauf sie sich wieder herabsenkt und in der Westgegend untergeht. Die Zeit, welche sie braucht, um zum zweiten Male den Mittagskreis zu erreichen, beträgt 24 Stunden und heiſst ein Sonnentag. So ein Sonnentag besteht aus dem natürlichen Tage und der natürlichen Nacht. Im Kalender rechnet man nach bürgerlichen Tagen; ein solcher reicht von einer Mitternacht bis zur folgenden. Jene Bewegung der Sonne und übrigen Gestirne um die Erde ist nur scheinbar. Es ist vielmehr die Erde, welche sich in 24 Stunden um sich selbst oder um ihre Axe bewegt, woraus der Tag und die Nacht entstehen, indem immer eine Erdhälfte der Sonne zugekehrt, und die andere derselben abgewendet ist.

1. Vom Monde. Wenn du mehrere Abende hinter einander den Mond aufmerksam betrachtest, so wirst du wahrnehmen, daſs er nicht nur seine Lichtgestalt, sondern

---

*) Gesichtskreis.

auch seinen Stand am Himmel täglich verändert. Du hast gewifs schon bemerkt, dafs er zuweilen gleich nach Sonnenuntergang als feine Sichel am Abendhimmel dicht hinter der Sonne hergeht und bald nach ihr sich zum Untergange neigt. Die erhabene Seite dieser Lichtsichel ist immer nach Westen hin und der Sonne zugekehrt, während der fast dunkle Theil der Mondscheibe in einem aschgrauen Lichte erscheint und der Sonne abgekehrt ist. Mit jedem Tage nimmt die Lichtsichel an Breite zu, rückt täglich ein gut Stück mehr von der Sonne fort nach Ost und geht immer später unter. Wir sagen dann: es ist zunehmender Mond. Nach ungefähr 7 Tagen erscheint die Mondscheibe schon an der Westseite halb erleuchtet und hat um 6 Uhr Abends den höchsten Stand am Himmel erreicht, oder geht durch den Mittagskreis. Der Mond ist dann schon einen Viertelkreis (90 Grad) von der Sonne (☉) entfernt, und wir sagen: es ist erstes Viertel, welches durch das Zeichen ☽ nebst einigen Zahlen z. B. ☽ 12. 45′ N. im Kalender bezeichnet ist. Die Zahlen geben den Zeitpunkt an, wo das erste Mondviertel stattfindet und heifsen hier 12 Uhr 45 Minuten Nachmittags. Täglich nimmt die Mondscheibe mehr an Licht zu, und 7 Tage nach dem ersten Viertel erhebt sie sich in ihrer ganzen Beleuchtung Abends in der Ostgegend über den Horizont, während von der Westgegend die sinkende ☉ uns ihre letzten Strahlen zum Abschiede zunickt. Wir stehen dann mit unserer Erde so recht zwischen beiden Himmelskörpern und haben Vollmond (🌕). Der Mond ist dann einen halben Kreis (180°) von der ☉ entfernt oder hat mit derselben Gegenschein (☍). Er geht Mitternachts durch den Mittagskreis und leuchtet die ganze Nacht *).

Die folgenden Tage geht er immer später auf und verliert an seinem Westrande das Licht. Es ist abnehmender ☾. Nach 7 Tagen endlich geht er um Mitternacht auf und ist nur halb, und zwar an der Ostseite, erleuchtet; Morgens beim Sonnenaufgang steht er im Mittagskreis, und Mittags geht er unter. Es ist dann das letzte Viertel (☾). Der Mond hat 3 Viertel des Kreises (270°) durchlaufen und ist nur noch einen Viertelkreis (90°) westlich von der ☉ entfernt. — Die folgenden Tage nähert sich seine abnehmende Lichtgestalt wieder immer mehr einer Sichel, deren erleuchtete Seite nach Ost gekehrt ist, und die endlich sehr zart und fein der aufgehenden ☉ kurz vorhergeht. 7 Tage nach dem letzten Viertel sehen wir gar nichts vom ☾, und man sollte denken,

---

*) Die gebrauchten Zeichen müfst ihr lesen lernen, denn so schreibt der Kalender.

er wäre ganz verschwunden. Er steht aber gerade vor der ☉, kehrt uns seine dunkle, nicht sichtbare Seite zu, befindet sich gerade zwischen der Erde (♁) und ☉ und hat mit derselben Zusammenkunft (☌) oder es ist Neumond (🌑). Den folgenden Abend sehen wir wieder die zarte Mondsichel am Westhimmel, und er hat nun seine kreisförmige Bahn am Himmel um die ♁ in 4 Wochen (genauer 29½ Tagen) oder einen Mond (Monat) vollendet. — Während dieses Umlaufs hat der ☾ den sogenannten Thierkreis, jenen Gürtel von 12 Sternbildern, durchlaufen, von denen ich euch die Kalenderzeichen hersetze, die 6 nördlichen: Widder (♈), Stier (♉), Zwillinge (♊), Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍), die 6 südlichen: Wage (♎), Scorpion (♏), Schütze (♐), Steinbock (♑), Wassermann (♒), Fische (♓).

Wir sehen die 6 nördlichen Sternbilder an den Herbst- und Winterabenden hoch am Mittagshimmel und die 6 südlichen an den Frühlings- und Sommerabenden viel niedriger ebenfalls am Mittagshimmel stehen. Des Mondes Lauf durch Eins dieser Sternbilder dauert immer 2 bis 3 Tage und ist im Kalender in der dritten Spalte angegeben. — Die Bahn des ☾ ist nicht vollkommen kreisrund, sondern etwas länglich; deshalb erscheint uns zuweilen seine Scheibe etwas kleiner als gewöhnlich, weil er dann am entferntesten von der ♁ ist (☾ in Erdferne). Ungefähr 14 Tage später erscheint uns die Mondscheibe am gröfsten, weil er der Erde am nächsten steht (☾ in Erdnähe).

2. Von den Finsternissen. Wenn eine dunkle Wolke bei der Sonne vorüberzieht, so wird uns auf einige Zeit der Anblick derselben geraubt, und eine weite Schattenfläche, welche von der Wolke herrührt, umgiebt uns, während wir über diese Schattengrenze hinaus die Erdoberfläche erleuchtet sehen. Aehnlich ereignet es sich zuweilen zur Zeit des Neumondes, wenn der ☾ grade so vor der ☉ zu stehen kommt, dafs er uns auch das Licht derselben entzieht, und uns sein Schatten einhüllt. Man nennt eine solche Erscheinung eine Sonnenfinsternifs, welche richtiger eine Erdfinsternifs genannt werden sollte, weil nicht der ☉, sondern der ♁ das Licht geraubt wird. Eine solche Sonnenfinsternifs würde bei jedem Neumond stattfinden, wenn die Bahnen des ☾ und der ♁ genau in einem Kreise zusammenfielen. Sie fallen aber nicht zusammen, sondern durchschneiden sich nur in 2 gegenüberstehenden Punkten, welche die Knoten der Mondbahn, und zwar der aufsteigende Knoten oder Drachenkopf (☊), der zu den nördlichen Sternbildern, und der absteigende Knoten oder Drachenschwanz (☋), der zu den südlichen Sternbildern führt, genannt werden. Eine

Sonnenfinsternifs kann nur dann stattfinden, wenn beide Himmelskörper in einem dieser Knoten stehen. Wird uns durch den ☾ nur ein Theil der Sonnenscheibe verdeckt, so ist eine partiale (theilweise), wird sie aber ganz verdunkelt, so ist eine totale (gänzliche) Sonnenfinsternifs. Zuweilen steht der ☾ so vor der ☉, dafs wir noch einen schmalen Rand derselben wahrnehmen, dann ist eine ringförmige Sonnenfinsternifs. Eine solche kann nur im Winter stattfinden, wenn die ☉ sich in der Erdnähe befindet und ihre Scheibe am gröfsten ist, und wenn gleichzeitig der ☾ in der Erdferne steht, so dafs seine Scheibe am kleinsten erscheint und jene nicht ganz bedecken kann. Da nicht für alle Gegenden zugleich eine Sonnenfinsternifs sichtbar ist, so sind dieselben für die verschiedenen Orte als sichtbare oder unsichtbare bezeichnet.

Wenn du zwischen eine hell erleuchtete Wand und das dieselbe bescheinende Licht trittst, so wird durch deinen Schatten die Wand plötzlich verdunkelt. Eben so geschieht es öfters zur Zeit des Vollmondes, wenn unsere Erde zwischen die ☉ und den ☾ kommt, und der letztere sich in der Nähe, oder genau in einem der Knoten seiner Bahn befindet. Es zieht dann auch der runde Schatten unsrer ♁ über die Mondscheibe in der Richtung von Ost nach West fort und raubt uns auf kürzere oder längere Zeit das Licht des ☾. Wird im erstern Falle uns nur ein Theil des Mondlichts entzogen, so ist eine partiale, wird die Mondscheibe aber vollständig verdunkelt, so ist eine totale Mondfinsternifs.

3. Von den Planeten und Kometen. Aufser dem ☾ und der ☉ seht ihr auch häufig des Nachts mehrere hellleuchtende Sterne durch den Thierkreis dahin wandeln, welche Planeten oder Wandelsterne genannt werden, zur Unterscheidung von den übrigen Sternen, die ihre Stellung zu einander nie verändern und deshalb Fixsterne (feststehende Sterne) heifsen. Es sind uns überhaupt 13 Planeten bekannt, wozu unsere Erde auch gehört. Alle umkreisen in ihren kleinern und gröfsern Bahnen und in verschiedenen Zeiten die ☉. Da ihre Stellung zu einander, zur ☉ und ♁ sich beständig ändert und im Kalender immer vorher angezeigt wird, so können wir sie hier nicht unerwähnt lassen. Sie heifsen in der Ordnung, dafs die der ☉ nächsten zuerst, und die entfernteren danach genannt werden: Merkur (☿), Venus (♀), Erde (♁), Mars (♂), Vesta (⚶), Asträa (⯓), Ceres (⚳), Juno (⚵), Pallas (⚴), Jupiter (♃), Saturn (♄), Uranus (⛢), Neptun (♆).

Die beiden Erstern, wovon ☿ mit blofsen Augen nicht gut zu erkennen ist, beschreiben viel kleinere Kreise um die

☉ als unsere Erdbahn ist, daher wir sie auch immer in der Nähe der ☉ erblicken, eine Zeitlang östlich und dann wieder westlich von derselben. In der ersten Stellung erscheint uns namentlich ♀ des Abends am Westhimmel als hell glänzender Abendstern, in der letztern als Morgenstern vor Sonnenaufgang; geht ♀ dicht vor oder hinter der Sonnenscheibe vorbei, so hat sie mit der ☉ untere oder obere Zusammenkunft (☌ ☉ ♁); bewegt sie sich wie der ☾ von West nach Ost, so ist sie rechtläufig (♀ rechtl.); hat sie sich am weitesten östlich oder westlich von der ☉ entfernt, so hat sie ihre östliche oder westliche Ausweichung erreicht; scheint sie dann einige Zeit ihren Stand am Himmel nicht zu verändern, so sagt man, sie steht still, und wenn sie nach ihrer östlichen Ausweichung in der Richtung nach West sich wieder der ☉ nähert, oder nach ihrer Zusammenkunft sich wieder nach West von derselben entfernt, so ist sie rückläufig (♀ rückl.). Aehnliche Erscheinungen haben wir auch bei den von der ☉ weiter entfernten Planeten, von denen ♂, ♃ und ♄ die vornehmsten sind und mit einem hellen, freundlichen Lichte uns leuchten. Alle diese Planeten erscheinen uns bald rechtläufig, stillstehend, rückläufig und haben unter sich oder mit der ☉ Zusammenkunft; bald stehen sie auch derselben gerade gegenüber, so dass sie Mitternachts durch den Mittagskreis gehen und also ½ Kreis (180°) von ihr entfernt sind; dann haben sie Gegenschein (☍) mit der ☉. Merkur und Venus können auch dicht vor der Sonnenscheibe vorbei gehen, was man einen Sterndurchgang nennt. Vom Monde können zuweilen die Planeten und manche Fixsterne verdeckt werden, und dies nennt man eine Sterndeckung. In manchen Jahren wird auch im Kalender das Erscheinen von Kometen angezeigt. Dieselben sind Sterne mit einem nebelhaften Lichte und einem langen Lichtschweif. Sie haben einen eigenthümlichen, bald langsamern, dann wieder schnellern Lauf, und die Leute haben früher viel Fabelhaftes von ihnen erzählt.

4. Von dem bürgerlichen und dem Kirchenjahr. Das bürgerliche Jahr beginnt mit dem 1sten Januar und endigt mit dem 31sten December. Es besteht aus 52 Wochen oder 12 Monaten, welche folgende Namen führen: Januar (31 Tage), Februar (28 Tage, im Schaltjahr 29 Tage), März (31 Tage), April (30 Tage), Mai (31 Tage), Juni (30 Tage), Juli (31 Tage), August (31 Tage), September (30 Tage), October (31 Tage), November (30 Tage), December (31 Tage). Für jeden Monat ist im Kalender eine Seite bestimmt, und es sind auf derselben in der ersten Spalte die Wochentage, in der zweiten die Zahlen der Monatstage und ihre Namen,

welche meistens von katholischen Heiligen entnommen sind, angegeben.

Wichtig ist es für euch, als junge Christen, dafs ihr die christlichen Feste kennen lernt. Leicht werdet ihr die unbeweglichen Festtage behalten, die immer auf denselben Monatstag fallen. Da ist vor allen das heilige Weihnachtsfest, das immer den 25sten December gefeiert wird; das Michaelsfest fällt auf den 29sten September, das Fest Johannis des Täufers auf den 24sten Juni. Die dem Weihnachtsfeste vorhergehenden 4 Sonntage heifsen die Advente, d. h. Ankunft. Diesen Namen führen sie, weil wir uns an denselben auf die Ankunft unseres Herrn Jesu, dessen Geburtsfest Weihnacht ist, vorbereiten sollen. Mit dem ersten Advent feiert die christliche Kirche den Anfang des Kirchenjahres, und 8 Tage nach Weihnacht, am 1sten Januar, begeht sie das Neujahrsfest des bürgerlichen Jahres. Am ersten Sonntage nach Neujahr, oder bald darauf ist das Fest Epiphanias oder der heiligen drei Könige, d. s. die drei Weisen aus dem Morgenlande, die kamen, das Kind Jesus aufzusuchen. Die nun folgenden Sonntage heifsen die Sonntage nach Epiphanias, deren es 2 bis 7 giebt. Die darauf kommenden 9 Sonntage richten sich nach dem Osterfest, welches wie das Pfingstfest ein beweglich es ist. Die Ostern, die wir zum Andenken an die Auferstehung des Herrn Jesu feiern, fallen immer auf den Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühjahr. Dieser kann frühestens am 21sten März stattfinden; ist dieser Tag nun zugleich ein Sonnabend, so fällt Ostern auf den 22sten März. Ist aber der letzte Vollmond im Winter den 20sten März, so kann der erste Vollmond im Frühjahr erst 29 Tage später, also am $(20+29-31)$ $=$ 18ten April stattfinden. Wenn dieser Tag ein Sonntag ist, so wird Ostern 7 Tage später, also am $(18+7) =$ 25sten April gefeiert. Zwischen diese beiden Tage, den 22sten März und den 25sten April, mufs Ostern immer fallen, weshalb sie auch die Ostergrenzen heifsen. 3 Tage vor Ostern ist der Charfreitag, der Todestag unseres Herrn. Der Mittwoch nach dem 7ten Sonntage vor Ostern heifst der Aschermittwoch, mit dem die Fastenzeit beginnt. Die Namen der Sonntage vor, so wie der Sonntage nach Ostern könnt ihr aus dem Kalender ersehen und euch merken. 40 Tage nach Ostern feiern wir die Himmelfahrt Jesu und den 7ten Sonntag nach Ostern das Pfingstfest. Der Sonntag nach Pfingsten ist das Fest Trinitatis oder der heiligen Dreieinigkeit. Danach kommen die Sonntage nach Trinitatis, deren zählt man 22, wenn Ostern spät und 27, wenn sie früh fallen Mit dem letzten Sonntage nach Trinitatis, an

welchem wir das Todtenfest begehen, beschliefsen wir das Kirchenjahr.

5. Vom Kalender des alten und neuen Styls. In den frühesten Zeiten rechnete man in den meisten Ländern nach Mondenjahren, deren jedes 12 Mondumläufe oder 354 Tage betrug. Diese Rechnung stimmte natürlich mit dem Sonnenlauf, den Jahreszeiten und dergl. nicht überein und führte daher zu manchen Unordnungen in der Zeitrechnung. Diese Unordnungen suchte ein mächtiger römischer Staatsmann, Namens Julius Cäsar, dadurch abzustellen, dafs er das Jahr, nach dem Umlauf der ⊙, auf 365 Tage und beinahe 6 Stunden (genauer 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden) berechnen und danach einen Kalender anfertigen liefs, welcher der julianische genannt wurde. Danach wurden 3 auf einander folgende Jahre (Gemeinjahre) jedes zu 365 Tagen gerechnet. Da aber die in jedem Jahre nicht mitgerechneten 6 Stunden das 4te Jahr auch $4 \times 6 = 24$ Stunden oder einen Tag ausmachten, so rechnete man das vierte Jahr zu 366 Tagen und nannte es ein Schaltjahr; den überschiefsenden Tag zählte man dem Februar zu, der dann eben 29 Tage hat. Nach diesem Kalender fielen denn die Jahreszeiten immer mit denselben Monaten zusammen. Dies reichte auf viele Jahre aus. Doch da das Jahr um 11 Minuten 12 Secunden zu viel gerechnet war, welches in 400 Jahren 3 Tage ausmacht, und 1582 schon 10 Tage betrug, so bestimmte Papst Gregor XIII, dafs statt des 5ten October 1582 sogleich der $(5 + 10) = 15$ October geschrieben, und um diesen Fehler künftig zu vermeiden, alle 400 Jahre 3 Schalttage ausgelassen werden sollten und zwar so, dafs die vollen Jahrhunderte, die nicht mit 4 ohne Rest theilbar sind, als das 17te, 18te, 19te als Gemeinjahre zu 365 Tagen und die durch 4 ohne Rest theilbaren Jahrhunderte, als das 20ste, 24ste etc. als Schaltjahre gerechnet werden sollten. Den danach eingerichteten Kalender nennt man den gregorianischen oder den Kalender des neuen Styls. Nach demselben rechnen alle christlichen europäischen Völker, mit Ausnahme der griechisch-katholischen Christen, die noch den Kalender des alten Styls beibehalten haben und in ihrer Zeitrechnung schon 12 Tage gegen die unsere zurück sind, so dafs wir ihrem Datum immer 12 Tage zuzählen müssen, wenn er mit unsrer Zeit übereinstimmen soll. Ist ein Brief aus Rufsland z. B. vom 1sten Januar datirt, so ist er nach unserer Zeitrechnung vom $1 + 12 = 13$ Januar.

Becker.

sich durch Lage und Klima besonders zu Niederlassungen eignen und sich in neuerer Zeit die Auswanderung, auch die deutsche, vorzugsweise hierher gewandt hat. Ebenso die neuangelegte Stadt Viktoria an dem Meerbusen von Carpentaria. — Neuseeland besteht eigentlich aus zwei Inseln, welche durch die, nach dem berühmten Erdumsegler sogenannte „Cooksstraße“ von einander getrennt werden. Auch hier sind der Niederlassungen bereits unzählige, die Hauptstädte aber heißen: Auckland und Wellington, wo der Sitz des englischen Gouverneurs ist.

Die Sandwich-Inseln machen einen eigenen Staat für sich aus, dessen König auch von England und Frankreich anerkannt ist. Die Bevölkerung, die einst 400,000 M. betrug, ist im Abnehmen, schreitet aber in der Civilisation rasch vorwärts. Die größte der Inseln heißt Owaihi (Hawaii), die zweite Oahu, mit der Residenz des Königs: Honolulu. Merkwürdig ist, daß die Stelle eines ersten Ministers in diesem Reiche stets nur von einer Frau versehen wird. — Die Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, die schönste Inselgruppe des Oceans, sind oft der Garten Australiens genannt worden; ihr Klima ist herrlich, die Vegetation üppig und der Pflanzenreichthum außerordentlich groß. Im Ganzen sind über 100,000 Einw. auf den 15 Inseln, von denen Otaheiti, auch Tahiti, die Hauptinsel ist. Die Bewohner bekennen sich zum Christenthume, Fabriken erheben sich überall, und Handel und Schifffahrt blühen. Schulen sind seit 1849 überall angelegt, Missionen aus England, Frankreich und Nordamerika breiten sich über alle Inseln aus, auch giebt es bereits über 20 Kirchen; die protestantische Religion ist die herrschende.

II. Amerika, von Columbus im J. 1492 entdeckt, wird gewöhnlich mit Australien im Verein die neue Welt genannt, als Gegensatz zur alten Welt, die unter den drei andern Welttheilen verstanden wird. Amerika hat eine Bodenfläche von 750,000 □M. mit etwa 65 bis 75 Mill. Bewohnern. Im hohen Norden, um die große Hudsonsbai, liegen Grönland und Kanada, zwei große Kolonien, dieses England, jenes Dänemark gehörig; ersteres hat wegen seines eisigen Klimas weder Städte noch Dörfer und nur an den Küsten einige Niederlassungen. Die Dänen geben die Einwohnerzahl auf 8000 M. an. In Kanada dagegen sind zahlreiche Städte, unter ihnen Quebeck und Montreal am großen Lorenzostrom die bedeutendsten, und im Ganzen zählt man 2 Millionen Bewohner in diesen ausgedehnten Provinzen, von denen noch folgende zu merken sind: Neu Braunschweig und Neuschottland, die nebst der Insel New Foundland um die Lorenzobai herum liegen, davon nördlich: Labrador und die Nordpolarländer mit der dünnen Bevölkerung von Eskimos. An der Grenze von Kanada liegen auch die großen Seen: Ontario-, Erie-, Huronen-, Mischigan-, Obere- und Winnipeg-See. An Kanada grenzen südlich: die vereinigten Staaten von Nord-Amerika oder auch die nordamerikanischen Freistaaten genannt. Ursprünglich waren dies auch englische Kolonien, deren erste im J. 1607 Virginien war, 1620 folgte Massachüsetts, 1632 Maryland, dann Maine, Rhode-Island, Connecticut, und später New-hampshire; die verfolgten Quäker aus England gründeten dann New Jersey, und unter ihrem Führer Penn später Pennsylvanien, endlich auch Delaware, Newyork und die beiden Carolinas. Diese 13 Provinzen erklärten sich 1776 für unabhängig, und der Kampf gegen England, der schon 1773 begonnen hatte, wurde von den Nordamerikanischen

Staaten unter ihrem Feldherrn Washington und im Bunde mit Frankreich und Spanien siegreich bestanden, denn 1783 schloß England Frieden und erkannte seine früheren Kolonien als unabhängige Freistaaten an. Zu den obengenannten 13 Freistaaten traten nun nach und nach folgende hinzu: 14) Georgia, 15) Luisiana, 16) Vermont, 17) Ohio, 18) Kentucki, 19) Tennessee, 20) Indiana, 21) Illinois, 22) Alabama, 23) Missisippi, 24) Missuri, 25) Mischigan, 26) Arkansas, die Gebiete von 27) Florida, 28) Jowa, 29) Wisconsi, 30) Oregon (1846) und 31) der Distrikt von Columbia mit der Hauptstadt der ganzen Union, Washington, nach dem berühmten Feldherrn und Begründer der Unabhängigkeit dieser mächtigen Staaten so genannt, in welcher seit 1800 der Sitz der Regierung, Versammlung des Congresses und die Residenz des jedesmaligen Präsidenten ist, der immer auf 4 Jahre gewählt wird. In neuester Zeit ist, nach siegreichem Kriege mit Meriko, eine der größten Provinzen dieses Staats, 32) Teras, ebenfalls der Union 1845 beigetreten, im J. 1850 endlich auch das Goldland Amerikas, Kalifornien, wohin bereits ganze Schaaren aus allen Welttheilen auf ganzen Flotten von Dampf- und Handelsschiffen ausgewandert sind. Auch dieser Länderstrich fängt an in der Gegenwart eine bedeutende Rolle zu spielen, indem die dort entdeckten, überaus reichen Goldminen, Goldküsten, und goldführenden Flüsse die Goldgier so gereizt haben, daß wirklich Schaaren von Auswanderern und Glücksrittern dorthin strömen, das in vielen Punkten wunderschöne, in noch mehreren rauhe und ungesunde Land bevölkern und bereits die beiden Orte San Franzisko und Monterey zu vielgenannten Hauptstädten gemacht haben. Es kann sein, daß, wenn das Gold dort wirklich so reichlich und leicht zu finden ist, wie es den Anschein hat, dies eine Veränderung des ganzen Geldwerthes und Verkehrs mit sich bringt. — Mit diesen beiden letzten, Alt- und Neu-Kalifornien, gehören jetzt also 34 Staaten, 120,000 □M. groß, mit 23 bis 25 Mill. Einw. zur Union. Die vorzüglichsten Städte sind: Newyork mit 520,000 Einw. Philadelphia mit 410,000. Baltimore mit 180,000. New Orleans 145,000. Boston mit 140,000 E. Charlestown 135,000 E. Cincinnati am Ohio mit 85,000. Washington und St. Louis mit 80,000 E. jedes. Wie sehr die Zahl der Bewohner, und namentlich durch Einwanderung, zugenommen hat, sehen wir an zwei Städten des Staates Newyork z. B., nämlich Albany und Brooklyn, die im J. 1800 mit 5000 und 3000 Einw., im J. 1850 aber schon mit 50 und 40,000 Einw. aufgeführt werden. Die Macht und der Handel Englands hat an der Festigkeit, Thätigkeit und Klugheit der Nordamerikaner einen solchen Nebenbuhler gefunden, daß die Unions-Staaten schon jetzt in der Herrschaft zur See dem mächtigen England die Wage halten. Die Flagge der Union besteht in einem Sternenbanner, das auf blauem Grunde so viel Sterne enthält, als einzelne Staaten zum Bunde gehören, also jetzt 34 Sterne.

Vor der oben erwähnten Losreißung Nordamerikas von England bestanden eigentlich nur drei selbstständige Staaten in Amerika, das Englische Amerika im Norden, von den Engländern entdeckt, das Spanische Amerika in der Mitte, von Columbus und Cortez entdeckt, und Brasilien oder das Portugisische Amerika im Süden, von Cabral entdeckt. Zu dem Spanischen Amerika gehörte eine Länder-Masse, größer als ganz Europa, und wurde von Spanien aus nach den Grundsätzen des Papstthums und der Habsucht regiert. Dies und das Beispiel der Nordamerikaner,

Anhang.

I. Erdbeschreibung.

Zum III. Abschnitt D. „Von der Erde und ihren Bewohnern" gehörig.

Unsere Erde gehört zu denjenigen Weltkörpern, welche Planeten genannt werden und sich in regelmäßiger Weise um die Sonne drehen, von der sie Licht und Wärme empfangen. Die Gestalt der Erde ist rund; den sichersten Beweis dafür geben uns die Mondfinsternisse, wenn nämlich die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne zwischen diese und den Mond tritt, so daß ihr Schatten auf die Mondscheibe fällt; dieser Schatten ist rund, also muß der Körper, von dem er herrührt, gleichfalls rund sein. Unsre Erde ist nun eben ein solcher Körper, wie die vielen leuchtenden Punkte oder Sterne, die wir Nachts am Himmel sehen. Ein solcher Körper ist auch die Sonne; sie ist der große Stern, welcher uns am Tage leuchtet, und vor dessen Glanz alle übrigen dann nicht sichtbar sind. Wer mehr von ihr wissen will, der lese, was im Kinderfreund selbst Seite 176 u. flgd. von ihr gesagt ist. — Wahrscheinlich giebt es noch viele solche Körper, wie die Sonne, im unermeßlichen Himmels= oder im Weltraume, und alle die Himmelskörper, die zu einem solchen größeren Körper gehören, d. h. von ihm abhängig sind, bilden ein System. Wir gehören nun mit unsrer Erde und mit all' den Sternen, die wir sehen, zu dem Sonnen=System. Während die meisten Sterne fest stehen (Fixsterne), bewegen sich, so viel wir wissen, mit uns noch 14*) andre Sterne, Planeten genannt, um die Sonne. Von diesen ist in unserm Buch S. 303 etwas zu lesen. Ebenso wie wir uns mit unsrer Erde um die Sonne bewegen und zu ihr gehören, bewegt sich wieder der Mond um unsre Erde und gehört zu ihr; von ihm ist S. 301 Manches gesagt. Von unsrer Erde aber, von ihren Bewegungen und von den Erscheinungen, welche Sonne und Mond auf derselben hervorbringen, ist an mehreren Stellen in dem III. und IV. Abschnitt, namentlich S. 176 u. flgd. und S. 300 u. flgd., einiges auch S. 307 bis 10 nachzulesen.

Die Erdoberfläche besteht aus ⅔ Wasser und ⅓ Land. Die großen zusammenhängenden Gewässer, die das Land umgeben, heißen Meere; in diese ergießen sich die meisten andern Gewässer: Ströme, Flüsse und Bäche, als fließende Gewässer; doch giebt es noch solche, die nicht fließen, wie z. B. Seen und Teiche, die man deshalb stehende Gewässer nennt.

Die großen zusammenhängenden Massen von festem Lande heißen Erdtheile oder Welttheile, zu denen aber viele Inseln gehören, d. h. solche kleine Theile von Land, die ganz von Wasser umgeben sind. Man theilt das Festland oder den Continent in 5 Haupttheile; sie heißen: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien; die drei ersten nennt man, weil sie von Anfang an bekannt waren, die alte Welt, die beiden letzteren aber die neue Welt, weil sie erst in späterer Zeit entdeckt wurden, nämlich vor etwa 300 Jahren. Auch theilt man die Erde in zwei Halbkugeln oder Planigloben und

*) Zu den im Kinderfreund genannten 12 Planeten hat man in neuester Zeit noch folgende hinzu entdeckt: Neptun, Hebe Iris

nennt diese die östliche und die westliche Halbkugel; auf dieser liegt Amerika und das große Weltmeer, der stille Ocean genannt; auf der östlichen befinden sich die vier andern Welttheile. Durch den Aequator kann man sich die Erde ebenfalls in zwei Halbkugeln getheilt denken, in die nördliche und südliche Halbkugel; auf der nördlichen befindet sich Europa, Asien und das nördliche Afrika, so wie Nordamerika, auf der südlichen aber: Australien, Südamerika und die südliche Hälfte von Afrika. Den 5 Welttheilen entsprechend, theilt man auch das große, alles Festland umgebende Wasser oder Meer in 5 Haupttheile, in das nördliche Eismeer, das südliche Eismeer, das westliche Weltmeer oder den atlantischen Ocean, das große Weltmeer oder das stille Meer und das indische Meer.

I. Australien, auch Neuholland genannt, der kleinste der fünf Welttheile, und erst seit etwa dreihundert Jahren entdeckt und bekannt, besteht aus mehreren großen und kleinen Inseln und Inselgruppen. Die Inseln heißen: Neuholland, Neu-Seeland, Neu-Guinea, Neu-Britannien, Van Diemens-Insel, und neue Hebriden u. s. w. Von den Inselgruppen, auch Inseln der Südsee genannt, sind die bekanntesten: die Sandwich-Inseln, die Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, die Carolinen-, Marianen-, Freundschafts- und Schiffer-Inseln.

Neuholland wird gewöhnlich als das Festland von Australien betrachtet. Bereits ringsum an allen Küsten mit Niederlassungen, besonders der Britten, bedeckt, werden diese Provinzen in der nächsten Zukunft in Bezug auf Auswanderung, Handel und Verkehr von großer Bedeutung sein. Die wilden Eingeborenen des Landes, Papuas genannt, sind theils vertilgt, theils in das noch ziemlich unbekannte Innere zurückgedrängt, das wüst und flach zu sein scheint, da die Ansiedler, die etwa 15 bis 20 Meilen landeinwärts vorgedrungen sind, bis jetzt weder Berge noch Wälder gefunden haben. Die ersten Kolonisten Neuhollands waren zum Theil Verbrecher, die von der britischen Regierung hierher geschafft wurden, so namentlich nach Sidney, Botanybai, u. s. w.; in neuerer Zeit haben aber die im Aufblühen begriffenen Städte und Provinzen die Schiffe mit Sträflingen zurückgewiesen. — Die Größe des ganzen Welttheils beträgt etwa 160,000 Geviertmeilen*) und die Einwohnerzahl ist bereits auf 3 Millionen gestiegen. Seitdem der Strom der Auswanderung von Europa aus seinen Zug dorthin genommen hat, ist sie jährlich im Steigen geblieben, indem sich an vielen Orten Europas Gesellschaften zu dem alleinigen Zweck gebildet haben, die Auswanderung nach Australien und die Kolonisation daselbst auf alle Weise zu befördern. — Die bedeutendste Provinz ist Neu-Süd-Wales, an der Ostküste mit den blauen Bergen. Die Hauptorte sind: Sidney, mit 38,000 Einw., Paramatta, gegen 15,000 Einw., die Kolonie Port Philipp. In der Provinz Vandiemensland, auf der Nordküste belegen, ist Hobarttown mit etwa 20,000 Einw. die Hauptstadt, doch ist diese Provinz nicht zu verwechseln mit der an der südlichsten Spitze Neuhollands liegenden Vandiemens-Insel, die durch die Baff-Straße von dem Festlande getrennt ist. Westaustralien, am Schwanenfluß, mit den Hauptorten Freenmantle und Perth, so wie Südaustralien, mit dem Hauptort Adelaide, erfreuen sich bereits eines bedeutenden Aufschwungs, da sie

*) Wir wollen dies Wort immer durch □M. bezeichnen.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Anhang.

so wie überhaupt die politische Stimmung damaliger Zeit führte zur allmähligen Auflösung dieses ungeheuren Reiches, das 28 mal so groß als das Mutterland Spanien, wiewohl nur von etwa 12 Mill. Menschen bewohnt war. Nach langen Jahren innerer Unruhen und äußerer Kriege erklärten sich 1811, als Spanien mit Napoleon zu thun hatte, alle diese Länder des Spanischen Amerikas für unabhängig und fielen bis etwa zum Jahre 1825 wirklich eines nach dem andern von dem Mutterlande ab. Es entstanden so nach ihrer geographischen Reihenfolge die folgenden Staaten:

Mexiko, früher der reichste und mächtigste Theil des Reiches, durch Fernando Cortez erobert, und nach dem Aufstande des Iturbide im Jahre 1822 im Kampf der Parteien so geschwächt, daß es seine besten Provinzen verlor und nicht im Stande war, sie wiederzuerlangen. So verlor es Texas, das sich mit den Nordam. Staaten vereinigte und Yucatan, das sich neuerdings erst losgerissen hat, um zu Central-Amerika überzugehen. Die Größe des ganzen Staates wird auf 25,000 □M. mit 7 Millionen Einw. geschätzt. Die Hauptstadt Mexiko ist eine der prächtigsten Städte der neuen Welt, mit 200,000 Einw. Handelsstädte sind Vera Cruz, Tampico, La Puebla und Acapulco. Hieran schließen sich: die vereinigten Staaten von Mittelamerika, oder die Republik Central-Amerika. Diese neue Union besteht aus den Staaten Guatemala, Nicaragua, Costa Rica, Honduras, San Salvador u. s. w. Größe 10,000 □M. Einw. 2 Millionen. Es gewinnen diese Staaten in nächster Zeit wahrscheinlich dadurch an Bedeutung, daß auf ihrem Gebiet ein für Seeschiffe fahrbarer Kanal zwischen dem atlantischen und dem großen Ocean durch die schmale Landenge von Darien hindurchgeführt werden wird, die das Festland von Nord- und Südamerika mit einander verbindet. Unter den zahlreichen Niederlassungen ist besonders derer auf der Moskitoküste zu erwähnen, wohin auch von Deutschland aus viel Ansiedler gekommen sind. Die nun hier angrenzenden Staaten bilden zum Theil schon das Festland von Südamerika, so namentlich: 1) Neugranada, mit der noch auf der Landenge liegenden Stadt Panama, und der Hauptst. Bogota. 2) Venezuela, mit den Städten Maracaibo, Caraccas, Cumana und Varinas, im Ganzen 22,000 □M. mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Einw.; über $\frac{3}{4}$ des ganzen Landes besteht noch in Urwald; und 3) Ecuador, mit Quito, Cuenca, Guayaquil und den Schildkröten-Inseln. Diese drei letzteren Reiche bildeten früher die Republik Columbia, im J. 1813 gegründet durch Bolivar, der die Spanier schlug und vertrieb. Nach seinem Tode theilte sich das Land in obige drei Theile, jedoch besteht ein Bund zwischen ihnen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung nach Außen und zur Abschaffung der Sclaverei. An den nördlichen Küsten dieses Landes war es, wo 1498 Columbus landete. — An den Küsten des stillen Meeres liegen die Staaten Peru mit der Hauptstadt Lima, und Chile oder Chili, mit der Hauptstadt Santjago. Ferner an den Küsten des atlantischen Oceans die Republik Argentina, auch vereinigte Provinzen des La Plata genannt, mit der Hauptst. Buenos-Ayres; unmittelbar daneben, am andern Ufer des la Plata die Republik Uruguay, auch Banda oriental genannt, mit der Hauptst. Montevideo. Im Innern liegen noch die von den La Plata Staaten losgerissenen Länder Bolivia mit La Paz und Potosi; Paraguay mit der Hauptst. Assumpcion, und Corrientes am Parana, welches letztere aber noch keinen selbstständigen Staat bildet, sondern wahrscheinlich an Uruguay sich anschließen wird. Die südliche

Spitze Amerikas bildet Patagonien, auch Magalhaensland genannt, mit der Feuerland- und der Staaten-Insel, wenig bewohnt, gebirgig und von Europäern wenig besucht. — Das größte unter den Ländern Südamerikas ist das Portugisische Amerika oder das Kaiserreich Brasilien, 120,000 □M. mit 8 Mill. Einw., das bis zum J. 1822 zu der Krone Portugal gehörte, seitdem aber ein selbstständiges Reich bildet. Die Hauptstadt ist Rio de Janeiro mit 200,000 Einw.; dann ist noch bemerkenswerth: Bahia mit 150,000 und Pernambuco mit 70,000 Einw. Den Norden des Landes durchfließt der Marannon oder Amazonenstrom, den Süden der Parana u. s. w. Zwischen Nord- und Südamerika, im Caraibischen Meer, liegt eine 300 Meilen lange Reihe von Inseln, deren gemeinsamer Name „Westindien" ist. Man theilt sie in drei Inselgruppen, nämlich die Bahama Inseln, die großen und die kleinen Antillen. Die ersteren, England gehörig, sind klein und unbedeutend, bis auf Guano, berühmt wegen Vogelmist's, der als Düngungsmittel Handelsartikel in neuerer Zeit geworden, Guanahani oder St. Salvador, wo Columbus zuerst 1492 landete, und Providence mit dem Fort Nassau. Die großen Antillen bestehen in vier Inseln: 1) Cuba, 2300 □M. 750,000 Einw. mit der berühmten Handels- und Hauptstadt Havanna. 2) Haiti oder St. Domingo, 1380 □M. und 950,000 Einwohner. 3) Portorico, 188 □M., 300,000 Einw. und 4) Jamaica, 300 □M., 400,000 Einw. Letztere gehört England, Cuba und Portorico aber Spanien. Die kleinen Antillen sind sehr zahlreich, fruchtbar und sehr gut angebaut; Guadeloupe und Martinique gehören zu Frankreich; andere sind dänisch, andere spanisch, niederländisch oder schwedisch, die meisten aber sind Englands Besitzthum, namentlich Trinidad, Barbadoes u. s. w. Auf dem Festlande von Südamerika ist endlich noch eines Landes zu erwähnen, das unter vierfach getheilter Herrschaft steht, nämlich Guiana, an der Ostküste Südamerikas, nördlich von Brasilien. Die ganze Küste vom Orinocco bis zum Amazonenfluß begreift in sich das spanische, das englische, das niederländische und französische Guiana. Das Spanische gehört jetzt zu dem Staate Venezuela, dessen größte Provinz es ist, mit dem von vielen Deutschen bewohnten Hauptorte St. Thomas de Angostura. Die englische Besitzung ist an Umfang die kleinste, aber die bevölkertste, die holländische mit dem Hauptort Paramaribo, ist bekannter unter dem Namen Surinam, so wie endlich die französische gewöhnlich nur Cayenne genannt wird. — Im Allgemeinen bemerken wir nun noch, daß durch das ganze Festland in Amerika sich ein großes Gebirge zieht: die Kordilleren oder Anden genannt, deren höchste Spitze im Staate Ecuador bei Quito der Chimborasso ist, 20,000 Fuß hoch. Die großen Ströme haben wir zum Theil schon kennen gelernt; es ist im Norden der Lorenzo mit dem berühmten Niagarafall, der Mississippi mit dem Ohio, die in den atlantischen Ocean, und der Columbia, der in den großen Ocean strömt. Im Süden haben wir den Orinocco, den Amazonenstrom und den la Plata, die alle drei in den Atlant. Ocean sich ergießen. Wir haben aus Amerika vorzugsweise zwei Produkte erhalten, die sich ganz bei uns eingebürgert haben, die Kartoffeln und den Taback; doch bezieht Europa auch noch außerdem: Baumwolle, Kaffee, Zucker, Mahagoni, Farbehölzer u. s. w.

III. Afrika. 535,000 □M. groß mit etwa 40 bis 50 Millionen Einw. Das Innere dieses Erdtheils ist fast noch ganz unbekannt, weil dasselbe keine großen Ströme, sondern nur ungeheure Sandwüsten hat,

deren größte, die Wüste Sahara gegen 700 Meilen lang und 120 Meilen breit ist, im Norden vom Atlas, im Süden vom Mondgebirge begrenzt. Dagegen sind die Küstenländer fruchtbar und angebaut, namentlich durch die seefahrenden Nationen, die an allen günstigen Punkten Kolonien gegründet haben. Von den Produkten sind hervorzuheben: Ebenholz, der Kaffeebaum, das Zuckerrohr, die Baumwollenstaude, Gewürze, Farbehölzer und als Nahrungspflanzen: Mais, Reis, Datteln, Bananen, Südfrüchte. Am reichsten und gewaltigsten zeigt sich die Natur dieses heißen Welttheils in den Thierbildungen, den größten und giftigsten Schlangen, den Krokodillen, großen Straußen, den Giraffen, Elephanten, Flußpferden, Rhinozerossen, den Kameelen und Dromedaren, endlich in reißenden, wilden Thieren, wie Löwen, Panther, Hyänen, Leoparden, Schakals, so wie an schönen Papagayen, Antilopen, Affen u. s. w. Der größte Theil Afrikas hat nur zwei Jahreszeiten, eine nasse und eine trockene; anhaltende Gewitterregen überschwemmen das Land, die Flüsse treten aus und die Ausdünstungen des Bodens erzeugen Krankheiten und Fieber; dann klärt sich der Himmel auf und bleibt Monate lang wolkenlos, die Hitze steigert sich bis zu einem fast ertödtenden Grade, aus der Wüste erhebt sich der giftige Wind Samum, und unter seinem Wehen erstirbt die Pflanzenwelt, bis die Regenzeit kommt. Die Eingebornen heißen Neger; im Norden Araber. Im Norden haben wir zuerst östlich, an Asien grenzend, Aegypten, im Alterthum ein mächtiges, großes Reich, uns aus der Bibel bekannt, jetzt jedoch abhängig vom türkischen Sultan. Es wird durchströmt vom fruchtbaren Nil, dem größten Flusse Afrikas, und hat auf 10 bis 12,000 □M. etwa 3 Mill. Einwohner. Die Hauptst. ist Cairo, am Nil, mit 300,000 Einw., demnächst merken wir noch als Handelsstädte und Hafenplätze: Alexandria, Damiette und Rosette, alle drei am Mittelländischen Meer und gut bevölkert. Zu Aegypten gehören noch: Nubien, Darfur, Habesch oder Abyssinien, die Insel Cypern und endlich Sudan, auch das Sennaar genannt. An Aegypten südlich reihen sich nun die größeren unabhängigen Reiche der Abyssinier, namentlich Gondar, Bornu, und das Reich der Assanthis. Westlich von Aegypten, ebenfalls an der Küste des Mittelländ. Meeres die drei Staaten Tripolis, Tunis und Algier, früher bekannt unter dem Namen: die drei Raubstaaten, indem sie mit ihren Schiffen die Meere unsicher machten, die Handelsschiffe wegnahmen und deren Bemannung als Sclaven behandelten oder verkauften. In neueren Zeiten hat dies aber gänzlich aufgehört, indem die Europäischen Seemächte mit ihren Kriegsschiffen diesem Unwesen ein Ziel setzten. Von diesen Reichen ist Algier seit 1830 von den Franzosen erobert, und die Stämme der Araber und Kabylen unterworfen worden: Es hat jetzt etwa 5 Mill. Einw. und die Hauptprovinzen und Orte sind: Constantine, Bona, Oran, Maskara u. s. w. An Algier grenzt: Marokko, ein großes Kaiserreich von 13,800 □M. mit 9 Mill. Einwohnern mit den Hauptorten: Marokko, Mogador, Fez und Tanger, an der Meerenge von Gibraltar. An der Westküste liegen die Azoren und die Inseln des grünen Vorgebirges, Portugal gehörend, und die Canarischen Inseln, die Spanien gehören. Auf der bis zur südlichen Spitze sich erstreckenden fruchtbaren Küste liegen nun die Europ. Niederlassungen, namentlich Senegambien, an den Flüssen Senegal und Gambia, ferner Guinea, die sogenannte Goldküste, Congo und Angola; an der Ostküste dagegen: Mozambique, Sofala und Zanguebar. — Im Innern Afrikas, zwischen der Wüste Sahara und der Goldküste Oberguinea's liegt am Flusse Niger

eine ziemlich große Stadt, Timbuctu, die stark bewohnt ist und durch regelmäßige Karavanenzüge der Araber mit allen Küsten= und Handelsplätzen in steter Verbindung steht. Der Süden Afrikas besteht in einer wüsten und wenig bebauten Hochebene, mit Ausnahme der äußersten Südspitze, das Capland genannt, mit der England gehörigen Capstadt an der Tafelbai. Nordöstlich vom Cap der guten Hoffnung ziehen sich ehemalige holländische Ansiedelungen hin, Küste Natal genannt; die Ansiedler werden noch heute Boers (Bauern) genannt. Hier hat auch eine Preußische Missionsgesellschaft, die Berliner, ihre Stationen und Missionäre. Westlich vom Festland Afrikas, mitten im Atlantischen Ocean liegt die Insel St. Helena, auf der Kaiser Napoleon Buonaparte sein thatenreiches Leben beschloß. Im Osten dagegen liegt die große Insel Madagascar, 12,000 □M. groß mit etwa 3 Mill. Einw. und die Inseln Bourbon und Isle de France.

IV. Asien, der größte Welttheil, hat auf 800,000 □M. fast 600 Mill. Bewohner. Hier haben die ersten Menschen gelebt, wahrscheinlich zwischen den beiden großen Strömen Euphrat und Tigris; hier ist auch das Land, wo die Israeliten gewohnt haben, wo Christus lebte und lehrte: Palästina, oder das gelobte Land, mit dem Libanon und dem Oelberg, mit Bethlehem und Jerusalem, jetzt zu Syrien, einer türkischen Provinz gehörig. In Hochasien merken wir das Altai=Gebirge; zwischen Tibet und der Bucharei liegt das Mustag=Gebirge, und zwischen dem Pendschab und Tibet das Himalaya=Gebirge mit dem höchsten Berge der Welt, Dawalaghiri, 26,000 Fuß hoch. Die Grenze gegen Europa bilden die Gebirge Kaukasus und Ural. Der ganze Norden Asiens wird von Sibirien, einem öden, kalten Lande, gebildet, wohin die Russen ihre Verbannten und begnadigten Verbrecher senden. Im Osten ist das große Reich der Mitte, China, auch das himmlische Reich genannt, enthaltend die Mongolai, die Mandschurei, die Tartarei, die Bucharei, Tibet, Korea u. s. w. auf 200,000 □M. mit 180 Mill. Einw. Die funfzehn größten Städte des Reichs haben jede mehr als 200,000 Bewohner, die Hauptst. Peking aber 2 Mill. Einw., Nanking 1 Mill. und Canton, wo die Englischen Faktoreien sind, und der Handel mit den fremden Nationen gestattet ist, gegen 800,000 Einw. Die Engländer besitzen im Hafen von Canton die Insel Hongkong, wo ihre Handelsschiffe unter dem Schutz der Batterien und Kriegsschiffe ankern können; ebenso haben die Portugiesen dort Macao als Haupthandelsort. Auf mehreren großen Inseln an der nördlichen Küste China's liegt das Reich Japan oder Nipon, für Europäer fast unzugänglich, denn nur den Holländern ist es als besondere Vergünstigung gestattet, eine der kleineren Inseln zu besuchen. Die Hauptstädte sind Jeddo mit 2 Mill. und Miako mit 1 Mill. Einw. Der Süden Asiens geht in drei große Halbinseln aus. Davon ist die westlichste, Arabien, wüst und steinig, mit dem Reiche der Wehabiten; hier liegen die den Muhamedanern heiligen Orte Mekka und Medina. Die mittlere Halbinsel, auch die bengalische oder Hindostan genannt, bildet Vorderindien oder Ostindien, die dritte aber nach Osten liegende, auch die Halbinsel von Malacca genannt, heißt Hinterindien und besteht aus mehreren unabhängigen Reichen, z. B. Cochinchina oder Anam; das Reich Siam, ferner Ava, oder das Reich der Birmanen, auch Birma genannt, mit den Hauptstädten Ava und Rangun. Die ausgedehnten Besitzungen der Englisch=Ostindischen Compagnie in Vorderindien, unter dem Namen Brittisches Ost=

indien bekannt, bestehen theils in einem unmittelbaren Gebiet, welches in Präsidentschaften Kalcutta, Agra, Madras und Bombai getheilt ist, wo brittische Gouverneure (Befehlshaber) und Behörden regieren, theils in mittelbaren Gebieten oder Schutzstaaten, welche zwar ihre eignen Fürsten und Regierungen haben, aber von England abhängig sind. In dem unmittelbaren Gebiet oder den Präsidentschaften merken wir als die größten Städte: Kalcutta mit 200,000, Benares mit 600,000, Agra mit 160,000, Delhi mit 300,000, Madras mit 450,000 und Bombai mit 200,000 Einw. Von den abhängigen Staaten merken wir in Vorderindien die Königreiche Oude, Mysore, Lahore, Dekan und Nepaul, die Maratten- und Sindstaaten und Kaschmir. In Hinterindien gehören den Britten die einzelliegenden, aber großen Gebiete von Assam, Arakan, Malacca und die Insel Singapore. Zusammen ein Flächeninhalt von mehr als 70,000 □M. mit 140—150 Mill. Einw. Die Insel Ceylon, an der Südspitze der Halbinsel gehört ebenfalls der Krone England. Westlich von den Indischen Ländern liegen die noch unabhängig gebliebenen beiden Reiche Afghanistan und Beludschistan mit den Hauptorten Kabul, Herat, Candahar und Kelat. An diese grenzt westlich: Persien oder Iran, zwischen dem Caspischen Meer und dem persischen Meerbusen, mit 22,000 □M. und 12 Mill. Einw. Früher war das Persische Reich viel größer, doch hat es seine besten Provinzen durch unglückliche Kriege an die Türken und Russen verloren. Von großen Städten haben wir zu merken: Ispahan, Residenz des Schach's (Königs), Teheran, Schiras, Tebris oder Tauris. Nördlich von Persien haben wir noch das Land Turkistan, auch die Bucharei genannt, zu merken, das meist von Nomaden bewohnt wird, besonders von Turkomanen, Usbeken, Bucharen, Kirghisen und Arabern. Drei Städte sind nur zu merken: Bochara, Samarkand, mit dem Grabe Timur's, des Großchans und Eroberers, endlich Chiwa, zwischen dem Kaspischen und dem Aral-See.

Von Arabien, im äußersten Südosten Asiens, haben wir oben schon berichtet; im Süden ist das Land Yemen mit Mocca, berühmt durch seinen Kaffee, und am Eingang des arabischen Meerbusens die englische Besitzung Aden, Stationsort des ostindischen Handels. Eine über Aden, Suez, Alexandrien und das Mittelländische Meer nach Marseille, durch Frankreich nach England gehende Botschaft, die alle 14 Tage von Ostindien, namentlich von Bombai oder Kalkutta abgeht, nennt man die Ostindische Ueberlandpost. Es folgt Klein Asien oder die Asiatische Türkei, am Mittelländischen und am schwarzen Meere liegend, gewöhnlich Syrien genannt, mit Anatolien, Mesopotamien, Palästina und Kurdistan. An großen Städten finden wir hier: Bagdad am Tigris, Bassora am Euphrat, Damaskus, Aleppo, Smyrna und Kutahia. Wir haben nun noch einiger Inseln zu erwähnen, die im Osten, zwischen China und Neuholland liegen, und in Verbindung mit diesem in neuerer Zeit unter dem Namen: Oceanien häufig vorkommen, jedoch besser Inseln des indischen Oceans oder Sunda-Inseln genannt werden. Zuerst merken wir die den Spaniern gehörigen Philippinen, eine große Inselgruppe, man zählt etwa hundert Inseln mit etwa 2½ Mill. Einw. Hauptort Manilla. Ferner ist noch zu merken: Borneo und Sumatra, zwei beträchtliche Inseln, jedoch wenig bebaut, die Bewohner in ganz wildem Zustande, an den Küsten aber bereits englische und holländische Niederlassungen und Forts. Die Insel Java, 4500 □M. mit 10 Mill. Einw., gehört einer niederländischen Handels-Compagnie, mit der Hauptst.

Batavia mit 80 bis 100,000 Einw. Auch die benachbarten Inseln werden nach und nach den Niederländern unterworfen sein, wie sie es zum Theil schon sind, z. B. Celebes mit der Kolonie Macassar, ferner Timor, Amboina, Banka, Ternate u. s. w.; auch auf Sumatra und Borneo haben sie schon bedeutende Distrikte sich unterworfen und besetzt. Von den kleineren Inselgruppen erwähnen wir der Nicobarischen Inseln, der Carolinen, der Marianen und der Aleuten, unfern der Beringsstraße, die im hohen Norden Asien von Amerika trennt. Von Sibirien und dem Asiatischen Rußland bemerken wir noch, daß es 250,000 □ M. mit nur 6 Mill. Einw. umfaßt, und in 3 Theile getheilt ist: Kaukasien, West- und Ost-Sibirien. Zu Kaukasien gehört: Grusien, Armenien, Daghestan und einige Tscherkessische Länder, mit der Hauptst. Tiflis. Von Sibirien merken wir die Hauptorte: Tobolsk, Tomsk, Jennisseisk, Jakutsk, Irkutsk und im äußersten Osten am großen Ocean die Halbinsel Kamschatka. Im Süden bilden die großen Kirgisensteppen die Grenze gegen China, an dessen Grenze unmittelbar noch der berühmte Handelsort Kiächta zu merken ist, mit großen Messen und Karavanen aus allen um das Altai-Gebirge herumwohnenden Volksstämmen. Das Königreich von Kasan sowohl, als das von Astrachan, früher als zu Asien gehörig betrachtet, werden neuerdings zu Europa gezählt, zu dem wir nun übergehen wollen.

V. Europa, wenn auch beinahe der kleinste, dennoch der wichtigste unter den Welttheilen, enthält etwa 170,000 □ M. mit mehr als 200 Millionen Bewohnern, welche die gebildetsten auf der ganzen Erde sind, weil es lauter Christen sind, die auf diesem Erdtheile wohnen, und das Christenthum Bildung zur unausbleiblichen Folge hat. Es hat, seiner Bodenbeschaffenheit nach, zwei gebirgige und einen ebnen Theil, jene beiden im Norden und im Süden. Gebirge im Süden: In der Schweiz die Alpen, zwischen Deutschland und Italien, mit 120 M. langer Ausdehnung von Osten nach Westen. Die höchsten Spitzen sind: Der Montblank, der Montrosa, Finsteraarhorn, Schreckhorn, die Jungfrau u. s. w. 10 — 14,000 F. hoch. Die Pyrenäen, zwischen Spanien und Frankreich, 55 M. lang, mit den höchsten Bergen Montperdü und Maladetta, 11,000 F. hoch. Die Apenninen in Italien, in ihren höchsten Spitzen 6 bis 8000 F. hoch. Die Karpathen zwischen Ungarn und Galizien 9000 F. hoch. Der Balkan oder Hämus, ein mitten durch die europ. Türkei laufendes mit den Alpen zusammenhängendes Gebirge 3000 F. hoch. In Frankreich finden wir: den Jura 5000 F. hoch, die Sevennen, 6000 F. hoch, die Vogesen (Wasgau) 4000 F. hoch und die Ardennen 1800 F. hoch. In Deutschland finden wir viele Gebirge: die Sudeten und das Riesengebirge, welche eine Bergkette bilden, zwischen Oestreich, Böhmen und Schlesien, im Schneeberg und der Riesenkoppe 4000 F. h.; den Böhmerwald 4000 F. h.; das Erzgebirge zwischen Böhmen und Sachsen; das Mährische Gebirge ist nur eine Hochebene und schließt mit den 3 vorhergenannten Böhmen vollkommen ein; das Fichtelgebirge zwischen Baiern und Böhmen, im Schneeberg und Affenkopf 3000 F. h. Der Schwarzwald, im Feldberg 4000 F. h., zwischen Baden und Würtemberg; die Schwäbische Alp, sich durch Würtemberg bis nach Baiern ziehend, 3000 F. h. Der Odenwald, der Spessart und das Rhöngebirge ziehen sich, 2000 F. h., von Baden aus, zwischen Baiern und Hessen, bis nach den sächsischen Fürstenthümern, wo sie sich an den Thüringerwald,

im Inselsberg und Schneekopf 3000 F. h., anschließen, der wieder mit dem Harz, zwischen Hannover und Preußen, und im Brocken 3000 F. h., in Verbindung steht. Die letztgenannten Gebirge stehen sodann durch den Sollingerwald, das Wesergebirge, den Teutoburger Wald, das Egge-Gebirge und das Sauerländische und Rothlagergebirge, alle in oder an der Grenze von Westphalen und Hessen gelegen, mit folgenden an beiden Ufern des Rheins gelegenen Gebirgen in Verbindung: Der Hundsrück mit dem Ederkopf, die Eifel mit dem Hohen Veen, der Taunus mit dem Feldberg und der Westerwald mit dem Siebengebirge. Alle diese sind etwa 2000 F. h. Im Norden von Europa finden wir allein das Skandinavische Gebirge auch Kiölen oder Kölen genannt, bis zu 8000 Fuß sich erhebend. — Zwischen diesen beiden Gebirgstheilen Europas zieht sich eine weitausgedehnte Ebene von den Mündungen des Rheins durch die Niederlande, Norddeutschland, Polen und Rußland bis an das Eismeer und den Fuß des Ural. Doch sind auf den brittischen Inseln noch einige Gebirge zu merken, nämlich das Grampian-, Cheviot-, Peak- und Walesgebirge. — Europa wird von folgenden Meeren umgeben: das nördliche Eismeer mit dem weißen Meer, worein sich münden die Flüsse: Petschora, Dwina und Onega. Das Atlantische Meer mit 1) der Nordsee, in welche sich ergießen: Elbe, Weser, Rhein, Schelde, Themse und Göthaelf; 2) der Ostsee, in welche fließen: Newa, Tornea, Düna, Memel, Weichsel und Oder. Ost- und Nordsee sind verbunden durch das Kattegat (große Belt, kleine Belt, Sund); 3) das Atlantische Meer im engern Sinne, wohinein münden: Seine, Loire, Garonne, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir. Das Mittelländische Meer ist mit dem Atlantischen durch die Straße von Gibraltar verbunden und nimmt auf die Flüsse Ebro, Rhone, Etsch, Po, Brenta und Maritza (Griechenland). Dies Meer ist durch die Straße von Messina mit dem Jonischen-, durch die Straße von Otranto mit dem Adriatischen-, durch das Inselmeer oder den Archipelagus und die Dardanellen-Straße mit dem Marmora-Meer und durch den Bosporus mit dem Schwarzen-Meer verbunden. In dieses letztere fließen: Donau, Dnester, Dnieper und Don. Das Kaspische Meer liegt auf der Grenze zwischen Europa und Asien und nimmt die Flüsse Ural und Wolga auf. — Wenn wir uns auf einer Reise durch Europa begriffen denken, und zwar vom Norden nach dem Süden, so folgen sich die einzelnen Staaten und Länder etwa so:

1) Rußland, ein weites mächtiges Kaiserreich, das den dritten Theil von Europa einnimmt und durch das Uralgebirge und den Kaukasus von Asien getrennt ist. Es hat im Ganzen auf 375,000 □M. 63 Mill. Einw.; in Europa auf 75,000 □M. 53 Mill. Einw. Das Asiatische Rußland hat 276,000 □M. aber nur $12\frac{1}{2}$ Mill. Einw. darauf. Es giebt in Rußland mehr denn 70 verschiedene Völkerschaften; die meisten Slaven, außerdem Tataren, Mongolen, Samojeden, Kamtschadalen, Kalmücken, Tscherkessen. Die Kosacken gehören zu den Slaven. Leider gehören auch Deutsche zu den Völkern Rußlands, nämlich die Einwohner der Ostsee-Provinzen Livland und Kurland. Die Hauptreligion ist die griechisch-christliche, doch giebt es auch noch viele Heiden unter den Einwohnern dieses ungeheuern Reiches. Rußland treibt viel Viehzucht und ist reich an Metallen aller Art. Das Staatsoberhaupt heißt der Czaar oder Kaiser. In dem Europäischen Rußland sind Petersburg und Moskau die beiden

Hauptstädte, im Norden sind Archangel und Nowgorod, im Süden Astrachan und Odessa die wichtigsten Handelsstädte. Die größten Ströme sind: die Wolga, der Don, die Newa und die Düna. Zu Rußland gehört noch das Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau. Von dem Asiatischen Rußland haben wir schon bei Asien gehandelt.

2) Schweden, das zusammen mit Norwegen ein Königreich ausmacht, jenes mit der Hauptst. Stockholm, dieses mit der Hauptst. Christiania. Zwischen beiden zieht sich das Kiölengebirge hin, in welchem reiche Bergwerke sich befinden. Zwischen Nord- und Ostsee liegend und von Flüssen und Kanälen durchschnitten, treiben beide Länder viel Schifffahrt und Handel. Beide Länder haben auf 800 □M. 3 Mill. Einw. Schweden ist uns Deutschen besonders werth, weil einst sein großer König Gustav Adolph uns protestantischen Deutschen zur Religionsfreiheit und auch zu Napoleons Zeiten sein König Karl Johann uns gegen Frankreich geholfen hat. Ueberdies sind die Schweden und Norweger biedere, kräftige und sittenreine Völker, welche nach Sprache, Sinn und Sitte mit uns verwandt sind.

3) Dänemark, ein Königreich, mit der Hauptstadt Kopenhagen, liegt ebenfalls zwischen Nordsee und Ostsee und ist von Inseln umgeben. Diese Inseln: Seeland, Fünen, Langeland, Falster ꝛc. haben einen Flächeninhalt von ungefähr 200 □M., während das ganze Dänemark mit der Halbinsel Jütland, den Farver-Inseln, der Insel Island und den von Dänemark abhängigen deutschen Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg 2480 □M. umfaßt, worauf es $2\frac{1}{2}$ Mill. Einw. hat. In Schleswig sind Schleswig, Flensburg und Eckernförde die Hauptorte. (Was diese Herzogthümer selbst angeht, so siehe das Nöthige darüber unter Deutschland, was aber ihr Verhältniß zu Dänemark betrifft, so siehe die letzten Nummern der Deutschen Geschichte.)

4) Großbritannien, ein Königreich, besteht aus zwei großen Inseln; auf der größeren liegt England und Schottland, jenes mit der Hauptst. London und dieses mit der Hauptst. Edinburg; die kleinere Insel ist Irland mit der Hauptst. Dublin. Dies Inselreich, das nach dem bedeutendsten der drei Reiche, aus denen es besteht, gewöhnlich nur England genannt wird, ist besonders mächtig durch seine großen Flotten und zahlreichen Handelsschiffe, die man auf allen Meeren der Welt in großer Zahl trifft. Es treibt den ausgebreitetsten Handel, hat die größten und ausgezeichnetsten Fabriken und besitzt in allen Welttheilen Kolonien; namentlich in Asien und Nordamerika beherrscht es Länder und Staaten, die viel größer sind als das Mutterland Großbritannien selbst. Außer London an der Themse, das allein über $1\frac{1}{2}$ Mill. Einw. zählt, merken wir als bedeutende Handelsstädte noch: Liverpool, Bristol, Glasgow, Birmingham, Manchester und Hull. Die Nordsee und der atlantische Ocean umgeben England, der Meeresarm, der beide verbindet, heißt gewöhnlich nur: der Kanal, eigentlich Kanal la Manche. England hat eine Größe von 5,700 □M. und 26 Mill. Einw. In Europa besitzt England außer den Schottischen Inselgruppen (Hebriden, Orkaden und Shetlands-Inseln), die Insel Malta im Mittelländischen Meere, die Festung Gibraltar in Spanien, die Insel Helgoland in der Nordsee und die Schutzherrschaft über

die Ionischen Inseln in der Nähe Griechenlands. Von den außereuropäischen Besitzungen Englands ist schon bei Nordamerika, Westindien, Afrika, Asien und Australien die Rede gewesen. Für alle diese Besitzungen nimmt man einen Gesammtflächeninhalt von 180,000 □Meilen mit 130 Mill. Einw. an, sie wären demnach größer als ganz Europa.

5) Deutschland, unser gemeinsames Vaterland, war bis zum Jahre 1848 ein aus 38 verschiedenen Staaten bestehender Bundesstaat, dessen Fürsten durch den Bundestag in Frankfurt am Main in beständiger Vereinigung blieben. Im Jahre 1848 sind die Abgeordneten aller Deutschen Staaten nach Frankfurt am Main gesendet worden, um aus dem bisherigen sehr losen Bündniß vieler Staaten einen Staat, also einen wirklichen Bundesstaat zu machen. Indeß ist das Werk theils an der Leidenschaftlichkeit und Unfähigkeit, theils an der Uneinigkeit der Abgesandten, theils aber auch an der Eifersucht deutscher und auswärtiger Mächte gescheitert; eine wirkliche, es zu einer Weltmacht gestaltende Einheit Deutschlands steht sehr zu bezweifeln; eine Allen genehme oder gerechte Verfassung will sich nicht finden, und man ist daher auf dem Wege zum Alten wieder zurückzukehren. Und doch hat Deutschland in vieler Beziehung alle Eigenschaften, um das Herz oder der Mittelpunkt Europas werden zu können. In der Mitte Europas gelegen, gegen 12,000 □Meilen groß, zählt Deutschland fast 40 Mill. Bewohner. Es ist ein reiches, fruchtbares und schönes Land mit vielen herrlichen Strömen, hohen Bergen und stattlichen, großen Städten; man zählt deren im Ganzen an 2500 und außerdem noch beinah 120,000 Marktflecken, Dörfer und kleinere Ortschaften. Die Hauptgebirge sind bereits oben angegeben. Dagegen wollen wir uns hier die deutschen Ströme, von denen im Kinderfreund S. 208 ein schönes Lied steht, mit ihren Haupt- und Nebenflüssen merken, die Elbe, welche auf dem Riesengebirge entspringt und nicht weit von Hamburg in die Nordsee fließt, hat folgende Nebenflüsse: Moldau, Eger, Schwarze Elster, Mulde, die Saale mit der Pleiße, Unstrut und Bode, die Havel mit der Spree, die Elde, Stör und Ilmenau. Die Weser, welche aus den beiden bei Münden sich vereinigenden Flüssen Werra und Fulda gebildet wird und in der Nähe von Bremen ebenfalls in die Nordsee geht, hat zu Nebenflüssen: Aller, Ocker, Leine mit Ilme und Innerste, Wümme, Hamme, Geeste, Diemel und Hunte. Die Ems kommt vom Teutoburger Wald, nimmt die Haase auf und geht bei Emden in den Dollart. Die Eider, in der neuesten Geschichte auf freilich keine erfreuliche Weise oft genannt, nämlich in dem so traurig geendeten Kriege zwischen Dänemark und Holstein, bildet die Grenze zwischen Schleswig und Holstein und geht bei Tönningen in die Nordsee. Die Warnow, in Mecklenburg-Schwerin entspringend, schließt die Reihe der Flüsse, welche Deutschland allein angehören; sie geht hinter Rostock bei Warnemünde in die Ostsee. Zu Preußen allein gehören: die Oder, welche auf den Sudeten entspringt und bei Stettin in die Ostsee geht; sie nimmt die Warthe mit der Netze, die Glatzer Neiße, die Ohlau, die Weistritz, die Katzbach mit der wüthenden Neiße, die Ucker und die Malapane auf. Außerdem gehören der Pregel mit der Inster und Angerap, die Passarge (beide in die Ostsee bei Königs-

berg), die Persante und die Rega (beide in Pommern) allein zu Preußen. Die folgenden Ströme gehören außer Deutschland noch andern Ländern an: die Memel, unter dem Namen Niemen in Rußland entspringend, nimmt die Wilia auf und geht bei Tilsit in die Ostsee; die Weichsel, welche auf den Karpathen entspringt, die Mottlau, das Schwarzwasser, die Brahe, die Drewenz, den Bug und Narev aufnimmt und sich bei Marienburg in 2 Arme theilt, Nogat und Weichsel, geht hinter Danzig in die Ostsee. Der Rhein, obgleich von den Deutschen mit Ehrfurcht und Liebe genannt, ist auch kein ganz deutscher Strom, denn er kommt von den Alpen in der Schweiz (St. Gotthards-Berg) und geht, nachdem er die Reuß, Limmat, Aar und Ill aufgenommen, durch den Bodensee gegangen und dann die Wiese, Kinzig, Murg, die Enz mit Nagold, Kocher und Jart, der Neckar, der Main mit Regnitz, Tauber und Nidda, die Lahn, Sieg, Wupper, Ruhr, Lippe, Nahe und Mosel ihn verstärkt haben, durch Holland hinter Leyden in die Nordsee. Jedoch theilt er sich eigentlich in 5 Arme: Waal, Issel, Lech, Vecht und alter Rhein. Die Donau ist der größte deutsche Strom, entspringt auf dem Schwarzwald und hat folgende Nebenflüsse: Iller, Lech, Isar, Inn, Altmühl, Nab, Regen, March, Traun, Ens, Waag, Gran, Theiß, Raab, Drau oder Drave, Sau oder Save, Morawe, Aluta, Sereth und Pruth. In 7 Armen, von denen die Sulina-Mündung den Hauptstrom enthält; geht sie hinter Hermanstadt und Galacz in das Schwarze Meer. Leider kann von den meisten dieser deutschen Flüsse nicht verschwiegen werden, daß sie uns von Fremden versperrt sind und Waaren nur gegen einen allen Handel erschwerenden Zoll darauf transportirt werden können. Dennoch sind Ackerbau, Handel und Gewerbe in blühendem Zustande (die kleinen Handwerker freilich ausgenommen, für welche die Gewerbefreiheit gefährlich geworden und dieser Gefahr durch die Gesetzgebung nicht hinreichend vorgebeugt ist) und in einem noch höhern Aufschwung begriffen. Sehr viel tragen auch dazu bei: der Zollverein, die vielen Haupt- und Residenzstädte und die vortrefflichen Schulen und Universitäten. Die deutschen Staaten folgen, ihrer Größe nach, so aufeinander: 1) Das Kaiserthum Oestreich umfaßt das Erzherzogthum Oestreich, die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain, die Grafschaft Tyrol, das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren, das Oesterreichische Schlesien und das Königreich Illyrien. Außerdeutsche Länder Oestreichs sind: Ungarn, Dalmatien, das Lombardisch-Venetianische Königreich, Gallizien, Croatien, Siebenbürgen und die Militairgrenze. Oestreich ist mit einigen dieser außerdeutschen Länder, nämlich mit Ungarn und dem Lombardisch-Venetianischen Königreich im Jahre 1848 in einem heftigen Kampfe begriffen gewesen. Der Krieg in Ober-Italien, an welchem auch das Königreich Sardinien unter seinem Könige Karl Albert theilnahm, ist durch den greisen Feldherrn Radetzky in der Schlacht bei Novara zu einem für Oestreich glücklichen Ende geführt worden. In Ungarn, wo sich Oestreich allein nicht stark genug fühlte, rief es die Russen zu Hülfe und hat denn auch hier, wiewohl nicht ohne Hülfe des Verrathes, die Ruhe gewaltsam wieder hergestellt. Die deutschen Staaten haben etwa 12 Mill. Einw. auf 3000 □M. Der ganze Staat aber 12,000 □M. mit

36 Mill. Einw. Die Hauptst. des Landes ist Wien an der Donau; Grätz, Insbruck, Prag, Brünn, Troppau, Laibach, Preßburg, Zara, Mailand, Lemberg, Agram, Hermanstadt und Peterwardein sind die übrigen Hauptstädte der obengenannten Staaten Oestreichs. 2) Das Königreich Preußen. Dessen genauere Beschreibung siehe hernach. 3) Das Königreich Baiern, 1389 □M. groß, mit $4\frac{1}{3}$ Mill. Einw., der Hauptst. München an der Isar und den alten berühmten Städten: Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Bayreuth und Speier, den Festungen: Passau, Ingolstadt und Landau, und den Universitäten: München, Würzburg und Erlangen. 4) Das Königreich Hannover, 690 □M. groß, mit 1,800,000 Einw., mit der Hauptst. Hannover, den Städten: Hildesheim, Lüneburg, Osnabrück, Celle, Goslar, Klausthal, und den See- und Handelsstädten: Emden, Leer, Norden, so wie der Univ. Göttingen. 5) Das Königreich Sachsen, 270 □M. groß, mit 1,700,000 Einw., ein durch treffliche Unterrichts-Anstalten, Handel und Fabriken ausgezeichnetes Land mit der Hauptst. Dresden an der Elbe und der besonders durch ihre großen Messen bekannten Handelsstadt Leipzig, in deren Nähe am 18ten Oktober 1813 die große Völkerschlacht geschlagen ward, durch die das Vaterland von den Franzosen befreit wurde. Außerdem sind noch folgende Städte zu merken: Bautzen, Meißen, Freiberg, Herrnhut, Annaberg und die Fest. Königstein. In Leipzig ist auch eine Univ. 6) Das Königreich Würtemberg, mit der Hauptstadt Stuttgart und den Städten Heilbronn, Reutlingen, Weinsberg, Hohenstaufen, Ludwigsburg, der Bundesfestung Ulm und der Univ. Tübingen. Im Städtchen Marbach wurde 1759 Schiller geboren. Größe 355 □M. mit 1,600,000 Einw. 7) Das Großherzogthum Baden, mit 1,300,000 E., ein schönes und gesegnetes Land, mit der Hauptstadt Karlsruhe, den Städten: Mannheim und Constanz, den Universitäten Freiburg und Heidelberg und dem berühmten Badeort, Baden-Baden, wohin jährlich 12- bis 15,000 Fremde kommen, der warmen Bäder wegen. Hier wollen wir merken, daß Baden, Würtemberg und ein Theil von Baiern, überhaupt die Länderstriche zwischen dem Rhein und Neckar in der deutschen Geschichte oft unter dem Namen: Franken und Schwaben vorkommen. 8) Das Großherzogthum Hessen mit der Hauptst. Darmstadt, der Bundesfest. Mainz, der Univ. Gießen und den Städten Worms und Bingen. Es hat 800,000 E. 9) Das Kurfürstenthum Hessen mit der Hauptst. Kassel, den Städten Hanau, Fulda, Schmalkalden und der Univ. Marburg. Es hat auf 208 □M. 700,000 E. 10) Das Herzogthum Nassau mit 390,000 E. und den Hauptstädten Wiesbaden und Biberich. 11) Das Großherzogthum Oldenburg mit der Hauptst. Oldenburg und den Städten Jever, Birkenfeld und Eutin. Es hat 250,000 E. 12) Das Herzogthum Braunschweig umfaßt 72 □M. mit 270,000 E. und den Städten Braunschweig, Helmstädt, Wolfenbüttel. 13) Das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach mit 250,000 E., der Hauptst. Weimar und den Städten Eisenach, Ilmenau und der Univ. Jena. In Weimar und Jena lebten unsre großen Dichter: Göthe, Schiller, Herder, Wieland. 14) Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin mit der Hauptstadt Schwerin und den Städten Wismar, Güstrow, Ludwigslust, der Universitäts- und Hafenstadt Rostock und dem Seebad Dobberan.

15) Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz mit der Hauptstadt Neustrelitz und den Städten Neubrandenburg und Ratzeburg. Beide Mecklenburgs haben zusammen etwa ½ Mill. E. 16) Das Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, mit den Städten Meiningen, Saalfeld und Hildburghausen. Es hat 150,000 Einw. 17) Das Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha, 140,000 Einw., mit den Städten Gotha und Coburg. 18) Das Herzogthum Sachsen-Altenburg mit Altenburg, Ronneburg und Eisenberg, und 120,000 E. 19) Das Fürstenthum Lippe-Detmold hat 86,000 E. Hauptst. ist Detmold. 20) Die drei Herzogthümer Anhalt-Dessau, 21) Anhalt-Bernburg und 22) Anhalt-Köthen, mit den Städten Dessau, Zerbst, Bernburg, Ballenstedt, Köthen, sind zusammen 42 □M. groß und haben zusammen 150,000 E. 23) Die Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt, 24) Schwarzburg-Sondershausen, jedes mit ungefähr 60,000 E., und den Hauptstädten Rudolstadt und Sondershausen. 25) Waldeck-Pyrmont mit 56,000 E., 26) Schaumburg-Lippe mit 28,000 E., 27) Landgrafschaft Hessen-Homburg mit 24,000 Einw., 28) Lichtenstein mit 6000 E., 29) Reuß-Graiz, und 30) Reuß-Schleiz und Reuß-Lobenstein, zusammen mit 14,000 Einw. Zum deutschen Bunde gehören noch zwei nicht deutschen Fürsten gehörige Staaten, nämlich 31) das Herzogthum Holstein-Lauenburg mit 153 □M., 400,000 Einw. und den Städten Altona und Kiel (Univ.), und 32) das Großherzogthum Luxemburg, 128 □M. groß, mit 315,000 E. und der Bundesfestung Luxemburg. Dieses ist ein Theil des Königreichs der Niederlande, jenes zum Königreich Dänemark gehörig. Auch dies Land, das Herzogthum Holstein-Lauenburg hat in Gemeinschaft mit dem zur Hälfte deutschen Herzogthum Schleswig im Jahre 1848 den Versuch gemacht, sich von Dänemark loszureißen, welches das deutsche Wesen ebenso zu unterdrücken bemüht ist, wie Rußland in seinen Ostsee-Provinzen. Da nun Schleswig und Holstein immer unter einem Herzoge verbunden bleiben sollen, Holstein aber mit zum Deutschen Bunde gehört, so wandten sich nun die Schleswig-Holsteiner an diesen um Hülfe. Anfangs wurde ihnen dieselbe auch durch Preußen gewährt, später zurückgezogen, und die Herzogthümer sich selbst überlassen. Als sich jedoch der Krieg zwischen Dänemark und den Herzogthümern in die Länge zog, vermochten die auswärtigen Mächte, namentlich Rußland, den Deutschen Bund, diesen Krieg dadurch beizulegen, daß er die Herzogthümer nöthigte, sich Dänemark wieder zu unterwerfen und von dem Deutschen Bunde die Schlichtung dieses Streites zu erwarten. Zum deutschen Bunde kommen ferner noch hinzu die vier freien Reichsstädte, die jede einen unabhängigen, besondern Staat für sich bilden: 33) Hamburg mit Kuxhaven an der Mündung der Elbe, berühmte See- und Hafenstadt mit ausgebreitetem Handel und 125,000 Einw. 34) Bremen an der Weser, ebenfalls ausgedehnten Seehandel treibend mit 45,000 E. 35) Lübeck nebst Travemünde mit schönem Hafen und 30,000 Einw. 36) Frankfurt am Main mit ausgebreitetem Handel und Messen; zugleich Sitz der bisherigen Bundesversammlung, so wie auch wahrscheinlich der künftigen. Unter den 38 Millionen Einw. aller dieser zum deutschen Bunde gehörigen Staaten sind 30 Mill. Deutsche, 6 Mill. Slaven, ½ Mill. Juden

und die übrigen Franzosen und Italiener. Katholische Christen sind darunter 19 Mill.; Evangelische Christen c. 17 Mill., die übrigen Mennoniten, Herrnhuter, Griechen, Juden.

6) Die Schweiz, ein Freistaat, besteht aus 22 Kantonen, deren jeder einen Staat für sich bildet und seine eigene Regierung hat, die zusammen aber in der Tagsatzung die Schweizer Eidgenossenschaft bilden. Die bedeutendsten Städte sind: Bern, Basel, Genf, Zürich, Aarau, Freiburg, Lausanne, Luzern, Winterthur, Chur, St. Gallen, Solothurn, Schaffhausen und Neuenburg oder Neufchatel. Dieses letztere gehörte seit den Befreiungskriegen zu Preußen, hat sich aber 1848 losgerissen. Das Land ist sehr gebirgig, denn durch dasselbe hin ziehen sich die Alpen, deren höchste Spitze der Montblanc, 15,000 F. h. und der höchste Berg Europa's ist. Die Schweiz hat 2,200,000 Einw.

7) Das Königreich Holland, mit den Hauptstädten Amsterdam und Haag, hat etwa 3 Millionen Einwohner.

8) Das Königreich Belgien, mit der Hauptstadt Brüssel, und den Städten Gent, Antwerpen u. s. w., hat 4 Millionen Einwohner.

9) Die Republik Frankreich, mit der Hauptstadt Paris und andern bedeutenden Städten, als Lyon, Versailles, Marseille, Havre, Rheims, Rouen, Bordeaux, Straßburg mit dem berühmten Münster, Toulon, Nantes u. s. w. Unter den Europäischen Staaten hat Frankreich die merkwürdigste Geschichte, weil es alle Staatsformen durchgemacht hat, im Guten wie im Bösen gleich ausgezeichnet gewesen ist und einen unverkennbaren Einfluß auf die Geschichte Europas ausgeübt hat. Leider gehört auch ein Stück deutsche Erde, der Elsaß mit dem schongenannten Straßburg zu Frankreich. Dieser Staat hat über 10,000 □M. und fast 33 Millionen Einwohner.

10) Das Königreich Spanien hat 12 Mill. Einw., mit der Hauptst. Madrid und den Städten Barcellona, Kadix, Saragossa, Sevilla, Valencia, Granada so wie der Universität Salamanca.

11) Das Königreich Portugal hat 3½ Mill. Einw., mit der Hauptst. Lissabon und der Handelsst. Oporto.

12) Das Königreich Sardinien mit der Hauptst. Turin (in Oberitalien).

13) Der Kirchenstaat, dessen Beherrscher der Pabst ist, mit der Hauptstadt Rom.

14) Das Königreich beider Sicilien mit der Hauptst. Neapel auf dem festen Lande und der Hauptstadt Palermo auf der Insel Sicilien; wird auch gewöhnlich nur Königreich Neapel genannt.

15) Das Großherzogthum Toscana, mit der Hauptstadt Florenz. Diese letzten vier Staaten liegen sämmtlich in Italien, und außer diesen noch die kleineren Herzogthümer: Parma, Modena und Lucca mit gleichnamigen Hauptstädten. Das bei Oestreich schon genannte Lombardisch-Venetianische Königreich, mit den Hauptstädten Mailand und Venedig, liegt ebenfalls in Italien. Zusammen haben alle diese italienischen Staaten 22 Mill. Einw.

16) Das Königreich Griechenland, mit der Hauptstadt Athen, hat etwa 800,000 Einw.

17) Die Europäische Türkei oder das Osmanische Reich, mit der Hauptst. Konstantinopel, dessen Beherrscher der Sultan heißt und dessen Einwohner sich nicht zum Christenthum, sondern zu der Lehre Muhamed's, dem Islam, bekennen Es hat 12 Mill. Einw. und große Besitzungen in Asien (siehe Asien).

18) Außer den bereits unter Deutschland genannten Republiken: Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt a. M. finden wir in Europa noch folgende Republiken oder Freistaaten: die Jonischen Inseln (im Mittelmeere) unter dem Schutze von England. Sie besteht aus 7 Inseln, unter denen Corfu mit der Hauptst. gl. N., Theaki, die im Alterthum Ithaka hieß und durch ihren damaligen König Ulysses berühmt geworden ist, und Zante, im Alterthum Zakynthus, wo die Hiacynthen herstammen. — San Marino ist eine kleine Republik in Italien mit nur 10,000 Einw. Früher gehörte noch Krakau hierher, dies hat aber als Republik im Jahre 1847 aufgehört und ist Oestreich einverleibt worden.

Preußen.

Das Königreich Preußen ist 5070 □M. groß und hat über 16 Mill. Einw. Der Staat wird in acht Provinzen getheilt und diese zusammen wieder in 25 Regierungs-Bezirke. Jede Provinz hat einen Ober-Präsidenten und jeder Regierungs-Bezirk einen Präsidenten. Diese Regierungs-Bezirke zerfallen wieder in einzelne Kreise, an deren Spitze ein Landrath steht. Die acht Provinzen sind nun folgende:

Provinz	Preußen	hat	1178	□M.	mit	2,600,000	Einwohnern.
"	Posen	"	536	"	"	1,300,000	"
"	Brandenburg	"	730	"	"	2,250,000	"
"	Pommern	"	567	"	"	1,150,000	"
"	Schlesien	"	742	"	"	3,000,000	"
"	Sachsen	"	460	"	"	1,600,000	"
"	Westphalen	"	367	"	"	1,700,000	"
"	Rheinland	"	490	"	"	2,800,000	"
		zusammen	5070	□M.	mit	16,400,000	Einwohnern.

Von den Einwohnern bekennen sich zur Evangel. Religion 9,500,000; zur katholischen 6,530,000; Israeliten giebt es 240,000. Die übrigen Einwohner sind entweder Deutsch-Katholiken oder Griechisch-Unirte oder Mennoniten oder Herrnhuter.

Wir finden in Preußen 7 Hochschulen oder Universitäten, nämlich Berlin, Halle, Breslau, Königsberg, Greifswalde, Bonn und Münster. Die größte und schönste Stadt, zugleich die Haupt-Residenzstadt ist Berlin an der Spree mit mehr als 410,000 E. Die Stadt ist nicht nur die schönste im ganzen Deutschland, sondern auch eine der schönsten in Europa; sie hat einen Umfang von 2 Meilen und an 20 Thore, unter welchen sich das Brandenburger Thor als das schönste auszeichnet und auf seiner Spitze das bronzene Standbild der Siegesgöttinn trägt, das Napoleon nach Paris entführte, von wo es aber 1814 wieder auf seinen alten Platz zurückgeholt worden ist. Unter den 40 Brücken ist die sogenannte „lange Brücke" mit dem ehernen Standbild des großen Kurfürsten hervorzuheben. Der Weg von dieser Brücke an bis zu dem Brandenburger Thore, die Straße „unter den Linden" genannt entlang, wo jetzt das schönste Denkmal seiner Zeit, die kolossale Reiterstatue Friedrichs II. steht, von Friedrich Wilhelm III. begonnen, erst nach 11 Jahren von Friedrich Wilhelm IV. vollendet und am 31. März 1851 glänzend und feierlich eingeweiht, ist vielleicht eine der schönsten Straßen in der Welt. Die Umgebungen Berlins sind von Natur nicht schön, wandeln sich aber durch die Kunst allmählig zu einem wahren Garten um.

Am wenigsten zeichnet sich Berlin durch schöne Kirchen aus, am meisten durch seine trefflichen Unterrichts-Anstalten in allen Künsten und Wissenschaften. Die Stadt Berlin bildet mit ihrem Gebiet einen Kreis für sich, gehört aber nebst dem Regierungs-Bezirk Potsdam und dem Regierungs-Bezirk Frankfurt zur Provinz Brandenburg.

Diese Provinz ist eben, größtentheils sandig, nur in den Niederungen, namentlich an der Oder, Warthe und Netze fruchtbar, jedoch durch Anbau des Bodens und Betriebsamkeit der Bewohner ist das Land in dem gesegnetsten Zustande. Hiezu tragen die vielen Flüsse und Seen ebenfalls bei; von letzteren hat man allein 5- bis 600; daher findet man einen Ueberfluß an Fischen. Sonst sind Getreide, Torf, Holz, Kalk und Braunkohlen die Hauptprodukte. Der Hauptstrom ist die Oder, die innerhalb der Provinz den Bober, die Neiße und die Warthe aufnimmt; ferner die Havel, die durch den Finow-Kanal, und die Spree, die durch den Friedrich-Wilhelms-Kanal mit der Oder verbunden sind.

Wir wollen hier gleich bemerken, daß bis zum Jahre 1848 außer den genannten 8 Provinzen auch noch Neuenburg (Neufchatel) in der Schweiz zu Preußen gehörte, sich aber in seinem Revolutionsjahre losgerissen und zu einem selbstständigen Canton der Schweiz gemacht hat. Es hat 60,000 Einw.

1. Brandenburg.

Die jetzige Provinz Brandenburg ist eingetheilt in die Reg. Bezirke Potsdam und Frankfurt; Größe und Einwohnerzahl kennen wir schon. Der **Regierungs-Bezirk Potsdam** wird in 14 Kreise getheilt, nämlich: der oberbarnimsche, der niederbarnimsche, der teltow'sche, der ruppin'sche, der ost- und der west-havelländische Kreis, der beeskow-storkow-sche, der jüterbogk-luckenwaldische, der zauch-belzig'sche, der prenzlau'sche, der templin'sche, der angermündische Kreis, die Ost- und Westpriegnitz. Die Hauptstadt Potsdam ist eine der schönsten Städte und in sofern die eigentliche Residenz des Königs, als er sich hier den größten Theil des Jahres hindurch aufzuhalten pflegt. Schon die Natur hat sehr viel für Potsdam gethan, da es von Anhöhen und Wasser umgeben ist; die Kunst hat dies aber vortrefflich zu benutzen gewußt. Den Anfang hat einst damit der große Friedrich II. gemacht, der dort am liebsten sich aufgehalten und es durch das schöne Sanssouci, das neue Palais, das Marmor-Palais, u. s. w. berühmt gemacht hat. Der verstorbene König hat noch die Schlösser und Gärten von Charlottenhof, Babelsberg, Glieneke, u. s. w. hinzugefügt. Die Stadt Charlottenburg, nur eine Meile von Berlin, hat ebenfalls ein Königliches Schloß mit herrlichem Garten nebst Schauspielhaus und dem Mausoleum oder Gruft und Begräbnißhalle der Königinn Louise und König Friedrich Wilhelm III. mit deren Marmordenkmalen (von Rauch).

Die Stadt Brandenburg ist eine der ältesten, schon von den Wenden angelegt und Brennibor (Waldburg) genannt, liegt an der Havel und hat gegen 20,000 Bewohner. Wir merken noch: die Festung Spandau, am Einfluß der Spree in die Havel, die Städte Neu-Ruppin, am ruppiner See, mit 10,000 Einw., Rheinsberg mit Schloß, Garten und Grabmal des Prinzen Heinrich, einst Aufenthalt Friedrich des Großen als Kronprinz; ferner: Rathenow, Havelberg, Nauen, Wusterhausen, Bernau, Oranienburg, Alt-Landsberg, Wriezen, Freienwalde, Neustadt-Eberswalde, wo ein Gesundbrunnen ist, Köpenick mit einem Schloß, Straus-

berg mit einem Landarmenhaus, Luckenwalde mit großen Tuchfabriken, in der Nähe das Dorf Großbeeren mit einem Denkmal des Sieges von 1813, Teltow, berühmt durch Rübenbau; ferner: Mittenwalde, Trebbin, Zossen, Beeskow, Dahme, Jüterbogk, in der Nähe das Dorf Dennewitz mit dem Denkmal der Schlacht vom 6ten September 1813; bei Nauen ist das fruchtbare havelländische Luch mit dem 10 Meilen langen Haupt=Kanal. Wir merken noch Belzig, Treuenbriezen, Belitz u. s. w. In der **Priegnitz** merken wir die Städte Perleberg, Lenzen, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk, dann Havelberg mit seinem Dom, Wittenberge mit dem Haupt-Elb=Zollamt und Wilsnack mit dem Schloß Plattenburg. In der **Uckermark** ist zuerst die Stadt Prenzlau mit 14,000 E. zu merken; hier ist ein Landarmenhaus und viel Handel in Korn, Vieh und Taback; ferner Templin, Brüssow, Zehdenick, Straßburg, Lychen und Boizenburg mit Schloß und schönem Garten. Schwedt an der Oder, mit Königl. Schloß und Garten, ist ebenso wie Vierraden durch Tabacksbau berühmt; ferner Angermünde, Oderberg und Dorf Liepe, wo man einen Heidenkirchhof mit großen Hühnengräbern zeigt.

Der **Frankfurter Regierungs-Bezirk** wird in 16 Kreise getheilt. Von den Städten merken wir folgende; zuerst Frankfurt an der Oder, mit recht anmuthigen Umgebungen, vielen Fabriken und lebhaftem Handel, zu dem besonders die drei wichtigen Messen beitragen; Frankfurt hat etwa 30,000 Einwohner und ist mit Berlin durch eine Eisenbahn verbunden Im Lebuser Kreise sind die Städte Fürstenwalde, Müncheberg, Seelow, Lebus und Müllrose zu merken. Bei dem Dorfe Buckow beginnt eine unter dem Namen „Märkische Schweiz" bekannte und durch schön bewachsene Berge und Thäler mit Seen ausgezeichnete, anmuthige Gegend, die sich bis Freienwalde hinzieht. Der Königsberger Kreis enthält: Königsberg an der Röricke mit einem Gymnasium, die Festung Küstrin, am Einfluß der Warthe in die Oder, Neudamm mit gr. Tuchfabriken, Schönfließ, Mohrin, Zehden, Bärwalde, Fürstenfelde und Zellin. Der Arnswaldische und Soldin'sche Kreis enthalten: Soldin, Berlinchen, Lippehne, Bernstein, Neuwedel, Reez und Arnswalde, das sich durch harmonisches Geläut der Stadtkirche auszeichnet. Der Landsbergische und Friedebergische Kreis enthalten die Städte: Landsberg an der Warthe, Handelsstadt von 12,000 E., mit bedeutenden Korn= und Wollmärkten und einem Landarmenhaus. Am linken Ufer der Warthe ist das fruchtbare Warthebruch, welches einst Friedrich der Große entwässern, einwallen und in fruchtbares Ackerland und Hunderte von Kolonien verwandeln ließ. Man findet in deren Namen die seiner sämmtlichen Generale wieder, und bei den später, zur Zeit des Nordamerikanischen Freiheitskrieges, angelegten, Namen wie Saratoga, Pennsilvanien, Hampshire u. s. w., die an jene weitentlegenen Länder erinnern. Friedeberg, Woldenberg, Driesen an der Netze, am Anfang des ebenfalls sehr fruchtbaren Netzebruchs. Eisenhüttenwerke zu Vietz, Zanzhausen und Zanzthal. Der Sternbergische Kreis mit Zielenzig, Drossen, Reppen, Sternberg, Sonnenburg mit einer Strafanstalt und alten Gebäuden des ehemaligen Johanniter=Ordens. Der Züllichau=Schwiebuser und der Krossen'sche Kreis mit den Städten: Züllichau mit Weinbau und Erziehungs=Anstalt, Schwiebus, Krossen mit Weinbau, Bobersberg und Sommerfeld.

Die Niederlausitz enthält in sieben Kreisen die Städte: Guben mit Weinbau, Kottbus, Sorau mit Irrenhaus und Strafanstalt, Neuzelle mit Seminar, Lübben, Lieberose, Luckau mit Gymnasium, Waisenhaus und Strafanstalt, Dobrilugk, Finsterwalde, Kalau, Senftenberg, Lübbenau, Spremberg &c. In der Nähe ist der 6 Meilen lange und ein und eine halbe Meile breite Spreewald, den mehr als 300 Arme der Spree durchschneiden.

2. Pommern.

Die Größe und Einwohnerzahl dieser Provinz finden sich schon oben in der General-Uebersicht angegeben; das Land ist eins der niedrigsten und flachsten und hat nur wenige und unbedeutende Höhen. Der Boden ist theilweis sandig und morastig, besonders ist im östlichen Theil Hinterpommerns viel ödes Heideland, dagegen sind einige Striche in Vorpommern, so wie die Kreise von Pyritz und Stargard besonders fruchtbar, namentlich auch die Insel Rügen. Die Lage an der Ostsee begünstigt Schifffahrt und Handel. Die drei Regierungs-Bezirke, in welche die Provinz getheilt ist, heißen der Stettiner, Kösliner und Stralsunder; die alte Eintheilung ist aber bezeichnender und auch jetzt noch gebräuchlicher, nämlich in Vorpommern und Hinterpommern; jenes ist das Land westlich und dieses das östlich von der Oder liegende; außerdem ist noch die Benennung Neuvorpommern für das Gebiet von Stralsund und Greifswald aus alten Zeiten üblich. Der Hauptstrom der Provinz ist die Oder; sie endet in dem frischen oder Stettiner Haff, welches durch drei Ausflüsse: Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Zwischen jenen drei Armen liegen die Inseln Usedom und Wollin, die einen Kreis für sich bilden. Der Stettiner Regierungs-Bezirk besteht aus 12 Kreisen, und wir merken darin folgende Städte: Stettin, die Hauptstadt Pommerns, zugleich Festung und sehr bedeutende Handelsstadt mit beinah 50,000 Bewohnern. Hier ist ein Königl. Schloß, eine große Börse, eine Sternwarte und auf dem Paradeplatze eine Bildsäule Friedrich des Großen. Durch seine günstige Lage ist Stettin einer der ersten Handelsplätze im Staat und hat einen vortrefflichen Seehafen in Swinemünde, einer freundlich gebauten Stadt am Ausfluß der Swine auf der Insel Usedom, zugleich als Seebad berühmt. Außerdem sind noch folgende Städte zu merken: Stargard an der Ihna mit 12,000 Einw. Pyritz, im sogenannten Weizacker, mit dem Ottobrunnen und einem Denkmal, weil an dieser Quelle die ersten Pommern vom Bischoff Otto von Bamberg getauft wurden. Pasewalk mit 6000 Einw. Garz an der Oder. Anklam an der Peene mit 8000 Einw. und Demmin an der Peene mit 7000 Einw., beide mit lebhaftem Handelsverkehr; ferner Gollnow, Bahn, Naugard, Regenwalde, Ukermünde, Greiffenhagen, Kammin, Treptow an der Rega, Treptow an der Tollense, Greifenberg und Labes.

Der Regierungs-Bezirk Stralsund besteht aus 4 Kreisen und enthält die Städte: Stralsund, eine ganz mit Wasser umgebene Festung, die nur durch Brücken mit dem Festland verbunden ist, mit dem Sitz der Regierung, einer Militair-Erziehungs-Anstalt, einem Hafen und lebhaftem Handel. Es hat 16,000 Einw. und erhält durch eine Wasserkunst sein Koch- und Trinkwasser. Die Stadt Greifswald mit einer Universität und einer staats- und landwirthschaftlichen Akademie auf dem

nahen Eldena, hat auch ein Seminar, eine Sternwarte und botanischen Garten. Die Insel Rügen ist die größte und merkwürdigste deutsche Insel, reich an Naturschönheiten und Denkmälern der Heidenzeit. Ein Kreidegebirge, Stubbenkammer genannt, das nach der See zu senkrecht abfällt, bildet schöne Felsenparthien, der höchste Punkt ist der 500 F. hohe Königsstuhl; die Stadt Putbus nebst Seebad ist der Hauptort der Insel, eigentliche Hauptstadt aber Bergen mit 3000 Einw.

Der Cösliner Regierungs-Bezirk, aus 9 Kreisen bestehend, enthält folgende Städte: Cöslin, Sitz der Regierung und des Oberlandesgerichts, Schullehrer-Seminar und 8000 Einw., liegt nur eine Meile von der Ostseeküste. Die Festung Colberg, an der Persante, die ¼ Meile davon in die Ostsee fällt, ist berühmt durch die tapfere Vertheidigung Gneisenau's im J. 1807, bei der auch Major Schill und der brave Bürger Nettelbeck sich besonders auszeichneten; das neunte Infanterie-Regiment führt zur Belohnung seiner Ausdauer seitdem den Namen: Colberg'sches Regiment. Die Stadt treibt viel Handel, Schifffahrt, Fischerei und hat gegen 10,000 Einw. Neu-Stettin. Rügenwalde mit einem Hafen und einem Seebad, ist bekannt durch seine geräucherten Gänsebrüste. Stolpe hat 8000 Einw. und den Hafen Stolpmünde. Ferner die Städte: Belgard, Schievelbein, Dramburg, Schlawe, Lauenburg, Bütow, Bärwalde und Tempelburg.

3. Preußen.

Zu dieser und der folgenden Provinz gehören einige Theile des früheren Königreichs Polen, die in den Jahren 1792, 1793 und 1815 (dreimalige Theilungen Polens) an Preußen kamen. Die Provinz wird von der Weichsel durchströmt, welche aus den Karpaten kommt und in 2 Armen, deren einer Nogat heißt, in die Ostsee geht. Auch Pregel und Memel durchfließen Preußen, die letztere bildet von Tilsit bis zum kurischen Haff die fruchtbare Tilsiter oder lithauische Niederung. An der Meeresküste dieses Landes finden sich äußerst schmale Landzungen, Nehrungen genannt, welche nicht selten von Fischern bewohnt sind. Preußen gehört seit 1618 zu Brandenburg und führte nach seinen verschiedenen Theilen verschiedene Namen, die sich zum Theil noch erhalten haben, z. B. Masuren, Samland, Litthauen u. s. w. Jetzt, obwohl nach der Verwaltung eine Provinz bildend, theilt es sich nach seiner Lage in Ostpreußen mit den Regierungs-Bezirken Königsberg und Gumbinnen, und in Westpreußen mit Danzig und Marienwerder. Die wichtigste und größte Stadt ist Königsberg am Pregel mit 90,000 Einwohnern, dritte Residenzstadt, in welcher Friedrich I. 1701 zum ersten Könige gekrönt wurde. Es hat eine Universität und treibt vom Hafen Pillau aus starken Handel. Außerdem merken wir: Memel, Tilsit, Gumbinnen, Braunsberg, Insterburg; alle in Ostpreußen gelegen. In Westpreußen: die Festung Danzig mit 70,000 Einw., Elbing, Thorn, Graudenz, Kulm, Schwetz, Konitz, Marienwerder, Marienburg, Deutsch-Crone, Jastrow. Zu Deutschland gehört Preußen erst seit dem Jahre 1848.

4. Posen.

Unter den 1,250,000 Einw. dieses Großherzogthums finden wir 783,916 Katholiken und 77,102 Juden. Es wird von der Warthe und Netze durchströmt und besteht fast ganz aus dem alten Groß-Polen.

Diese Provinz hat größtentheils ebenen, fruchtbaren Boden, allein der Ackerbau steht noch auf einer niedrigeren Stufe, als in den andern Provinzen. Posen zerfällt in die Regier. Bezirke Posen und Bromberg. Posen selbst ist eine Festung, liegt an der Warthe und hat 40,000 Einwohner. Außerdem sind die bedeutendsten Städte: Bomst, Wollstein, Fraustadt, Lissa, Meseritz, Schwerin, Bromberg an der Brahe 7400 Einw., Schneidemühl, Filehne, Gnesen, Nakel, Lobsens, Schönlanke. Diese ganze Provinz ist erst 1815 wieder an Preußen zurückgefallen, nachdem sie ihr 1795 bei der dritten Theilung Polens zugefallen, 1807 aber von Napoleon wieder abgenommen worden war.

5. Schlesien.

Schlesien, eine der schönsten und reichsten Provinzen des Staats, dem es Friedrich der Große durch die sogenannten schlesischen Kriege erworben hat, hat drei Reg. Bezirke, Breslau, Liegnitz und Oppeln. Der Hauptstrom dieser Provinz ist die Oder, welche hier den Bober, die Neiße, die Katzbach u. s. w. aufnimmt. Die Grenze des Landes bildet das Riesengebirge mit der 5000 F. hohen Schneekoppe und vielen starkbesuchten Bädern. In dieser Provinz wird viel Bergbau, Leinwand- und Glashandel getrieben. Die Hauptstadt Breslau hat 112,000 Einw., eine Univ., starken Handel und ansehnliche Kirchen und Gebäude, so wie auch die ausgezeichneten Standbilder Friedrich des Großen und Blüchers. Außerdem merken wir die Städte: Brieg, Liegnitz, Hirschberg, Jauer, Görlitz, mit einer weit berühmten Kirche und Orgel; die Festungen Glogau, Kosel, Glaz, Schweidnitz, Neisse und Silberberg; ferner Grünberg, bekannt durch seinen Weinbau, Schmiedeberg am Fuße der Schneekoppe, Landshut, Bunzlau, Sprottau, Freistadt, Sagan, Oppeln, Ratibor, Gleiwitz, Leobschütz, Oels, Beuthen, Tarnowitz u. s. w.

6. Sachsen.

Diese Provinz besteht aus theils sehr gebirgigen, theils sehr fruchtbaren Ländern, nämlich der 1815 abgetretenen nördlichen Hälfte des Königreichs Sachsen, der Altmark und den früheren Herzogthümern Magdeburg und Halberstadt. Besonders fruchtbar sind die Magdeburger Börde und die goldne Aue; besonders gebirgig ist das Land im Harz mit dem Brocken. Hauptstrom ist die Elbe mit Mulde, Saale, Havel, Elster u. s. w. Ackerbau, Handel und Gewerbe sind in dieser Provinz in einem besonders blühenden Zustande. Sachsen hat 3 Reg. Bezirke: Magdeburg, Merseburg und Erfurt und enthält viele reiche und schöne Städte: zuerst Magdeburg, eine der stärksten preußischen Festungen an der Elbe, hat etwa 65,000 Einw., eine schöne Domkirche mit zwei 330 F. hohen Thürmen und wichtigem Handel. Halberstadt, 25,000 Einw., hat ebenfalls einen alten merkw. Dom. Schönebek an der Elbe mit gr. Fabriken, ebenso Neuhaldensleben. Quedlinburg mit 15,000 Einw. Burg mit großen Tuchfabriken. Genthin, Jerichow, Stendal, Tangermünde, Werben, Salzwedel und Gardelegen sind Städte der ehemaligen Altmark; ferner merken wir die Festungen Wittenberg und Torgau, die Universität Halle an der Saale mit den Franke'schen Stiftungen und von den Halloren bearbeiteten Salzwerken, Merseburg mit einem alten Dome, Sitz der Regierung, Naumburg an der Saale, wo Messen

gehalten werden; in der Nähe ist die Landesschule Schulpforta und das Bad Kösen. Zeitz, Sangerhausen, Weißenfels, Freiburg an der Unstrut, Eisleben (Luther), Bitterfeld, Eilenburg, die Festung Erfurt mit einem Dom, in welchem eine 275 Centner schwere Glocke hängt, und 30,000 Einw. Nordhausen am Harz. Suhl mit Gewehrfabriken. Langensalza und Mühlhausen mit Fabriken.

7. Westphalen.

Diese Provinz hat unter ihren 1,400,000 E. 777,757 Katholiken und 13,766 Juden. Der Boden ist verschieden, meistentheils sehr gebirgig. Hier finden wir das Wesergebirge und den durch die Hermannsschlacht im Jahre 9 n. Chr. berühmt gewordenen Teutoburger Wald. Außerdem viel andere Gebirgszüge. An Flüssen finden wir: Weser, Ems, Lahn, Sieg, Ruhr, Lippe, Wipper. Die alten Cherusker und später die Sachsen wohnten hier. In dieser Provinz haben sich noch viele Eigenthümlichkeiten in Sitten und Lebensweise erhalten. (Die Schinken und Pumpernickel dieses Landes sind weit berühmt.) Sie wird in 3 Reg. Bezirke getheilt: Münster, Minden und Arnsberg. Wir merken die Städte: Münster mit 24,000 E. und einer Hochschule, Coesfeld, Dülmen, Minden, eine Festung mit der Westphälischen Pforte (Durchbruch der Weser durch das Wesergebirge), Herfort, Bielefeld mit ausgezeichneten Leinwandfabriken, Paderborn (in der Nähe Wittekind von Carl dem Großen geschlagen), Hörter, Arnsberg, Lippstadt, Siegen, Hamm, Unna, Soest, Dortmund, Iserlohn, Limburg.

8. Die Rheinprovinz.

Unter den 2,600,000 E. sind 1,953,000 Katholiken; das Land ist bergig, fruchtbar, aber nicht gerade an Getreide, jedoch an schönen Weinen reich. Die Provinz ist ohnstreitig die schönste Preußens, wird von dem Rhein mit Mosel, Nahe, Lahn, Ahr, Sieg u. s. w. durchströmt, und von dem Hundrück, der Eifel, dem Westerwald und dem Siebengebirge durchschnitten. Die Rheinlande sind reich an Bergbau und allerlei Hütten- und Hämmerwerken und treiben auf dem Rhein sehr bedeutenden Handel. 1801 zu Frankreich gezogen, fielen sie 1814 wieder an Preußen zurück und theilen sich seitdem in die beiden Haupttheile Jülich-Cleve-Berg mit den Reg. Bezirken Cöln und Düsseldorf, und Niederrhein mit den Reg. Bezirken Coblenz, Trier und Aachen. An größeren Städten merken wir Cöln, Festung, mit dem mächtigen, noch nicht vollendeten, aber jetzt wieder weiter ausgebauten Dom, alten römischen Ruinen und bedeutendem Handel. 76,000 E. Bonn, Univ., Mühlheim, Siegburg, Düsseldorf mit 32,000 E., Schloß und Kunst-Akademien. Cleve, Emmerich, Wesel, Festung, Duisburg, Mörs, Elberfeld, 28,000 E. mit dem 3 M. langen ungemein fabrikreichen Wupperthal, Solingen mit vortrefflichen Stahlwaaren, Crefeld, Aachen 40,000 E., sehr alt, durch Carl des Großen Sitz, Grab und Statue berühmt; warme Bäder. Burtscheid mit großen Fabriken, Jülich, Festung, Düren, Malmedy, Eupen, Coblenz am Zusammenfluß des Rhein und der Mosel 20,000 E., Doppelfestung, weil gegenüber, an der andern Seite des Rheins, der überaus feste Ehrenbreitenstein. Neuwied, Wetzlar an der Lahn, Andernach mit Mühlsteinbrüchen, Ahrweiler mit schönem Wein, Bacharach, Creuznach, Trier, wahrscheinlich die älteste deutsche Stadt, 20,000 E., römische Bäder, Theater und andere Alterthümer, starker Weinbau. Saarlouis, Festung.

II. Naturgeschichte.

Zu Abschnitt III. B. im Kinderfreund gehörig.

Wir Menschen sind auf Erden von einer unzähligen Menge von Gegenständen umgeben, welche wir, so weit sie nicht von uns gemacht, sondern aus der Hand Gottes hervorgegangen sind, Gegenstände der Natur nennen. So ungeheuer groß ist ihre Zahl, daß wir sie ganz unmöglich übersehen können, wenn wir sie nicht nach ihren Kennzeichen und Merkmalen unterscheiden und dann in gewisse Klassen und Ordnungen bringen. Dies thut nun die Naturgeschichte und unterscheidet demnach vier Hauptklassen oder Ordnungen, die Reiche der Natur genannt. Die Iste Ordnung bilden die Thiere, die IIte die Pflanzen, die IIIte die Mineralien oder Metalle, Erden und Steine. Die IVte Ordnung machen die Elemente aus, d. h. die einfachen Bestandtheile, aus welchen alle übrigen Dinge zusammengesetzt sind und in welche sie sich wieder auflösen: Feuer, Wasser, Luft, Erde. Von dieser vierten Ordnung handelt die Naturlehre. Die Geschöpfe, welche in diese Reiche gehören, sind entweder mit einem kunstvollen innern Zusammenhang von Gefäßen (Organen) versehen, durch welche sie fremde Bestandtheile zu ihrer Nahrung und ihrem Wachsthum in sich aufnehmen, und heißen dann organische, oder ihnen fehlen diese Werkzeuge, sie wachsen nur durch Anhäufung von außen und heißen dann unorganische. Zu diesen letztern gehören die Elemente und die Mineralien; Thiere und Pflanzen dagegen sind organische Geschöpfe und unterscheiden sich dadurch, daß die Thiere lebende Geschöpfe sind, d. h. eine freie Bewegung haben, während die Bewegung der Pflanzen (denn sie können sich ja auch hin und her bewegen) eine gehemmte ist.

Iste Ordnung: die Thiere.

Die ganze Erde ist mit Thieren oder lebenden Geschöpfen wie übersäet, denn es giebt nichts, worauf oder worin nicht Thiere zu finden wären, wenn auch so kleine, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht sehen kann, ja, diese unendlich kleinen Thierchen haben, durch ein Vergrößerungsglas angesehen, in und auf sich wieder Thierchen, so daß wir die Allmacht und Herrlichkeit Gottes nicht etwa nur in der unendlichen Größe, sondern ebenso in der unendlichen Kleinheit bewundern müssen. Die Thiere, zu denen seinem Leibe nach auch der Mensch gehört, haben nur eine Oeffnung, durch welche sie ihre Nahrung zu sich nehmen, Werkzeuge zur Verdauung, zur Fortpflanzung, zum Athemholen (Lungen), zur Bewegung (Muskeln), für die Vertheidigung (Waffen), für das Gefühl und auch für die Seelenthätigkeiten (Nerven, Gehirn); sie haben Schlaf, Triebe, Einige eine Stimme, Einige sogar Seelenthätigkeiten. Denn man kann nicht leugnen, daß die Thiere eine Seele haben; einen Geist, d. h. Bewußtsein, hat nur der Mensch. Man hat die Thiere in verschiedene Klassen gebracht, theils nach ihrem Knochensystem (Wirbelthiere und Wirbellose), theils nach ihrem Blut (blutführende, blutlose), theils nach ihrem Herzen und der Zahl und Beschaffenheit von dessen Kammern, theils nach ihrer Gestalt, Lebensart u. s. w. Am weitesten verbreitet und am geeignetsten sind folgende Klassen:

1. Säugethiere.

Diese athmen durch Lungen, haben rothes, warmes Blut und gebären lebendige Junge, welche sie an ihren Brüsten säugen. Unter ihnen unterscheidet man folgende Ordnungen:

1) Zweihänder, der Mensch.
2) Vierhänder oder Affen. a. ungeschwänzte, z. B. der Orang=Utang, b. kurzgeschwänzte, z. B. der Pavian, der gemeine Affe, c. langgeschwänzte oder Meerkatzen, z. B. der Kapuzineraffe, der Rollschwanz, der Brüllaffe.
3) Thiere mit Flatterhäuten oder Fledermäuse.
4) Grabende Thiere, z. B. der Igel, die Spitzmaus, der Maulwurf.
5) Nagethiere, zu denen die Mäuse, Ratten, Hamster, Biber, Hasen, Eichhörnchen u. s. w. gehören.
6) Beutelthiere, welche am Unterleibe eine Art von Beutel haben, in welchem sie ihre Jungen mit sich führen, kommen in Amerika, meistens aber in Neu=Holland vor, wo es fast von allen Thiergattungen einige mit Beuteln giebt.
7) Die reißenden oder Raubthiere gehören entweder dem Hundegeschlecht an, wie der Wolf, der Bär, die Hyäne, der Marder, der Dachs, der Fuchs; oder dem Katzengeschlecht, wie der Löwe, der Tiger, der Leopard, der Luchs.
8) Zahnlose Säugethiere sind die Faulthiere, die Ameisenfresser, die Gürtelthiere und die Schuppenthiere.
9) Die Hufer theilen sich in a. Einhufer: Pferd, Esel, Zebra; b. in Spalthufer (Zweihufer): das Rindvieh, das Kameel, das Schaf, die Ziege, das Hirsch= und Rehgeschlecht. Diese Thiere, welche einen doppelten Magen haben, nennt man auch Wiederkäuer. c. in Vielhufer: Schwein, Elephant, Nashorn, Flußpferd oder Nilpferd.
10) Säugethiere des Meeres und der Flüsse sind die Robben (Seehund, Seebär u. s. w.), die Ottern, das Schnabelthier, das Wallroß, der Wallfisch, der Delphin, der Narval.

2. Vögel.

Die Vögel haben rothes, warmes Blut, sind befiedert und legen Eier, aus denen sie ihre Jungen ausbrüten. Sie haben einen Schnabel und 2 Füße, bauen sich Nester, leben im Wasser, auf dem Lande und in der Luft und sind höchst verschieden an Farbe und Stimme. Man theilt sie gewöhnlich in Landvögel, Sumpfvögel und Schwimmvögel, und diese sind entweder Standvögel, d. h. die ihren Wohnplatz nicht verändern, z. B. Sperling, Krähe, Adler; oder Strichvögel, d. h. solche, die nicht weit ziehen, z. B. Enten, Gänse, Lerchen, Finken, Dohlen, Bachstelzen; oder Zugvögel, z. B. Storch, Nachtigall, Schwalbe, Drossel.

1) Landvögel: a. Raubvögel mit starken Schnäbeln und Klauen, z. B. Adler, Geier, Falken, Habichte, Weihen, Eulen; b. Atzeln mit bloß starken Schnäbeln, z. B. Würger, Papageien, Krähen, Raben, Elstern, Pirol, Paradiesvogel; c. Singvögel, z. B. Drosseln, Grasmücken, Bachstelzen, Goldhähnchen, Sperlinge, Ammern, Finken, Meisen, Schwalben, Lerchen. d. Klettervögel: Kolibri, Kukuk, Specht, Wendehals, Eisvogel, Wiedehopf. e. Tauben= und hühnerartige Vögel: Taube, Feldhuhn, Haushuhn, Schneehuhn, Fasan, Truthahn, Pfau, Wachtel, Auerhahn. f. Kurzflügler: Straus, Kasuar, Dronte, Trappe.

2) Sumpfvögel: Reiher, Kranich, Storch, Kiebitz, Schnepfen, Rohrhuhn, Wasserhuhn. Man theilt die Sumpfvögel in Reiherartige, Schnepfenartige und Hühnerartige.
3) Schwimmvögel: Möven, Enten, Schwäne, Gänse, Taucher. Die Schwimmvögel theilt man in Langflügelige, Entenartige und Kurzflügelige.

3. Amphibien.

Sie haben rothes, kaltes Blut, athmen durch Lungen und leben theils auf dem Wasser, theils auf dem Lande. Man theilt sie in
1) Kriechende: Schildkröten, Frösche, Eidechsen, Chamäleon, Krokodill.
2) Schleichende: Schlangen (Klapperschlange, Riesenschlange u. s. w.).

4. Fische.

Die Fische haben rothes kaltes Blut, athmen durch Kiemen oder Kiefern und leben nur im Wasser. Sie zerfallen in folgende Ordnungen:
1) Knorpelfische: die Neunauge, der Roche (diese und die Aale vermögen elektrische Schläge zu geben), der Haifisch, der dem Menschen am gefährlichste, der Stör (der Rogen oder die Eier, welche die Fische am Ufer laichen, heißt bei Stör und Hausen Caviar), Hausen (Hausenblase, Leim).
2) Grätenfische, a. Kahlbäuche: Die Muräne (ein Seefisch), der Aal, gehört zu den Fischen, die keine Schuppen haben, und ist wohl der einzige, der zuweilen ans Land geht. Daß er lebendige Junge zur Welt bringt, steht keinesweges fest. b. Kehlflosser: der Kabeljau (Dorsch, Stockfisch, Klippfisch, Schellfisch), die Quappe. c. Brustflosser: Grundel, Scholle (Flunder, Butte), Barsch, Sander, Makrele, Barbe. d. Bauchflosser: Schmerle, Wels (der größte Flußfisch mit Bartfäden), Salm (Lachs, Forelle, Stinte), die Maräne, der Hecht, der Häring (Sardelle, Anschovis), der Karpfen (Aaland, Raape, Blei, Schleihe, Giebel, Gründling, Plötze, Güster, Karausche, Uekelei).

5. Insekten.

Sie haben einen weißlichen Saft in ihrem Leibe, der von einer lederartigen oder hornigen, theils nackten, theils behaarten Haut bekleidet ist und drei deutliche Abschnitte zeigt: Kopf, Brust und Hinterleib. Man unterscheidet folgende Ordnungen:
1) Käfer, mit hornartigem Körper: Rüsselkäfer, Roßkäfer, Maikäfer, Mehlwurm.
2) Halbkäfer, mit halben Flügeldecken: Heuschrecken, Grillen, Wanzen, Blattläuse.
3) Schmetterlinge: Tag-, Abend- und Nachtfalter; es giebt gegen 3000 Arten.
4) Netzflügler, mit 4 netzförmigen Flügeln: Wasserjungfern, Eintagsfliegen, Libellen.
5) Hautflügler, mit vier geaderten Flügeln: Wespe, Biene, Ameise, Hornisse.
6) Zweiflügler: Fliegen, Mücken, Bremsen.
7) Ungeflügelte Insekten: Laus, Floh, Spinne, Milbe, Scorpion, Krebs.

6. Würmer.

Diese haben einen weichen, meistens langgestreckten, bald deutlich, bald undeutlich in gleichförmige Glieder gesonderten Leib, keine gegliederten Bewegungsorgane und statt des Blutes einen weißlichen Saft. Man theilt sie in

1) Eingeweidewürmer: Spulwurm, Aftermade, Bandwurm, Regenwurm, Blutegel.
2) Weich- oder Schleimwürmer, auch Molusken genannt, Schnecken, Tintenfische, Seestern.
3) Schalwürmer: Muscheln und Schnecken (Auster, Perlmuschel).
4) Pflanzenthiere: Polypen, Infusionsthiere, Korallen, Badeschwamm, Qualle.

IIte Ordnung: die Pflanzen.

Was von den Pflanzen im Allgemeinen zu sagen ist, das ist im Kinderfreund S. 142 zu lesen; nur dies soll hier noch zu dem hinzugefügt werden, was dort von dem Nutzen der Pflanzen gesagt ist, daß auch die verwesende und vermodernde Pflanze von unermeßlichem Nutzen für den Menschen ist, indem das abfallende Laub und die auf und in der Erde verfaulenden und verwesenden Pflanzen zur allgemeinen Fruchtbarkeit das allermeiste beitragen, indem sie die sogenannte Ackerkrume, Dammerde, Grabenerde oder den Humus bilden. Auch den Torf, dies immer nöthiger werdende Brennmaterial, verdanken wir zumeist den in der Erde vermodernden Bäumen und sonstigen Pflanzen. Man unterscheidet, nach dem berühmten Naturforscher Linné, zwei Hauptklassen: I. Pflanzen mit sichtbaren Blüthen. Diese Klasse hat 23 Unterabtheilungen, bei denen wir folgende Gewächse, als die bekanntesten, gleichsam als Hausgewächse, die uns Menschen überall nothwendig, nützlich oder lieb geworden sind, und die wir fast überall finden, uns merken wollen. 1. Klasse Pflanzen mit 1 Staubfaden: Ingwer, Muskatnuß, Brotbaum (dies sind jedoch ausländische Pflanzen).

2. Kl.: Pfl. mit zwei gleich langen Staubgefäßen — Liguster, Hauptsitz der spanischen Fliegen, Flieder, Ehrenpreis, Salbey.

3. Kl.: Pfl. m. 3 g. l. St. — Baldrian, Binsen, Windhalm, Wasserrispengras, (der Same giebt die Schwadengrütze), Hafer, Rohr, Roggen, Weizen.

4. Kl.: Pfl. m. 4 g. l. St. — Waldmeister, Wegebreite, der Hartriegel, Skabiose, Karde, Stechpalme, Myrte, Buchsbaum, Erle, Ulme, Rüster, Maulbeerbaum.

5. Kl.: Pfl. m. 5 g. l. St. — Ackervergißmeinnicht, Schlüsselblume, Ackerwinde, Glockenblume, Caprifolium, Königskerze, Stechapfel, Bilsenkraut, Taback, Nachtschatten (Kartoffel), Tausendgüldenkraut, Kreuzdorn, Johannisbeere, Stachelbeere, Veilchen, wohlriechendes oder Gartenveilchen und dreifarbiges oder Stiefmütterchen, Balsamine, Epheu, Immergrün, Ulme, Mannstreu, Klette, Fenchel, Wasserschierling, ein Giftgewächs, Pastinak, Kümmel, Bibernell, gewöhnlich Pimpernelle, Schneeball, Vogelmiere, Grasnelke.

6. Kl.: Pfl. m. 6 g. l. St. — Schneeglöckchen, Knoblauch, Türkischer Bund, Lilie, Kaiserkrone, Tulpe, Hyacinthe, Tuberose, Maiblume, Kalmus, Berberitzen, Sauerampfer.

7. Kl.: Pfl. m. 7. g. l. St. — Sternblümchen, Roßkastanie.

8. Kl.: Pfl. m. 8. g. l. St. — Nachtkerze, Heidelbeere (Blaubeere), Preißelbeere, Haidekraut (Erica), gute Bienennahrung, Seidelbast, Buchweizen, Einbeere, ein Giftgewächs.

9. Kl.: Pfl. m. 9 g. l. St. — Lorbeer, Kampher, Rhabarber. Auch diese Pflanzen sind bei uns nicht einheimisch.

10. Kl.: Pfl. m. 10 g. l. St. — Wintergrün, Karthäusernelke, Federnelke, stolze N. Fette Henne, Mauerpfeffer, Sauerklee, Kornrade, Pechnelke.

11. Kl.: Pfl. m. 12 g. l. St. — Weiderich, Reseda, Wolfsmilch, Hauswurz oder Hauslauf.

12. Kl.: Pfl. m. 20 u. mehren St. — Faulbaum, Kirsche, Pflaume, Schlehdorn, Birne, Spiraea, Hagebutten und die sämmtlichen Rosenarten, Himbeere, Brombeere, Erdbeere.

13. Kl.: Pfl. m. 20 u. m. St. auf dem Fruchtboden — Schöllkraut, Ackermohn, Feldmohn, Saatmohn, Päonie, Gelbe Seerose, weiße Seerose, Linde, Rittersporn, Eisenhut, Ackeley, Leberblümchen, Waldanemone, Ranunkel, Adonis, Waldrebe, Hahnenfuß, Kuhblume. In diese Klasse gehört auch der in China und Japan einheimische Theestrauch.

14. Kl.: Pfl. m. 2 längern u. 2 kürzern St. — Katzenmünze, krause Münze, Gundermann, Taube Nessel, Majoran, Thymian, Melisse, Augentrost, Leinkraut, Löwenmaul, Fingerhut, ein Giftgewächs.

15. Kl.: Pfl. m. 4 langen u. 2 kurzen St. — Waid, Löffelkraut, Kresse, Brunnenkresse, Wasserrettig, Feldkohl, Raps, Ackersenf, Hederich, Lack, Levkoye, Goldlack oder Gelbveilchen.

16. Kl.: Pfl., bei denen die Staubfäden in einen Ring verwachsen sind — Kranichschnabel oder Pelargonium, Storchschnabel (Geranium), Eibisch, Malve.

17. Kl.: Pfl., bei denen die Staubf. in 2 Bündel verwachsen sind — Erdrauch, Erbse, Wicke, Linse, Esparsette, Traganth, Honigklee.

18. Kl.: Pfl., bei denen die Staubf. in drei oder mehre Bündel verwachsen sind — Jesuwundenkraut, Johanniskraut.

19. Kl.: Pfl., bei denen die Staubbeutel in einen Ring verwachsen sind — Bocksbart, Gänsedistel, Lattich, Löwenzahn, Eichorie, gemeine Klette, Distel, Artischocke, Beifuß, Wermuth, Katzenpfötchen, Maaßliebe (Gänseblümchen, Tausendschönchen), Sammt- oder Todtenblume, Huflattich, Kreuzkraut, Wucherblume, Schafgarbe, Roggenblume oder Kornblume, Kamille, Georgine, Sonnenblume.

20. Kl.: Pflanzen mit Staubfäden, die am Stempel*) sich bef. — Orchis, Nieswurz, Frauenschuh.

21. Kl.: Männl. und weibl. Blüten auf einem Stamme — Entengrün, Eller, Brennessel, Eiche, Buche, Birke, Trauerbirke, Haselstrauch, Fichte, Lerchenf. Cypresse.

22. Kl.: Männl. und weibl. Blüten auf verschiedenen Stämmen — Weide, Hanf, Hopfen, Pappel, Aloe, Wacholder, Eibenbaum (Taxus).

23. Kl.: Männl. und weibl. u. Zwitterblüten auf einem Stamme — Honiggras, Gerste, Gartenmelde, Ahorn, Esche.

II. Pflanzen mit unsichtbaren Blüten. Diese bilden die 24ste Klasse, welche folgende Unterabtheilungen hat:

1. Farrnkräuter. 2. Moose. 3. Flechten. 4. Schwämme.

---

*) Stempel heißt der oberste Theil der Staubfäden.

Einige bekannte ausländische Gewächse.

1. Eingebürgerte.

Der Wallnußbaum aus Persien, hat wohlriechende Blätter und Früchte. Der edle Kastanienbaum ist in den südlichen Gegenden Deutschlands, in Italien und Spanien zu Hause, hat eßbare Früchte und vortreffliches Holz. Der Pfirsichbaum aus Persien. Der Aprikosenbaum aus Asien giebt herrliche Früchte. Der Mandelbaum aus Asien trägt süße und bittere Früchte. Der Maulbeerbaum aus Persien und Syrien hat weiße wohlschmeckende Früchte, die Blätter dienen der Seidenraupe zur Nahrung. Die Korkeiche am Mittelmeere liefert die Stöpsel.

2. Noch nicht Eingebürgerte.

Der Citronenbaum in Italien, Spanien und Portugal liefert die nützlichen Citronen. Der Pomeranzen- oder Orangenbaum hat gelbe Früchte; Blüte, Schale und Saft benutzt man. Die Blüte hat den vielleicht größten Wohlgeruch. Die Apfelsine ist eine Spielart. Der Feigenbaum in Asien, auch im südlichen Europa, trägt gesunde Früchte. Der Oelbaum, im Süden von Europa, hat schwarze, Kirschen ähnliche Früchte, welche das Baumöl liefern. Der Kaffeebaum, in Arabien und den beiden Indien, trägt weiße Blüten, rothe, kirschähnliche Früchte, in denen statt des Kerns zwei Bohnen zusammengewachsen sich finden; er blüht jährlich zweimal und hat daher immer Blüten und Früchte. Der Kakaobaum, in Westindien und Mexico, hat rothe Früchte, aus deren Kernen man die Chokolade bereitet. Der Gewürznelkenbaum, auf den Moluckischen Inseln, trägt die Gewürznelken. Der Muskatennußbaum auf den Moluckischen Inseln mit der Muskatennuß und Muskatenblüte. Der Lorberbaum, in Asien, Griechenland, Italien und Südtirol, liefert bittere Blätter und Früchte. Der Zimmt- oder Kaneelbaum, auf den ostindischen Inseln, dessen innere Rinde den feinen Zimmt giebt; der Fieberrindenbaum in Südamerika giebt uns die treffliche Chinarinde. Der Baumwollenbaum auf den amerikanischen Inseln und in Afrika wird 18 Fuß hoch und liefert in seinen Früchten die Baumwolle. Die Ceder in Asien wird sehr hoch und unter allen Bäumen am ältesten. Der Theestrauch wächst in China und Japan auf Hügeln; seine getrockneten Blätter werden geröstet, damit sie ihre betäubende Kraft verlieren. Es giebt mehre Arten: braunen (Thee-Bu) und grünen Thee; die zuerst (Anfangs März) gesammelten feinen Blätter liefern den Kaiserthee. Vom gelbblühenden Sennesblätterstrauch bekommen wir die abführenden Sennesblätter; er wächst in Aegypten, Palästina und Südeuropa. Der Pfefferstrauch mit eirunden, starkriechenden Blättern wächst in Asien und Südamerika, wie eine Weinrebe, 12 bis 14 Fuß hoch.

IIIte Ordnung: die Mineralien.

Wir haben oben schon gehört, daß die Mineralien zu den unorganischen Körpern gehören, d. h. daß sie keinen Zusammenhang von Gefäßen und Werkzeugen haben, durch welche sie sich ernähren, wachsen, bewegen u. s. w. Sie nehmen nur gleichartige Stoffe durch Ansetzung und Anhäufung von außen an, sind aber deswegen doch mannigfaltig zusammengesetzt. Die Scheidekunst oder Chemie, welche alle Dinge in ihre Bestandtheile aufzulösen sich bemüht, hat gefunden, daß die Mineralien aus folgenden Stoffen bestehen: Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff (dies sind

unauflösliche Bestandtheile, oder auch Elemente; von ihnen siehe in der Naturlehre), Schwefel, Phosphor, Wasser, Metalle, Salze, Säuren, Erden. Als besondere Eigenschaften der Mineralien merken wir noch 1) ihre Elektrizität, 2) ihren Magnetismus, und 3) daß sie phosphorisch sind.*) Man theilt die Mineralien in folgende Klassen:

1) Erden und Steine. Erden sind solche Stoffe, welche im reinen Zustande weiß, unentzündlich, unschmelzbar und unauflösbar sind. Es giebt 9 Erden, zu welchen z. B. gehören: die Kalkerde, Schwererde, Bittererde, Kieselerde, Alaunerde u. s. w. Steine unterscheiden sich durch festern Zusammenhang von den Erden, aber bestehen aus Erden, jedoch meist mit andern Stoffen gemischt. Zu den Steinen gehören der Feuerstein, die Edelsteine, der Sand, Quarz, Porphyr, Granit, Kreide, Marmor u. s. w.
2) Salze. Diese entstehen durch Verbindung von Säuren, Erden und mit Sauerstoff verbundenen Metallen (Oxyd). Es giebt 8 Salze, z. B. kohlensaure Salze, Salzsäure, Schwefelsäure u. s. w., hierher gehören: das Kochsalz, der Salpeter, der Alaun, das Vitriol u. s. w.
3) Metalle. Diese unterscheiden sich von den übrigen Mineralien, außer ihrer Schwere und Undurchsichtigkeit, durch Glanz und Schmelzbarkeit. Wenn man sie mit Sauerstoff verbindet, verlieren sie diese Eigenschaften und heißen dann Metalloxyde. Es giebt gegen 30 verschiedene Metalle, die bekanntesten sind: Quecksilber, Silber, Gold, Nickel, Platina, Kobald, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Zink, Spießglanz, Wißmuth, Arsenik u. s. w.
4) Die brennbaren Mineralien haben den niedrigsten Grad von Schwere, keine andre Art von Glanz, als etwa den Fettglanz, keine regelmäßige Gestalt und wenig Farbenverschiedenheit. Sie fühlen sich nicht wie die andern Mineralien kalt an und brennen leicht in Flammen. Hierher gehören: Schwefel, Erdpech, Steinkohle, Braunkohle, Bernstein, Torf, Reißblei, Naphta, Bergöl oder Steinöl u. s. w.

III. Naturlehre.

Zu Abschnitt III. C. im Kinderfreund gehörig.

Oben in der Naturgeschichte ist gesagt worden, daß in dem Reiche der Natur die Elemente oder einfachen Bestandtheile die 4te Ordnung ausmachen. Zu dieser kommen wir nun, denn die Naturlehre, mit einem fremden Worte Physik genannt, handelt von diesen Elementen. Weil sie aber einfach sind, so kann sie sie nicht aufzählen, ordnen und beschreiben, wie die Naturgeschichte mit den andern 3 Ordnungen gethan hat, sondern sie spricht von ihren Eigenschaften und Wirkungen. Diese nämlich, die Eigenschaften der Erde, des Wassers, des Feuers und der Luft bilden die Grundkräfte der Natur; sie sind in Allem, sie beleben und bewegen Alles. Es ist daher in hohem Grade nöthig, wichtig und anziehend, diese Kräfte kennen zu lernen. Man hat in unsern Tagen die größten Fortschritte darin gemacht. Das Wichtigste, nämlich die hauptsächlichsten Gesetze der Natur, deren Wirkungen uns täglich umgeben, und ohne welche wir gar nicht sein können, wollen wir nun jetzt überblicken.

*) Von diesen 3 Eigenschaften siehe am Schluß der Naturlehre.

1. Erde.

Unter diesem Abschnitt handeln wir von den festen Körpern und deren Eigenschaften, denn unter den 4 Elementen ist die Erde das, was eine bestimmte, selbstständige Gestalt hat, und hier werden wir also am geeignetsten von den allen Körpern eignen allgemeinen Eigenschaften reden können. 1) Ausdehnung. Jeder Gegenstand, der ein Körper genannt werden soll, muß zunächst einen Raum einnehmen, d. h. er muß sich ausdehnen in die Länge, Breite und Dicke (Höhe oder Tiefe). Die Größe des Raumes, den ein Körper einnimmt, heißt sein Rauminhalt (Volumen), die Grenzen dieses Raumes bilden seine Gestalt. Die Größe eines Körpers kann man also nach jenen 3 Ausdehnungen messen. Längenmaße sind: Linie, Zoll = 12 Linien, Fuß = 12 Zoll, Ruthe = 12 Fuß, Meilen = 2000 Ruthen oder 24,000 Fuß. Sehr große Längen, z. B. die Entfernung der Himmelskörper werden nach Erddurchmessern (1720 M.) oder Erdhalbmessern (860) Meilen gemessen. Nimmt man zur Länge noch die Breite hinzu, so entstehen Flächenmaße. Diese heißen: Quadratmeilen, Quadratfuß u. s. w. Nimmt man auch noch die dritte Ausdehnung: Dicke, Höhe, Tiefe hinzu, so entstehen Körpermaße: Kubikmeile, Kubikzoll u. s. w. 2) Undurchdringlichkeit. Zwei Körper können nicht zu gleicher Zeit denselben Raum einnehmen. Ein Körper kann aber den andern durchdringen, weil zwar jeder Körper aus Theilen zusammengesetzt ist, aber bei keinem Körper die Theile so eng aneinander liegen, daß sich nicht noch kleine Zwischenräume fänden. Die Zwischenräume nennt man Poren, und die Eigenschaft der Körper, nach welcher ihre Theilchen durch Zwischenräume geschieden sind, die Porosität. Sehr auffallend sind die Poren beim Schwamme und dem Brote. Solche Körper, deren Poren mit bloßen Augen wahrgenommen werden können, nennt man locker; alle übrigen hingegen, die mithin keine so deutlichen Zwischenräume haben, dicht. Es versteht sich von selbst, daß jeder Körper in seine verschiedenen Theile zerlegt und auch wieder zusammengesetzt werden kann. Jenes thut die Chemie oder Scheidekunst; dieses geschieht im Leben alle Tage beim Backen, Kochen, in den Fabriken, bei den Gewerben u. s. w. 3) Zusammenhang. Diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge der sie jedem Trennungsversuche ihrer Theilchen bald eine größere, bald eine geringere Kraft entgegensetzen, führt den Namen Zusammenhang; die Kraft selbst heißt die Cohäsionskraft. Jeder Körper, dessen Theile so gering zusammenhängen, daß sie leicht getrennt und ineinander verschoben werden können, heißt flüssig; jeder andere hingegen wird fest genannt. Ein Körper, dessen Oberfläche ziemlich leicht Eindrücke annimmt, und dem daher auch mit geringer Mühe eine andere Gestalt gegeben werden kann, heißt weich; jeder andere, der die entgegengesetzten Eigenschaften an sich trägt, wird hart genannt. Jeder Körper, der sich, ohne zu zerreißen oder zu zerbrechen, nach verschiedenen Richtungen hin wenden läßt, heißt biegsam; jeder andere, dem jene Eigenschaft fehlt, wird spröde genannt. Jeder Körper, der das Bestreben zeigt, Raum und Gestalt, sobald ihm keine Kraft mehr hemmend entgegentritt, wiederherzustellen, heißt elastisch; jeder andere wird unelastisch genannt. 4) Anhängung. Diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge deren sich entweder zwei gleichartige oder zwei ungleichartige, die sich an ihrer Oberfläche berühren, gern miteinander vereinigen, heißt Anhang oder Adhäsion. An

meinem Finger z. B., an Glas, an Zinn bleiben kleine Theile Wasser hängen, an andern Körpern, z. B. an fettigen und bestaubten Körpern nicht. Gießt man Wasser in solche Gefäße, die Anhängung haben, so bildet die Oberfläche einen solchen Bogen ⌣, in den Gefäßen der andern Art einen solchen ⌢. 5) *Schwere.* Jeder Körper hat zwar seine eigne Schwere, d. h. er übt einen Druck aus auf einen Körper unter ihm; diese Schwere nennt man sein *Gewicht.* Diese Schwere der Körper rührt aber nicht von ihnen selbst, sondern von unsrer Erde her, welche alle Körper, die sich auf ihr befinden, anzieht. Will man diese Anziehungskraft unsrer Erde überwinden, so muß man eine Kraft anwenden, die wir *heben* nennen, geschieht dies vermittelst eines andern Körpers, so heißt dieser ein *Hebel.* Hört die Kraft, welche den Körper gehoben hat, auf, so zieht ihn die Erde wieder an, das heißt er *fällt.* Daß einige Dinge, wie z. B. Rauch, Federn, Dämpfe, steigen, rührt davon her, daß sie leichter sind, als die Luft. Die Schnelligkeit, mit welcher ein Körper fällt, hängt davon ab, mit welcher Kraft er den Widerstand der Luft (Luftdruck) überwältigen kann, d. h. von seinem Gewicht. Aber auch von der Anziehungskraft der Erde hängt die *Fallgeschwindigkeit* ab. Je näher nämlich ein Körper der Erde kommt, desto mehr zieht sie ihn an, er fällt also immer schneller. Man hat beobachtet, daß ein herabfallender Körper in der ersten Sekunde 15′, in der 2ten 4mal 15′, in der dritten 9mal 15′, in der 4ten 16mal 15′, in der 5ten 25mal 15′ ꝛc. durchfällt. Kennt man also die Zeit, welche ein Körper gebraucht hat, um zu fallen, so kann man danach berechnen, wie hoch er gefallen ist. Man muß nämlich die Zahl der Sekunden mit sich selbst und das Produkt mit 15 multipliciren. Nach diesen Gesetzen des Falles ist es erklärlich, warum Regenwolken, die sehr hoch ziehen, Platzregen verursachen, und der Hagel so zerstörend wirkt. Da die Körper, wenn sie fallen, allemal in grader Linie fallen (senkrecht), so benutzt man, will man eine grade Linie in die Höhe ziehen (z. B. beim Bauen) das *Bleiloth.* Daher sagt man auch lothrecht. 6) *Bewegung.* Aus der Schwerkraft geht die Beweglichkeit der Körper von selbst hervor, denn ein Körper würde immer fallen, d. h. von der Erde und zwar bis nach ihrem Mittelpunkt, angezogen werden, wenn nicht seine Bewegung gehemmt würde. Diese gehemmte Bewegung heißt *Ruhe.* Könnte man der Anziehungskraft der Erde eine stärkere Kraft entgegensetzen, so würde die Bewegung ins Unendliche fortgehen, wenn nicht andre Hindernisse eintreten. Auf kurze Zeit kann man nun die Anziehungskraft der Erde unterbrechen durch Rollen, Stoßen, Schlagen, Werfen, aber außer der immer wieder zurückkehrenden Anziehungskraft der Erde wird diese Bewegung stets gehemmt durch das Gewicht der Körper selbst, durch den Widerstand der Luft und durch Reibung an anderen Körpern. Die großen Körper aber am Himmel, welche diese Hindernisse alle bei ihren Bewegungen nicht finden, rollen daher immer auf ihren Bahnen fort. Der Raum, den ein bewegter Körper durchläuft, heißt seine *Bahn.* Diese kann *gradlinig* oder *krummlinig* sein, je nachdem sie immer in derselben Richtung fortgeht, oder ihre Richtung in jedem Punkte verändert. Eine solche Veränderung entsteht aber durch die der ersten Bewegungskraft entgegenstehenden oben genannten Hindernisse, welche diese erste Kraft immer mehr und mehr besiegen. So wird z. B. etwas Geworfenes allezeit einen Bogen beschreiben, den man eine Parabel nennt. Die Bewegung geschieht bei einigen Körpern mit un=

glaublicher Geschwindigkeit. (Siehe im Kinderfr. S. 169.) Wirken mehre Kräfte nach einer und derselben Richtung hin, dann kommt der Körper mit einer Geschwindigkeit vorwärts, welche der Summe dieser Kräfte gleich ist. Sind die Richtungen aber einander entgegengesetzt, so ruht er entweder, wenn sie eine gleiche Kraft besitzen, oder kommt nach der Richtung hin, in welche ihn die ansehnlichere Kraft versetzt hat, mit einer solchen Geschwindigkeit vorwärts, die dem Unterschied der beiden Kräfte gleich ist. Noch müssen wir hier einer eigenthümlichen Hemmung der Bewegung gedenken, welche, auf einen einzigen Punkt eines Körpers angewendet, den ganzen Körper zur Ruhe bringen kann. Dieser Punkt heißt der Schwerpunkt des Körpers, und seine Hemmung heißt Unterstützung. Wenn man diesen Punkt eines Körpers gefunden hat, so kann man einen Stock auf dem Finger, eine Scheibe oder Platte auf einem Stock u. s. w. balanciren oder in der Schwebe erhalten. Die Unterstützung kann auf dreierlei Weise geschehen; entweder im Schwerpunkt, dann läßt sich der ganze Körper um diesen Punkt bewegen (Kreisel, Töpferscheibe) oder über dem Schwerpunkt, durch Aufhängen, dann kann der Körper immer gleichmäßig weit von dem Schwerpunkt entfernt werden und kehrt zuletzt immer wieder dahin zurück (Pendel in den Uhren, durch die Uhrfeder in eine Bewegung gesetzt, welche, je kürzer der Pendel, desto schneller ist); oder endlich unter dem Schwerpunkt; dann ruht er, so lange eine Linie, senkrecht durch den Schwerpunkt gezogen, in die Grundfläche des unterstützenden Körpers fällt (ein Mensch, der sich vorn über biegt). Ein länglicher, in seinem Schwerpunkt unterstützter Körper (Stock, Stange, Balken) bildet einen zweiarmigen Hebel; ich kann nämlich an die beiden Enden so viel Gewichte anhängen, als der Körper überhaupt aushalten kann, nur muß das Gewicht immer auf beiden Seiten gleich sein. Ist der Körper nicht im Schwerpunkt unterstützt, so wird der Hebel ungleicharmig, und ich kann nun an den kürzeren Arm nur so viel mal mehr Gewicht hängen als er kürzer ist, als der längere Arm. Es giebt auch einen einarmigen Hebel. Ein Stock nämlich, mit dem einen Ende auf einen Tisch gelegt, an dem andern gehalten, ist, wenn ich etwas daran aufhänge, ein Hebel. Hängt das Gewicht in der Mitte, so trägt der Haltende mit dem Tisch zu gleichen Theilen, hängt er es dem Tisch näher, so muß der Tisch um so viel mal mehr tragen, als das Gewicht sich vom Schwerpunkt zu ihm hin entfernt. Ein gleicharmiger Hebel ist die Wagschale, ein ungleicharmiger der Hebebaum, die Schnellwage, die Zange, die Scheere, der Schwengel an der Pumpe, das Steuer. Einarmige Hebel sind: der Schlüssel, der Schubkarren, der Degen u. s. w. Bei der Bewegung merken wir uns endlich noch die schiefe Ebne. Auf dieser rollt ein Gegenstand zwar abwärts, aber nicht so schnell, als wenn er fällt. Umgekehrt also wird es schwerer werden, etwas zu heben, als es eine solche schiefe Ebne hinaufzuwälzen (z. B. Fässer auf einen Wagen). Dasselbe Gesetz findet sich angewendet bei dem Keil, dem Messer, dem Beile, dem Nagel, der Nadel u. s. w. Wirken endlich zwei Kräfte in verschiedener, aber nicht in entgegengesetzter Richtung auf einen Körper, so geht er in der Diagonale des durch die beiden Kräfte gebildeten Parallelogramms. (Dies ist hier ein verschobenes Quadrat, und die Diagonale ist die Linie, die ein solches in zwei gleiche Dreiecke theilt).

2. Wasser.

Das Wasser steigt unaufhörlich in Dünsten von der Erde in die Höhe und bildet in der oberen Luft die Wolken, welche, vom Winde über die ganze Erde getrieben, als Thau, Regen oder Schnee wieder auf die Erde fallen, sie fruchtbar machen und als Quellen wieder hervorströmen. Eigenschaften des Wassers sind: 1) das Gleichgewicht. Wenn sich Wasser oder eine andre Flüssigkeit in Ruhe befindet, so bildet ihre Oberfläche eine wagrechte Ebene, und man sagt: die Flüssigkeit ist im Gleichgewichte. Auch wenn zwei oder mehre Räume von verschiedener Größe miteinander in Verbindung sind, steht das hineingegossene Wasser in beiden gleich hoch. Ist der eine Schenkel einer umgebogenen Röhre kürzer als der andere und mit einer engen Oeffnung versehen, so sprudelt das in den andern Schenkel gegossene Wasser aus dieser Oeffnung im Strahle hervor und fast ebenso hoch, als jener Schenkel lang ist — und so hat man einen Springbrunnen. 2) Die Schwere. Das Wasser ist 800 mal schwerer als die Luft; diese Schwere des Wassers ist die Ursache, warum die Körper im Wasser schwimmen. Ein Körper nämlich, der leichter ist, als das Wasser, vermag nicht, das Wasser unter ihm ganz aus seiner Stelle zu verdrängen, sondern nur so viel, als er selbst schwer ist, daher wird er a. getragen; b. verliert er so viel von seiner Schwere, als er Wasser aus seiner Stelle gedrängt hat; mithin werden alle Körper im Wasser leichter; c. sobald aber ein solcher Körper sich voll Wasser saugt, sinkt er zu Boden und erst, wenn an die Stelle des eingesogenen Wassers Luft tritt, steigt er wieder empor. Daher gehen Leichname erst zu Grunde, kommen aber wenn sie in Fäulniß übergehen, wieder empor, weil sich dann Luft in ihnen entwickelt. Metall, weil es schwerer ist als Wasser, sinkt zu Boden; wird es aber platt geschlagen und ausgehöhlt, so schwimmt es, weil es sich nun über eine größere Fläche Wasser ausdehnt und einen Luftraum umschließt, der leichter ist als das Wasser. 3) Elasticität. Der Schall — und die Bedingung und Ursach des Schalls ist die Elasticität — pflanzt sich im Wasser ziemlich stark fort; die flache Hand, gegen das Wasser geschlagen, springt zurück und thut weh; Steinchen, schräg gegen das Wasser geworfen, gehen nicht gleich unter, sondern springen erst einige Mal auf. 4) Feinheit der Theile. Diese ist sehr groß, denn es durchdringt die feinsten Zwischenräume andrer Körper. Durch diese Eigenschaft ist dem Wasser die Kraft gegeben, andere Körper aufzulösen, indem es in alle ihre Zwischenräume eindringt und den Zusammenhang aufhebt. Daher auch kommt das Aufquillen des naß gewordenen Holzes, das dicker und also haltbarer werden eines Seiles, Bastes u. s. w. 5) Durchsichtigkeit. Diese hängt mit den vorigen Eigenschaften zusammen, denn die vielen Theilchen des Wassers bilden auch viel Zwischenräume, in welche das Licht eindringen kann. Aber dies ist auch der Grund, warum das Licht nicht in einer graden Linie in das Wasser eindringen kann, und ein Stock daher im Wasser wie zerbrochen erscheint. 6) Flüssigkeit. Beim Feuer werden wir hören, daß diese von der Wärme herrührt. Daß nun Wärme ist im Wasser, sehen wir an den stets emporsteigenden Bläschen. Die Wärme dehnt die Körper aus und durch diese Ausdehnung werden sie flüssig, wie man z. B. beim Schmelzen der Metalle sehen kann. Wird dem Wasser die Wärme entzogen, so nimmt es eine feste Gestalt an; die durch die Wärme getrennt gewesenen Theile nähern sich und bilden allmählich eine feste, zusammenhängende Masse (Eis). Nachdem

diese Zusammenschiebung geschehen ist, dehnt die Kälte die Theile wieder aus, und so zerspringen die Gefäße nicht selten, in welchen Wasser gefriert. Die Flüssigkeit des Wassers ist eine tropfbare, d. h. die Theile des Wassers sind leicht verschiebbar und haben die Fähigkeit, eine kugelförmige Gestalt anzunehmen. Darin gleichen dem Wasser nur noch Weingeist, Quecksilber, Aether und die flüssigen Oele. Das Wasser ist in reinem Zustande vollkommen durchsichtig, farblos, geruchlos und geschmacklos; reines Wasser erhält man aber nur durch Destillation. 7) Bewegung. Die Oberfläche aller dieser Flüssigkeiten ist im Stande der Ruhe horizontal (wagerecht) und heißt dann Wasserspiegel oder Niveau. Jede durch eine zufällige Ursache veranlaßte Unebenheit gleicht sich allmählig wieder aus, indem an die Stelle, wo eine Erhöhung war, eine Vertiefung tritt; Erhöhungen und Vertiefungen, die man Wellenberge und Wellenthäler nennt, werden immer kleiner, bis die Oberfläche wieder in den Zustand der Ruhe zurücktritt. Diese Erhöhungen und Vertiefungen bilden sich immer in Kreisen um den Gegenstand, der die Oberfläche des Wassers berührt, und je kleiner jene werden, desto größer werden diese Kreise. Geschieht eine solche Störung des Wasserspiegels an zwei verschiedenen Stellen, so durchschneiden sich die dadurch erregten Kreise, ohne einander zu zerstören.

3. Luft.

Von der Luft im Allgemeinen ist im Kinderfreund S. 158 u. flgd. nachzulesen. Hier merken wir folgende Eigenschaften der Luft: 1) Sie ist undurchdringlich, denn an dem Ort, wo sie ist, kann nicht auch zugleich ein andrer Körper sein, entweder stößt er die Luft vor sich her (Wind, Zug) oder sie dringt in seine Zwischenräume ein. 2) Sie ist sehr porös (siehe unter Erde 2), weshalb fremde Körper leicht in ihre Zwischenräume eindringen und sich in denselben bewegen können. 3) Die Luft ist elastisch, d. h. sie ist zusammendrückbar und ausdehnsam, dies zeigt sich z. E. bei mit Luft gefüllten Blasen. 4) Sie ist in hohem Grade durchsichtig, denn man kann durch eine unermeßliche Masse von Luft hindurch die fernsten Gegenstände erblicken. 5) Flüssig ist die Luft ebenfalls, d. h. sie strebt beständig, im Gleichgewicht zu bleiben, und sucht dies, sobald es gestört ist, wieder herzustellen. Diese Eigenschaft der Luft ist nicht wie bei den tropfbaren Flüssigkeiten durch Kälte zu zerstören, dagegen wird sie durch die Wärme erhöht. Die Luft wird nämlich durch die Wärme verdünnt; nach der eben genannten Eigenschaft strömt andre, kältere Luft zu, um das so gestörte Gleichgewicht herzustellen, und so wird allmählig die Luft eines Zimmers z. B. erwärmt. Wo das Gleichgewicht der Luft irgendwo aufgehoben wird (durch Dünste, Kälte, Wärme, Regen, Licht), da entsteht durch dies Streben, sich auszugleichen, der Wind.

Auf der obengenannten Elasticität der Luft beruhen zwei sehr wichtige Erscheinungen: a. das Schießgewehr. Das Pulver, mit welchem geschossen wird, besteht nämlich aus einer Mischung von Kohle, Salpeter und Schwefel. Der Salpeter enthält ungemein viel zusammengepreßte Luft, welche, wenn der Salpeter durch Kohle und Schwefel entzündet worden ist, sich mit Gewalt auszudehnen strebt und daher die Kugel in dem Rohre vor sich hertreibt. b. Der Schall. Der Ton oder Klang ist nichts Andres, als die zitternde, schwingende Bewegung, in welche die Theile eines elastischen Körpers versetzt werden. Diese

Bewegungen theilen sich als Schallwellen der Luft mit, und diese pflanzt sie fort bis an das Trommelfell unsres Ohres. Je mehr Schwingungen ein schallender Körper macht oder in der Luft veranlaßt, desto feiner und höher ist der Schall, je weniger, desto tiefer. Lange, starke Körper (Saiten, Glocke, Holz) geben daher tiefe, kleine und dünne dagegen zarte und hohe Töne von sich. Aber nicht nur die Luft, sondern auch z. B. Metalle, trocknes Holz, selbst die Erde, überhaupt alle dichteren Körper leiten den Schall sehr stark fort, so daß, legt man das Ohr z. B. an einen Tisch, man auch den leisesten Ton sehr stark und deutlich hört. Weiche Körper dagegen hemmen den Schall, und darum hört sich Musik in einem tapezierten Zimmer nicht so gut an, wie in einem steinernen; namentlich rund gewölbte Mauern pflanzen den Schall außerordentlich deutlich fort. Stoßen die Schallstrahlen an harte Körper an, so werden sie wieder zurückgeworfen, und so entsteht das Echo. Sprachrohr und Hörrohr sind Instrumente, an deren elastischen Wänden der Schall vielfältig zurückgeworfen und zusammengehalten wird. 6) Da die Luft ein Körper ist und von der Erde unaufhörlich angezogen wird, so hat sie auch die Eigenschaft der Schwere. Elasticität und Schwere zusammen verursachen den Druck der Luft. Die untern Luftschichten werden von den obern zusammengedrückt, und sind daher, je näher der Erde, desto schwerer und dichter, je weiter von derselben, desto feiner und dünner. Durch Versuche hat man gefunden, daß die Luft 800 mal leichter ist, als das Wasser. Ebenso hat man berechnet, daß, da der Körper des Menschen etwa 15 □' Oberfläche hat, auf seinen Körper ein Druck von 30,000 Pfund ausgeübt wird. Allein da die Luft von allen Seiten gleich drückt und auch im Innern unsers Körpers Luft ist, so fühlen wir nichts von diesem Druck. Ganz anders aber muß der Druck der Luft sein auf Körper, die diesen Druck von innen nicht erwiedern und also aufheben, wie z. B. auf Wasser und Flüssigkeiten in Gefäßen. Deutlich zeigt sich dies bei unsern gewöhnlichen Wasserpumpen. Hier wird durch eine Vorrichtung (einen luftdichten Kolben in einem Stiefel mit einem Saugrohr) ein luftleerer Raum erzeugt; augenblicklich steigt das Wasser, weil der Druck der Luft weggenommen ist, in den Stiefel (eine enge Röhre, in welcher sich der Kolben auf und ab bewegt). So kann man das Wasser 32' steigen machen, höher aber nicht, denn dann halten sich Luft und Wasser Gleichgewicht. Aehnlich wirkt die Luft auf Quecksilber, und dies steigt im künstlich erzeugten luftleeren Raum bis auf 28 Zoll Höhe, dann hat sich's auch mit der Luft ausgeglichen. Darauf beruht die Erfindung des Barometers oder Wetterglases, welche im Jahre 1643 von einem gewissen Toricelli, Schüler des noch berühmteren Naturforschers Galiläi, gemacht ist. Ist nun die Luft rein, so steigt das Quecksilber; ist sie mit Dünsten gefüllt, so fällt es. Da die Luft, je höher man kömmt, desto reiner und dünner wird, und durch das Barometer herausgebracht ist, nach welchen Gesetzen dies geschieht, so kann man durch das Barometer die Höhe der Berge u. s. w. messen. Auf dem oben bei der Wasserpumpe beschriebenen Wege kömmt auch das Saugen mit dem Munde, das Tabackrauchen und das Trinken zu Stande. Auch der Heber, diese gebogene Röhre, durch welche man Wein, Wasser ꝛc. abzapft, gehört hierher, denn hier wird auch erst ein luftleerer Raum gesogen, dem dann die Flüssigkeit folgt, weil sie der Druck der äußern Luft nun hinaustreiben kann. Endlich gehört noch die Luftpumpe hierher.

Vermittelst dieser kann die Luft aus einem auf derselben befestigten Gefäß gänzlich herausgeschafft werden. Ist dies geschehen, so kann man sich überzeugen, wie groß der Druck der Luft von außen ist, denn um zwei Halbkugeln, welche genau aufeinander passen, zu trennen, wenn die Luft herausgeschafft ist, gehört Pferdekraft. Interessant sind die Versuche im luftleeren Raum. Ein Goldstück und eine Feder fallen gleich schnell zur Erde, Blumen verblühen, Thiere sterben, Glocken klingen nicht u. s. w.

Zum Schluß wollen wir uns noch die merkwürdigsten Luftarten (Gase) merken. a. Lebensluft. Dies ist ein Stoff, dem das entzündliche Wesen entzogen ist; dadurch wird diese Luft geeignet, eingeathmet zu werden, und hat daher ihren Namen, heißt aber auch Sauerstoffgas. Die Blätter der Pflanzen athmen diese Luft aus, sobald die Sonne darauf scheint, sonst aber eine schädliche; daher ist die Abendluft niemals so gesund, wie die Luft des Tages. b. Stickluft. Dies ist eine mit Brennstoff überladene. In dieser stirbt, was lebt, dagegen befördert sie den Wachsthum der Pflanzen. Wenn der Sauerstoff in einem Luftraum verzehrt ist, so bleibt diese Luft übrig, daher in Krankenzimmern, überheizten, sehr angefüllten Zimmern wird es stickig, die Lichter brennen dunkler und daher wird das Zutreten des Sauerstoffes (frische Luft) nöthig. Faulende Körper, dampfende Kohlen, stark riechende Blumen und Früchte, sogar einige Metalle erzeugen diese Luft und müssen daher aus Wohnzimmern, vornehmlich aber Schlafzimmern, entfernt werden. Dennoch ist diese Luft nothwendig, denn in reiner Lebensluft würde sich das Leben zu schnell verzehren, so wie ein Licht in derselben sehr hell und schnell brennt, aber auch verbrennt. c. Leichter als die bisherigen ist die entzündbare Luft, welche, weil sie, nachdem sie verbrannt ist, Wasser zurückläßt, auch Wasserstoffgas heißt. Diese Luft entzündet sich leicht und mit einem Knall. Diese Luft entsteht aus faulenden Gegenständen, auf Düngerhaufen, Sümpfen (Irrlichter), alten Kellern u. s. w., brennt blau und ist für Menschen und Thiere tödtlich. Da diese Luft viel leichter ist, als die atmosphärische, so beruht auf ihr die Erfindung des Luftballons. Die neuere Zeit hat einen wichtigen Gebrauch von dieser Luft gemacht, indem sie dieselbe in eignen Anstalten erzeugt, in Röhren durch die Straßen der Städte geführt und diese so erleuchtet hat (Gas). d. Die schwerste Luft ist die sogenannte fixe Luft oder das kohlensaure Gas. Sie ist weder zum Verbrennen noch Einathmen geeignet, verbindet sich aber leicht mit dem Wasser, giebt dem einen sauern Geschmack und hat so die Gesundbrunnen geschaffen. Künstlich erzeugt wird sie durch Gährung, daher man sehr vorsichtig in einen Keller gehen muß, wo diese bei Wein, Bier oder Essig stattfindet. Sehr stark ist sie im Kalk vorhanden, weshalb dieser gebrannt, und so diese Luft entbunden werden muß. Kohlen, in Lebensluft verbrannt, erzeugen am reichlichsten diese Luft, daher ihr Name. Am bekanntesten ist uns diese Luft bei ihrem Hervortreten als Dampf, wenn wir eine verschlossen gewesene Bierflasche öffnen.

4. Feuer.

Feuer ist ein sehr leichter, elastischer, flüchtiger Körper, welcher, wenn er für unsre Sinne wahrnehmbar wird, uns entweder als Wärme oder als Licht offenbar wird. Der Stoff dazu befindet sich in alle auf der Erde befindliche Körper vertheilt, wiewohl in verschiedenem Grade und in der Regel im Zustand der Ruhe; kommt er in Bewegung, so

kündigt er sich durch Licht, Wärme und Flamme an, und erleuchtet oder erwärmt oder verbrennt den Körper, in wiefern er erregt worden ist. Diese Erregung geschieht a. durch das Sonnenlicht. Hellfarbige und polirte Gegenstände werden stets, weil sie die Strahlen zurückwerfen, viel weniger als dunkelfarbige und nichtpolirte, die, umgekehrt, sie gern in sich aufnehmen, erhitzt. Je concentrirter, d. h. vereinigter, die Sonnenstrahlen auf einen Körper fallen, desto mehr Wärme erregen sie auch. Daher die Wirkungen des Brennglases und Brennspiegels. Je senkrechter die Sonnenstrahlen einen Körper treffen, desto mehr Wärme erregen sie in ihm; je schräger, desto weniger. b. Durch Reiben. Man versuche dies nur bei zwei beliebigen festen Körpern, so werden sie warm bis zum Entzünden. c. Durch Stoß, z. B. beim Feueranschlagen, Hämmern. d. Durch Einwirkung verschiedenartiger Substanzen auf einander. Metalle in Säuren aufgelöst, ungelöschter Kalk und Wasser, Gährungen, Schwefelsäure und Wasser — alles dies erzeugt Wärme, Hitze, ja Flamme. e. Durch Mittheilung; so beim Gewitter, durch den Ofen, durch Berührung.

1) Die Wärme. Auf die Frage: was die Wärme sei? kann man nur sehr unbefriedigende Antwort geben. Die Wärme ist ein ähnlich flüssiger Körper, wie die Luft, und hat auch mit dieser und dem Wasser die Eigenschaft gemein, daß sie immer im Gleichgewicht zu bleiben bestrebt ist und daher so lange strömt, bis dies geschehen ist (Wind). — Manche Körper lassen den Wärmestoff leicht durch sich hindurchdringen, wie z. B. das Metall (dies ist, an dem einen Ende glühend gemacht, auch an dem andern nicht anfaßbar) diese nennt man gute Wärmeleiter; andre nehmen die Wärme schwer in sich auf, z. B. Holz, Wolle, Seide, Haar (man kann diese anfassen, auch wenn sie an einer Stelle brennen); sie sind darum schlechte Wärmeleiter. Die verschiedenen Grade der Wärme nennt man Temperatur. Durch die Wärme dehnen sich alle Körper aus, durch die Kälte werden sie wieder zusammengezogen. Auf dieses Gesetz gründet sich das Thermometer oder der Wärmemesser. Das Quecksilber wird nämlich ebenfalls, und zwar am merklichsten und schnellsten durch Wärme ausgedehnt und durch Kälte zusammengezogen. In eine enge Glasröhre gethan, die oben und unten verschlossen ist, sinkt das Quecksilber beim Frost immer auf einen bestimmten Punkt, der mit 0 bezeichnet ist, und steigt, wenn man es in kochendes Wasser bringt, wieder auf einen bestimmten Punkt, der mit 80 bezeichnet ist und Siedepunkt heißt. Die 80 Grade über dem Null- oder Gefrierpunkt bezeichnen die Wärme, die unter dem Nullpunkt die Kälte. Reaumür hat den genannten Raum in 80, Farenheit in 180 Grade getheilt.

Wenn man dem Wasser Wärme zuführt, so geräth es allmählig in Bewegung, Blasen steigen empor und über dem Wasser entsteht eine warme, sichtbare Feuchtigkeit, welche Dampf oder Dunst heißt und das Wasser allmählig in eine luftförmige Gestalt verwandelt, welche, sobald sie sich abgekühlt hat, tropfbar wird. Auf dieser Erscheinung beruht der Regen. Diese Dämpfe und Dünste nehmen einen bei weitem größern Raum ein, als das Wasser, aus dem sie gebildet sind, und wirken daher als Druckkraft. Diese Spann- oder Druckkraft der Dämpfe, welche durch Erhöhung des Wärmegrades und durch Verengung im Raum in's Ungeheure verstärkt werden kann, liegt den Dampfmaschinen zum Grunde. Sie sind der Gipfel und der Stolz unserer heutigen Mechanik.

Die erste angewandte Dampfmaschine verfertigte im J. 1688 Hauptmann Savary. Dieselbe verbesserte der Engländer Newcomen und legte durch diese Verbesserung den Grund zu unsern jetzigen Maschinen. Jakob Watt war der Erbauer der ersten wirklichen Dampfmaschinen. Er wurde 1736 geboren, starb 1819. Dampfwagen und Dampfschiffe werden durch die Anwendung der Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt. Im Jahre 1807 schon baute der Nordamerikaner Robert Fulton ein großes Dampfschiff, auf welchem er in 32 Stunden 120 Seemeilen zurücklegte.

2) Das Licht. Die wichtigste Quelle des Lichts für uns Menschen ist die Sonne; außer derselben kennen wir als leuchtend: den Mond, die Sterne, Nordlicht, Blitz, Irrlicht, Sternschnuppen, Feuerkugeln, faules Holz, einige Insekten und Würmer u. s. w. Man nimmt an, daß jeder Körper Licht ausströme, das heißt, daß sich die Theilchen eines leuchtenden Körpers im Zustande beständiger Schwingungen befinden und dadurch eine Wellenbewegung des Aethers veranlassen, die sich bis zur Netzhaut des Auges fortpflanzt und das Sehen bewirkt. Sämmtliche Körper, welche die Eigenschaft besitzen, die Luft fortwährend in schwingende Bewegungen zu versetzen, nennen wir selbstleuchtende Körper; ihnen entgegengesetzt sind die dunkeln. Oft ist mit Licht Wärme verbunden, oft aber auch nicht. Die Einwirkung des Lichts, ganz besonders des Sonnenlichts, auf organische Körper ist sehr bedeutend. Die Bewegung des Lichts ist geradlinig. Von jedem Punkte eines selbstleuchtenden Körpers breiten sich die Lichtstrahlen nach allen Seiten hin aus und verfolgen ihren geraden Weg so lange, bis sie auf einen Raum von andrer Beschaffenheit als die Luft treffen. Halten wir einem Lichte die polirte Oberfläche eines undurchsichtigen Körpers entgegen, so schlägt er, bei derselben angelangt, einen seiner vorigen Richtung bald mehr, bald weniger entgegengesetzten Weg ein. Wir nennen dies die Zurückwerfung (Reflexion) des Strahls (Spiegel). Ohne diese Eigenschaft des Lichtes würden wir nur die leuchtenden, nicht aber die dunkeln Körper sehen. Nun aber werfen die dunkeln Körper die Lichtstrahlen in unser Auge und werden so sichtbar.

Eine ähnliche Veränderung erleidet ein Lichtstrahl dann, wenn er auf einen durchsichtigen Körper trifft, der von größerer oder geringerer Dichtigkeit ist, als die Luft, und wenn er ferner die Oberfläche desselben nicht in senkrechter, sondern in schräger Richtung trifft. Eine Ablenkung dieser Art wird Brechung genannt. Wer einen Stock schräg in ein Gefäß mit Wasser stellt, doch aber so, daß noch ein Theil über dasselbe hervorragt, nimmt am besten wahr, was unter der Brechung eines Lichtstrahls zu verstehen ist. Fällt das Licht auf einen nichtpolirten, undurchsichtigen Körper, so verbreitet es sich über die ganze Oberfläche desselben, oder es erleuchtet ihn. Der Lichtstoff ist in der ganzen Welt gleichmäßig verbreitet und eine sehr feine, flüssige, elastische Materie. Daß man durch ein noch so kleines Löchlein alle Gegenstände aufs Deutlichste wahrnehmen kann, ist ein Beweis von der großen Feinheit des Lichtes. Unter den körperlichen Dingen ist das Licht das allerschnellste, wie schon oben bei „Erde" gesagt ist.

Der Spiegel. Jeder Körper, in oder hinter dem wir Gegenstände sehen, die in ihm selbst nicht enthalten sind, sondern vor oder neben ihm sich befinden, wird ein Spiegel genannt. Man unterscheidet künstliche und natürliche Spiegel. Zu diesen gehört z. B. das Auge. Pupille, Kristallinse und Netzhaut in demselben erzeugen ein Bild im

Hintergrunde des Augapfels von den gesehenen Gegenständen, welches, je weiter, desto kleiner, je näher, desto größer erscheint. Es giebt ebne und gebogene Spiegel. Das Bild im ebnen Spiegel erscheint senkrecht, geneigt oder horizontal, je nachdem es der Gegenstand ist. Es ist ferner dem Gegenstande vollkommen ähnlich; auch befindet es sich genau so weit hinter dem Spiegel, als jener vor demselben. — Der einzige Umstand, welcher hierbei in Betracht kommt und nicht übersehen werden muß, ist, daß im Spiegel die rechte Seite des Gegenstandes links, die linke rechts erscheint. — Der gebogene Spiegel ist ein Theil einer Kugel (kann aber auch von Kegeln und Cylindern gebildet werden, in denen aber alle Dinge verzerrt erscheinen) und wird, wenn er auf der innern, vertieften Fläche polirt worden ist, concaver oder Sammelspiegel, wenn er aber auf der äußern, erhabenen Fläche geschliffen ist, convexer oder Zerstreuungsspiegel genannt. Sammelspiegel werden in Lampen angebracht, um die Stärke des Lichts zu vermehren. Da die Sonnenstrahlen desto mehr Wärme erregen, je vereinigter sie auf irgend einen Körper fallen, so hat man Sammelspiegel zum Zerstören von Glas und Metall, ja sogar der Diamanten angewandt. Auf den Gesetzen gebogener Spiegel beruht das Mikroskop oder Vergrößerungsglas. Hier sind verschiedene Gläser mit einander in Verbindung gesetzt, die convex geschliffen sind und also die Gegenstände sammeln, d. h. vergrößern. Ebenso beruht das Fernrohr oder Teleskop darauf. Hier sind die Gläser concav geschliffen; die Gegenstände erscheinen hierin kleiner, aber deutlicher. Auch die Brillen gehören hierher. Eine eigenthümliche Eigenschaft des Lichtes ist die Farbenbildung. (Siehe Kinderfr. S. 169. u. f.)

Außer den nun durchgegangenen Elementen, welche die in der Natur wirksamen Grundkräfte enthalten, merken wir noch folgende in allen 4 Ordnungen oder Reichen der Natur mehr oder weniger vorhandenen Naturkräfte:

Magnetismus.

Ein schwärzlicher Stein, den man fast in allen Ländern der Erde trifft, zeichnet sich durch zwei Eigenschaften vor allen andern Mineralien aus: a. er zieht Eisen und eisenhaltige Körper an sich, wenn sie ihm nahe genug kommen; b. an einem Faden in der Schwebe hängend, richtet er sich mit dem einen Ende beständig nach Norden, mit dem andern nach Süden. Die beiden Endpunkte nennt man daher die Pole des Magnets. Auf dieser Erscheinung beruht der etwa um 1300 erfundene Schiffscompaß, eine um ihren Schwerpunkt sich frei bewegende Nadel, welche auf dem weiten Meere dem Schiffer die Himmelsgegenden anzuzeigen im Stande ist. Beide merkwürdige Eigenschaften theilt der Magnet auch dem mit ihm bestrichenen Eisen mit. Die Anziehungskraft äußert er auch auf einen andern Magnet, nur, daß sich die entgegengesetzten Pole anziehen, gleichnamige abstoßen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß nicht nur das Mineralreich, sondern auch das Pflanzenreich und Thierreich Eisenstoff enthalten, namentlich ist das Blut des Menschen sehr reichlich mit Eisentheilen versetzt. Darauf gründet sich der sogenannte thierische Magnetismus, d. h. der Versuch, durch magnetische Einwirkungen heilend auf mit dem Blut und den Nerven zusammenhängende Krankheitszustände einzuwirken. Diese Versuche sind jedoch bis jetzt ungenügend, wenigstens nicht sicher genug ausgefallen.

Die Elektricität.

Glas und Siegellack zeigen, wenn sie auf Wolle tüchtig gerieben werden, die merkwürdige Eigenschaft, Goldflitter und Papierschnitzel, Strohhälmchen und Sandkörnlein anzuziehen und abzustoßen. Zuerst bemerkte man diese Eigenschaft an dem Bernstein (Electron) und nannte deshalb die dabei wirksame Kraft Elektricität. Reibt man jene Körper im Dunkeln, so geben sie bei Berührung mit dem Finger einen hellen, knisternden Funken von sich, der mit einem stechenden Knack in den Finger fährt. (Aehnlich das Katzenhaar, im Dunkeln aufwärts gestrichen.) Solche Körper, welche durch Reiben in den beschriebenen Zustand kommen, nennt man elektrische oder Nichtleiter, denn durch das bloße Berühren mit andern elektrischen Körpern nehmen sie die Elektricität nicht an und leiten sie auch nicht fort auf andre Körper. Solche Nichtleiter sind: Glas, Harz, Schwefel, Kohlen, Seide, Wolle, Federn, Papier u. s. w. Andre Körper wieder werden nicht durch Reiben elektrisch, lassen sich aber die Elektricität mittheilen und leiten sie fort, daher heißen sie Leiter, z. B. Metalle, Wasser, Rauch, der menschl. Körper u. s. w. Um dies Reiben zweckmäßig herzustellen, hat man die Elektrisirmaschine erfunden. Durch diese werden nicht elektrische Körper elektrisirt und theilen dann, was sie empfangen haben, auch andern Körpern mit. Soll ein solcher elektrisirter Körper die Elektricität behalten, so muß man ihn isoliren, d. h. mit Nichtleitern, z. B. Seide umgeben. Jeder Körper, welcher das gehörige Maß an Elektricität hat, zeigt keine elektrischen Wirkungen. Hat aber ein Körper mehr, oder hat er weniger Elektricität, als er in seinem natürlichen Zustande haben sollte so ist er elektrisch. Ein Körper, der Ueberfluß an elektrischer Materie hat, heißt positiv-elektrisch, der, welcher Mangel daran hat, negativ-elektrisch. Die Elektricität ist und mit Erfolg gegen einige Krankheiten angewendet worden.

Hierher gehört auch der Galvanismus, nach dem Italiener Galvani so benannt, welcher entdeckte, daß zwei verschiedenartige Metalle durch Berührung Elektricität erregen. Legt man z. B. ein Stückchen Zink unter und ein Stückchen Kupfer oder Silber auf die Zunge, so empfindet man in dem Augenblicke, wo man beide Metalle mit einander in Berührung bringt, einen säuerlichen Geschmack und einen stechenden Schmerz; hält man sie an das obere und untere Zahnfleisch, so bemerkt man vor den Augen einen Blitz. Nicht alle Metalle bewirken dies gleich stark, am stärksten die genannten. Ein andrer Italiener, Namens Volta, baute nun die sogenannte voltaische Säule oder die galvanische Kette oder Batterie, indem er Platten von Zink und Silber durch dazwischengelegte, mit Salzwasser angefeuchtete Tuchlappen verbunden, aufeinander legte und dann die unterste und oberste Schicht durch einen Drath verband. So erhält man nämlich eine verstärkte Elektricität, welche belebend auf das Nervensystem einwirkt, indem sie, so lange noch Leben in einem Körper ist, Zuckungen erregt.

Durch die Elektricität erklären sich endlich manche Naturerscheinungen. Kommt eine elektrische mit einer nicht elektrischen Wolke in nahe Berührung, so suchen sich beide mit einander auszugleichen. Dadurch wird der elektrische Funke erzeugt, welcher mit furchtbarer Geschwindigkeit die Luft durchfährt, sie so auseinander treibt und macht, daß sie sich wieder zusammendrängen muß. Jenes ist der Blitz, dies der Donner beim Gewitter. Da der Blitz nach den Gesetzen der Elektricität

immer den besten Leitern folgt, d. h. solchen, welche von Natur nicht elektrisch sind, so ist es leicht erklärlich, warum er leicht in hohe Bäume, Thürme, Metalle, feuchte Luft und Sümpfe fährt, aber über Alles wegspringt, was selbst elektrisch ist, also nicht leitet. Darauf hat Franklin den Blitzableiter gegründet, weil er ganz richtig annahm, daß in der Luft emporragendes Metall den Blitz anziehen und unschädlich in die Erde leiten müsse. Auf der Verbindung dieser drei Kräfte, der Electricität, des Galvanismus und des Magnetismus, beruhen mancherlei Erfindungen der neueren und neuesten Zeit, z. B. die elektro-magnetischen Telegraphen, welche man an den Eisenbahnen angebracht hat, und durch welche man Worte, Sätze, Nachrichten mit der Schnelligkeit der Gedanken hunderte von Meilen weit leiten kann. Es ist sogar im Werk, eine solche Gedankenverbindung zwischen Europa und Amerika herzustellen, indem man hofft, auf dem Meeresboden einen in Gutta percha (ein neuentdecktes höchst formbares Harz) gehüllten Drath fortleiten zu können.

Die Lufterscheinungen.

Man unterscheidet gewöhnlich wässerige, feurige und glänzende Lufterscheinungen: der Thau, Reif, Nebel, die Wolken, der Schnee u. a. gehören der ersten, — das Gewitter, die Irrlichter u. s. w. der zweiten, — der Regenbogen, die Höfe um Sonne und Mond, die Nebensonnen, Nebenmonde u. s. w. der dritten Gruppe an.

Der Thau ist nichts weiter als Wasser. Während eines heißen Tages nämlich verdunstet das Wasser in Menge; ja, die ganze Luft wird allmählig mit Dämpfen angefüllt. Während der Nacht erkalten die tiefern Luftschichten, und diese setzen die Feuchtigkeit, die sie bei geringerer Temperatur nicht mehr in sich erhalten können, als Thau an die Körper in der Natur ab. Der Thau ist eine nützliche, in der Haushaltung der Natur weise berechnete, ja für manche Gegenden unentbehrliche Erscheinung. Der Honigthau und Mehlthau sind klebrige Feuchtigkeiten, die aus den Pflanzen kommen. Bei dem Getreide hat der letztere wahrscheinlich den Brand zur Folge. Der Reif ist nichts Anderes als gefrorener Thau. Mit dem Reife steht das Beschlagen der Wände, das Gefrieren der Fensterscheiben und das Glatteis in Verbindung.

Der Nebel entsteht 1) wenn von irgend einem Orte Dämpfe in eine kältere Luft übergehen; 2) wenn eine mit Dämpfen angefüllte Luft die Oberfläche eines kältern Körpers berührt. Eine ganz eigenthümliche Art Nebel ist unter der Benennung: Höhen-, Heer-, Haide-, Sonnenrauch und trockener Nebel bekannt, seine Entstehung noch nicht. Die Wolken unterscheiden sich vom Nebel nur durch ihre größere Entfernung von der Oberfläche der Erde.

Wenn zwei ungleich warme Luftmassen, die fast bis zur Sättigung mit Dünsten angefüllt sind, sich miteinander vermischen, so geben sie sogleich einen Niederschlag, welcher Regen genannt wird. Der Schnee ist gefrorener Regen und bildet stets sechseckige regelmäßige Figuren. Daß diese Bildung veranlaßt wird durch Elektricität und durch Magnetismus, weiß man jetzt. Der Hagel ist zwar auch gefrorener Regen, doch unterscheidet er sich vom Schnee nur dadurch, daß er während des Tropfens und Fallens, jener noch in der Wolke gefroren ist.

Das Wetterleuchten ist ein Blitzen ohne Donnern. Wahrscheinlich ist nur die weitere Entfernung eines Gewitters an dem nicht Hören des Donners Schuld.

Die Sternschnuppen bemerkt man häufig in der Dunkelheit als feurige Körper, scheinbar von der Größe eines Sterns, die sich mit beträchtlicher Geschwindigkeit dahinbewegen und ebenso plötzlich verschwinden, als sie vor einigen Sekunden entstanden waren. Am häufigsten zeigen sie sich am 10. August und in den Nächten vom 11. bis 13. November. Man nimmt an, daß sie durch dunkle, in dem Weltraum sich bewegende Körper, welche sich, wenn sie durch unsre Erdathmosphäre fahren, entzünden, erzeugt werden.

Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit den Sternschnuppen, hat es mit den Feuerkugeln, die, ehe wir es uns versehen, entstehen, eine Strecke durch die Luft fliegen, einen leuchtenden Schweif hinter sich lassen, und bald geräuschlos, bald unter einem heftigen Knalle wieder verschwinden.

Zuweilen fallen auch Steine auf die Erde. Woher die Steine kommen, weiß man nicht; doch glaubt man, daß es Theile eines zertrümmerten Himmelskörpers seien, die sich im Weltgebäude, gleich den Planeten, bewegen und, in die Nähe der Erde gekommen, auf dieselbe herabfallen. Man nennt sie Meteorsteine.

Der Regenbogen ist eine glänzende Lufterscheinung. Während es noch regnet, die Sonne aber schon wieder hervortritt, und zwar so, daß zwischen ihr und unserm Auge sich die Regenwolke befindet, brechen sich dann in den Wassertropfen die Sonnenstrahlen und bilden jenen schönen Bogen, in welchem die 7 Hauptfarben nach den Regeln der Brechung hervortreten. — In den, dem Nordpole näher gelegenen Gegenden zeigt sich oft ein hochrother, Strahlen schießender, wie Feuerschein aussehender Lichtschein, der in kalten Tagen auch nicht selten bei uns vorkommt und Nordlicht genannt wird. Dies schöne Licht ist in den langen, kalten Nächten des Nordens, die ja dort fast ½ Jahr dauern, die Sonne der dortigen Bewohner. Seine Entstehung ist mit voller Sicherheit nicht anzugeben. Wahrscheinlich beruht es auf einem großen Ueberfluß an Elektricität, welche, da dort viel Eis die Erde bedeckt, welches ein Nichtleiter ist, nicht abgeleitet werden kann und sich daher so häuft, bis es sich in jener glänzenden Erscheinung entladet. — Wie sehr alle diese Naturerscheinungen zur Bewunderung der Allmacht, Weisheit und Liebe des Schöpfers einladen, fühlt jeder, der sie einmal gesehen hat.

IV. Deutsche Geschichte.

Das Buch, zu welchem dieser Anhang gehört, heißt: Brandenburgischer Kinderfreund, weil es einst zuerst für die Schulen in der Provinz Brandenburg geschrieben worden ist. Diese Provinz ist aber ein Theil des Königreichs Preußen, und Preußen endlich ist ein Theil Deutschlands. Außer Preußen gehören, wie wir in der Geographie bereits gehört haben, noch viele andre Länder zu Deutschland. Leider haben diese, wie uns die Geschichte zeigen wird, nicht immer zu einander gehalten, und haben, eifersüchtig auf einander, nicht das, was Allen gemeinschaftlich und heilsam war, sondern was dem Einzelnen nützlich und vortheilhaft schien, gesucht. Dadurch ist das arme Deutschland, welches, wenn es zusammengehalten hätte, mit seinen 40 Millionen Einwohnern das mächtigste Reich Europas sein könnte, sehr oft von seinen Nachbaren zerrissen, zerstümmelt und geknechtet, von seinen eignen Söhnen aber nicht selten verrathen und ins Verderben geführt worden.

Das Jahr 1848, so wenig wir es loben wollen, hat doch dem ein Ende machen wollen. Die Deutschen wollten nun ein Volk sein, sich eine gemeinschaftliche Verfassung geben, und Alles aufheben, was sie von einander trenne. Es ist ihnen, wie wir in der Geschichte sehen werden, zwar nicht gelungen, wir aber wollen Muth und Hoffnung dazu nicht verlieren. Wir wollen darum, wenn wir jetzt unsre Geschichte im Zusammenhang überblicken, immer davon ausgehen, daß wir alle Deutsche sind, aber dabei auch immer dasjenige mittheilen, was in unsrer Preußischen oder Brandenburgischen Geschichte bemerkenswerth und wichtig geworden ist, denn wir sind und bleiben Preußen.

I. Aelteste Geschichte.

1. Von der ältesten Geschichte der Deutschen Völker können wir hier schweigen, weil davon bereits im Buche selbst (siehe N. Br. Kinderfreund, S. 233 u. flgde.) das Wichtigste gesagt ist. Wir nehmen den Faden der Erzählung wieder auf, wo er im Buche fallen gelassen worden ist, bei Herrmann oder Arminius. Dieser, obgleich er es war, der die Römer aus Deutschland vertrieben hatte, erndtete doch Undank statt Ehre und Ansehen von seinem eignen Volke. Er fiel in einem Aufstande, von den Seinen verrathen. Deutschland aber blieb frei, und wenn die Römer auch mit bewunderuswürdiger Ausdauer und mit großem Muth ihre Kriegszüge bis über die Weichsel, ja, bis an den kleinen Fluß hin ausgedehnt haben, an dem in diesen Tagen Deutsche und Dänen feindlich auf einander getroffen sind, bis an die Eider, die Holstein von Schleswig trennt: festen Fuß haben sie in Deutschland seitdem nicht zu fassen vermocht. Ja, es ist merkwürdig genug, daß unsre deutschen Vorfahren es gewesen sind, welche dem Römischen Reiche zur Zeit der großen Völkerwanderung ein Ende gemacht haben. Dies ist so zugegangen: Je mehr die Deutschen mit den Römern bekannt geworden waren, desto klarer erkannten sie die Nothwendigkeit und die Mittel, diese zu besiegen. Zu diesen gehörte namentlich die Einigkeit, zu welcher sie schon Armin so oft ermahnt hatte. Die verschiedenen Völkerschaften traten deshalb zusammen, und so sehen wir in den ersten Jahrhunderten nach Chr. folgende Völkervereine in Deutschland:

1) der Alemannenbund im südlichen Deutschland, am Neckar, Main und Rhein;
2) den Frankenbund in Hessen, Westphalen und in den niederländischen Gegenden, rechts und links des Rheins;
3) den Sachsenbund an der Weser, in Hannover, in Niedersachsen und an der Elbe; er theilte sich hernach in Ostphalen, Westphalen und Engern;
4) den Gothenbund an der Oder und Weichsel, der sich später in Ost- und Westgothen theilte.

2. Diese Völkervereine lebten fast immer mit den Römern im Kriege: die Allemannen drangen öfters nach Gallien, Italien und Spanien; die Franken nahmen von den Niederlanden und Gallien den Römern ein Stück Landes nach dem andern ab; die Sachsen aber waren tapfere Seefahrer und thaten den Römern an den Küstenländern vielen Schaden; die Gothen dagegen setzten ihnen im 3. und 4. Jahrhundert unter ihrem großen König Hermanrich, der über 100 Jahre alt wurde und zwei Menschenalter regierte, am Schwarzen Meere, am Donauflusse hart zu und drängten sie aus der jetzigen Moldau, Wallachei und aus Ungarn.

3. Die Kaiserwürde hatte indessen in Rom zu manchen blutigen Auftritten Veranlassung gegeben. In einem Zeitraume von 120 Jahren

gab es nicht weniger als 36 römische Kaiser, von denen 27 ermordet wurden, 3 im Kriege umkamen und nur 6 eines natürlichen Todes starben. Oft auch nahm der Kaiser gezwungen noch mehre Mitkaiser an, die dann in den einzelnen Landschaften willkürlich regierten. Einmal sogar, zu Anfang des 4. Jahrhunderts, gab es 6 solcher Nebenkaiser, von denen Konstantin der jüngste aber klügste war, der dann auch zur Alleinherrschaft gelangte. Sein Leben ist deshalb merkwürdig, weil er die christliche Religion nicht allein selbst annahm, sondern auch als Staatsreligion schützte; sodann aber auch, weil schon unter seiner Regierung die sogenannte Völkerwanderung anfing. *)

4. Die rohen Völker Asiens verließen nämlich ihre Heimat und zogen mit Weib und Kind und mit Allem, was sie besaßen, immer weiter nach Süden und Westen. Die Veranlassung dazu gaben die Chinesen in Asien, welche die Hunnen, ein anderes asiatisches Volk, aus ihren Wohnsitzen verdrängten. Diese warfen sich nun wieder auf diejenigen Völker, die neben ihnen wohnten. Die Gothen näherten sich so zuerst an der Donau den Grenzen des römischen Reichs, während die Franken und Burgunder Frankreich besetzten. In Italien rückte Alarich, der Gothen König, ein, eroberte Rom im Jahre 410 und durchzog ganz Italien. Sein Nachfolger Adolph drang in Spanien ein und gründete hier das mächtige westgothische Reich mit der Hauptstadt Toulouse. England nahmen die Angeln und Sachsen in Besitz, das sie vor den Schotten, den Feinden der alten Briten, schützen sollten, allein nach deren Besiegung für sich selbst behielten. Nach Afrika setzten die Vandalen unter ihrem Anführer Genserich über. Jetzt fielen auch die Alles verheerenden Hunnen unter dem König Attila oder Etzel, der so grausam war, daß er die Gottesgeißel genannt wurde, in das römische Reich ein, aus dem sie jedoch bald wieder durch die mit den Deutschen verbundenen Römer verdrängt wurden. Die Römer vermochten aber nicht, ihr Reich länger zu schützen. Fast alle ihre Kriege hatten sie in dieser Zeit mit deutschen Truppen geführt, und diesen konnten sie oft den versprochenen Sold nicht geben. So geschah es auch mit den Herulern und Rugiern. Ihr Feldherr Odoaker zog daher gegen Rom, stürzte den letzten Kaiser Roms, Romulus Augustulus, vom Thron, machte sich im Jahre 576 zum Herrn von Italien und endete somit das weströmische Reich, das über 1200 Jahre bestanden hatte, während das vom Kaiser Theodosius dem Großen im Jahre 395 gegründete oströmische Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel bis zum Jahre 1456 sich behauptete. So erhoben sich allmälig aus dem Gewirr dieser Zeiten die Reiche des heutigen, gebildeten Europas, gestiftet von germanischen und slavischen Völkern, welche früher als rohe Barbaren betrachtet wurden, nun aber, mit dem Christenthum auf diesen Zügen bekannt geworden, den ersten Grund legten zu unsrer heutigen christlichen, sittlichen und deutschen Bildung. Die Römer hörten am Ende ganz auf. Ganze Völkerschaften wurden mit ihnen vermengt, und die Namen der Sieger verdrängten den Namen der Römer. Selbst die alte römische oder lateinische Sprache wurde durch Vermischung mit den fremden Sprachen der eingewanderten Völker bedeutend verändert und gab die Grundlage für die neuern Sprachen, als: der italienischen, französischen, spanischen, portugiesischen, zum Theil auch der englischen.

*) Von ihm siehe im Kinderfreund S. 284 u. flgd.

5. Das mächtigste Volk in Deutschland wurden jetzt die Franken. Ihr König Chlodwig unterjochte allmälig die übrigen deutschen Völker und machte sich darauf, nachdem er das Christenthum angenommen hatte, zum Beherrscher des großen Frankreich. Seine Nachfolger heißen die Merovinger. In Italien war indessen Odoaker von dem tapfern und weisen Theodorich, König der Ostgothen, besiegt worden. Der neue Staat blühete schnell auf, denn Theodorich (auch Dietrich v. Bern genannt) war ein vorzüglicher Fürst. Allein was er gut gemacht hatte, verdarben seine Nachfolger, und so mußten diese, ehe 50 Jahre vergangen waren, dem Heere des oströmischen Kaisers Justinian, namentlich dessen Feldherren Belisar und Narses, erliegen. Seine Nachfolger, die seit dem Jahre 622 viel mit den Mohamedanern im Osten ihres Reichs zu thun hatten, mußten Italien den Longobarden abtreten, die unter Alboin im Jahre 568 von der Elbe, aus der heutigen Altmark, herzogen. Von ihnen wird der nördliche Theil des Landes heutigen Tages noch die Lombardei genannt. Gegen die Longobarden rief darauf das damalige Kirchenoberhaupt, der Papst, den fränkischen Fürsten Pipin zu Hülfe, welcher sie besiegte. Auf Pipin folgte in der Regierung des fränkischen Reichs dessen Sohn Karl der Große (von 768 bis 814), ein Mann, der unsere ganze Bewunderung verdient. Bei seiner Thronbesteigung war ihm schon der größte Theil des heutigen Deutschlands unterworfen, nur die Sachsen in Westphalen und Niedersachsen nöthigten ihn zu einem langwierigen Kriege, der 32 Jahre hindurch dauerte und endlich die Besiegung der tapfern Sachsen unter ihrem heldenmüthigen Anführer Wittekind und ihre Bekehrung zum Christenthume zur Folge hatte. Um die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland machte sich damals der fromme Heidenbekehrer Winfried oder Bonifacius sehr verdient. Außer den Sachsen bekriegte Karl auch die Ungarn und andere slawische Völker in Deutschland, zerstörte das longobardische Reich und hinterließ seinen Nachfolgern einen Staat, der von der Küste der Nordsee bis zur Meerenge von Sicilien und von der Elbe bis zu den Pyrenäen in Spanien sich erstreckte. Alle diese Länder gewannen unter ihm sehr an Bildung. Karl *) verbesserte die Gesetze, ließ Schulen errichten, die er häufig besuchte; den Handel hob er durch Anlegung von Straßen und Kanälen, auch ließ er zur Belehrung des Volkes Predigten der alten Kirchenväter in die deutsche Sprache übersetzen, wie er denn für diese überhaupt viel that.

II. Mittlere Geschichte.

6. Leider konnte Karl's Sohn, Ludwig der Fromme, das gewaltige Reich nicht regieren. Im Jahre 843 wurden aus demselben nach vielen blutigen Kriegen durch den Vertrag zu Verdun drei große Reiche geschaffen. Lothar, der älteste Sohn Ludwig's, erhielt Italien, das nach ihm benannte Lothringen und die von Karl dem Großen wiederhergestellte römische Kaiserwürde; Karl der Kahle erhielt Frankreich, und Ludwig der Deutsche Deutschland. Von diesem Augenblicke an beginnt des deutschen Reiches oder des eigentlichen Deutschlands Dasein und Geschichte.

7. Die deutschen Könige aus der Familie Karl's, die Karolinger, hatten theils mit den Normännern, theils mit den Slawen, theils mit den Großen des Landes zu kämpfen. Mit Ludwig dem Kinde starben 911

*) Von ihm siehe im Kinderfreund S. 286.

die Karolinger aus, und nun machten die Deutschen ein altes Recht geltend und wählten sich aus ihrer Mitte den geachteten Grafen Konrad von Franken zum Oberherrn. Seine Regierung war ein fortdauernder Kampf gegen die mächtigen Vasallen und die räuberischen Ungarn. Er starb schon 918, nachdem er noch auf dem Sterbebette Heinrich von Sachsen zum Herrscher vorgeschlagen. Hier greift nun die Brandenburgische Geschichte ein, denn unter diesem Kaiser Heinrich, auch der Vogelsteller oder der Städteerbauer genannt, wurde 927 Brandenburg (Brennabor) erobert und zur Zügelung der wilden Wenden, welche hier wohnten, eine Grenze der Markgrafschaft, die Nordmark oder wendische Mark genannt, gegründet. Dies war der Theil, der jetzt auch wohl Altmark genannt wird. Mit diesem kraftvollen Heinrich beginnt das Regiment der sächsischen Kaiser von 919 bis 1024. Heinrich I. und sein Sohn Otto I. gaben der Kaiserwürde einen großen Glanz. Sie kämpften mit großem Glück gegen die Slaven, vertrieben die Ungarn aus Deutschland, *) hielten die mächtigen Großen im Zaum, verbreiteten das Christenthum, begünstigten durch Anlegung von Klöstern und Schulen die schwach aufkeimenden Wissenschaften, durch Erbauung von Städten die bürgerliche Thätigkeit und sorgten für Ordnung und Sicherheit im Reiche.

8. Von Heinrich I. sind zwei Einrichtungen ausgegangen, welche für die folgenden Zeiten sehr wichtig geworden sind: das Ritterthum mit seinen Waffenspielen oder Turniren, und der freilich viel wichtigere Bürgerstand. Bis dahin gab es nur Herren und Knechte, Vornehme und Geringe. Nun aber entstand der Mittelstand (Handwerker, Kaufleute, Bürger, Bauern, freie Arbeiter), in dem die eigentliche Kraft eines Staates und Volkes liegt. Ueber die kirchlichen Angelegenheiten erlangte besonders Otto I. eine große Gewalt, und wären die Nachfolger Heinrich's und Otto's von gleich starkem Geiste gewesen, so hätte die Geschichte Deutschlands eine viel glücklichere werden müssen. Aber die nachfolgenden Kaiser Deutschlands haben fast alle an einer Schwäche gelitten, durch welche die beste Kraft unseres Vaterlandes verzehrt wurde. Otto I. nämlich, der es dahin gebracht hatte, daß kein Papst ferner ohne Einwilligung des Kaisers gewählt werden sollte, gefiel es so in Italien, daß er seinen Sohn mit einer Prinzessin verheirathete, durch welche dieser und seine Nachfolger Ansprüche auf Italien zu haben glaubten. Und nun bildete sich in den deutschen Kaisern die Neigung zu sogenannten Römerzügen aus, d. h. zu Eroberungen und Besitzungen in Italien. Darüber ist Vieles in Deutschland versehen und viel edles Blut vergossen worden, sind ganze Kaiserhäuser zu Grunde gegangen, und hat Italien zuletzt ganz aufgegeben werden müssen. Zwar ist ein Theil davon, wenn auch nicht bei dem deutschen Reich, so doch bei Oesterreich geblieben. Doch kann dies weder ein Glück für Oesterreich noch für Deutschland genannt werden. Für Oesterreich nicht, denn es kann diese Provinzen nur durch militairischen Zwang in Zaum halten; für Deutschland nicht, denn es muß, so lange Oesterreichs ganzer Staat zu Deutschland gehört, dessen Kämpfe mitkämpfen oder doch mitfühlen. Daher ist gegenwärtig die Forderung aufgestellt worden, daß Oesterreich nur mit seinen deutschen Provinzen zu Deutschland gehören könne. Im übrigen haben die sächsischen Kaiser: Otto II., Otto III. und Heinrich II. für Deutschland das Gute gethan,

*) Schlacht bei Merseburg 933 und dem Lechfelde 955.

daß sie viele Städte angelegt und Bisthümer gestiftet haben, z. B. Magdeburg, Merseburg, Bamberg, Schleswig, Hamburg, Brandenburg u. s. w.

9. Als der letzte der sächsischen Kaiser ins Grab stieg, fühlten die deutschen Fürsten selbst, daß das Wohl des Reichs einer kräftigern Hand anvertraut werden müsse. Durch die Wahl der deutschen Fürsten ward Konrad der Salier auf den königlichen Thron von Deutschland erhoben, ein Mann, der alle Tugenden eines Herrschers in sich vereinigte und die Reihe der salischen Kaiser auf eine würdige Weise eröffnete. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf Deutschland; er suchte es durch weise Maaßregeln zu beruhigen und ordnete, um den blutigen Fehden Einhalt zu thun, den Gottesfrieden an. Von großer Wichtigkeit ist das von ihm erlassene Gesetz, daß auch die kleinen Lehen vom Vater auf den Sohn, und vom Bruder auf den Bruder übergehen sollten. Konrad wollte so die Macht der Großen brechen und die Besitzungen der kleinern Leute sichern.

10. Ganz in des Vaters Geiste herrschte sein Sohn Heinrich III. Mit Gewalt unterdrückte er die Macht der Großen, machte die Könige von Ungarn und Böhmen der deutschen Krone unterthänig, und zeigte sich auch gegen die sittenlose Geistlichkeit, ja selbst gegen den Papst, als strenger Herr. Er entsetzte drei Päpste ihrer Würde und warf sich zum Oberherrn von Unteritalien auf, brachte ansehnliche Reichslehen an sein Haus und ließ seinen Sohn Heinrich, ein noch unmündiges Kind, zum König krönen. Dies erbitterte mehre deutsche Fürsten und Völker, besonders die Sachsen, die schon darum dem Kaiser zürnten, weil er in ihren Landen, am Harz, Burgen und Festen, bei denen sie Frohndienste hatten thun müssen, angelegt hatte, namentlich in Goslar, seinem Kaisersitze. Ihr Haß trug zwar nicht ihm selbst, aber doch seinem Sohne die bittersten Früchte. Heinrich III. starb 1056; er hinterließ zum Nachfolger ein gekröntes Kind unter der Vormundschaft einer edlen und tugendhaften Mutter, der Kaiserin Agnes.

11. Die Regierung Heinrich's IV. von 1056 bis 1106 ist eine der unglücklichsten und folgereichsten. Seine Erziehung leiteten besonders die Erzbischöfe Hanno von Köln und Adalbert von Bremen; Jener machte ihn zum Eiferer, Dieser zum Schwelger und Wollüstling. Dem Adalbert hing Heinrich an; der pflanzte in sein Herz einen unüberwindlichen Haß gegen die Großen, und der junge König ließ diesen deutlich blicken, besonders gegen die Sachsen; diese empörten sich und waren anfangs glücklich, dann aber unterlagen sie, und es erging über sie ein hartes Strafgericht. Da wandten sie sich an den Papst Gregor VII. (siehe über diesen im Kinderfreund S. 287. u. ff.), den kräftigsten und herrschsüchtigsten aller Päpste. Dieser demüthigte den schwachen Heinrich so, daß er, mit dem Banne belastet, vor ihm als reuiger Sünder erscheinen und drei Tage hindurch im härenen Gewande und mit bloßen Füßen im Vorhofe seines Schlosses stehen mußte. Von diesem Augenblick an war die Kaiserwürde in den Staub getreten; verschiedene Gegenkönige standen gegen Heinrich auf, sein erster Sohn Konrad empörte sich gegen ihn, er ließ seinen zweiten Sohn Heinrich zum Nachfolger krönen, aber auch dieser ward an seinem Vater zum Verräther und erniedrigte sich zum Werkzeug der päpstlichen Rache. Heinrich IV., von Allen verlassen, gebannt und geächtet, starb 1106, und fünf Jahr blieb seine Leiche über der Erde stehen, bis der Bannfluch des Papstes aufgehoben war.

12. Wallfahrten der Christen zum Grabe Jesu in Jerusalem, das seit dem Jahre 1076 von den Seldschucken oder Türken erobert worden

war, waren zur Zeit des Papstes Gregor VII. und des Kaisers Heinrich IV. sehr allgemein. Gewöhnlich wurden diese Pilger von jenen Nichtchristen hart bedrückt und gemißhandelt. Die Erzählung der Zurückgekehrten über die Mishandlungen der Christen blieben nicht ohne Erfolg. Unter den heimgekehrten Pilgern befand sich auch Peter von Amiens. Seine Reden forderten dringend auf, Jerusalem den Ungläubigen zu entreißen und die unsägliche Noth der dortigen Christen zu mildern. Den Päpsten war ein solcher Anlaß, die Gemüther durch ein neues Mittel in ihre Gewalt zu bekommen, willkommen. Der Papst Urban II. hielt selbst eine große Versammlung, um über den Krieg gegen die Türken zu berathen; er ließ sich zu jenem Zuge einweihen und ein Kreuz auf die rechte Schulter heften; die ganze Versammlung folgte seinem Beispiele. Von diesen Kreuzen erhielten jene Kriege wider die Ungläubigen den Namen Kreuzzüge. Im Frühlinge 1096 ging der erste Zug von 150,000 Mann, weder mit Waffen gehörig versehen, noch darin geübt oder gehörig gekleidet, nach Palästina ab. Den zweiten Zug führte Gottfried von Bouillon, der im Jahre 1099 Jerusalem wirklich eroberte. Allein schon im Jahre 1187 kam die Stadt wieder in die Hände der Türken, und die später unternommenen Kreuzzüge vermochten nicht, sie denselben zu entreißen, und bereits vom Jahre 1300 an waren die Europäer ganz aus Asien verdrängt, nachdem Europa in einem Zeitraume von 200 Jahren durch diese Züge ungefähr 7,000,000 Menschen verloren hatte.

13. Heinrich V., der letzte Salier, durch Schandthaten zum Throne gelangt, kämpfte mit den Reichsfürsten und dem Papste zugleich; er legte die Streitigkeiten mit Beiden durch Vergleiche bei, sie ganz zu dämpfen gelang ihm nicht; er starb 1125.

14. Von zehn Fürsten gewählt, bestieg Herzog Lothar von Sachsen den deutschen Thron und gab seinem Schwiegersohne, Heinrich dem Stolzen von Baiern aus dem Hause der Welfen, das Herzogthum Sachsen. Dies that er vorzüglich, um sich mit ihm gegen die mächtigen Hohenstaufen zu verbinden, und er legte dadurch den Grund zur Feindschaft zwischen dem welfischen und hohenstaufenschen Hause. Aus dieser Feindschaft gingen die Parteien der Welfen und Gibellinen oder Hohenstaufen hervor, die für Deutschland so unglücklich geworden sind. Wichtig ist die unter Lothar festgestellte Verordnung, daß fortan die großen Reichslehen erblich sein und bei den Geschlechtern verbleiben sollten, welche sie damals besaßen. So kam unter anderen die Nordmark oder Altmark an ihren damaligen Markgrafen, Albrecht den Bären aus dem Hause Anhalt. Dies führt uns wieder auf die Brandenburgische Geschichte. Dieser Albrecht der Bär, ein tapferer und vortrefflicher Fürst, eroberte von den Wenden das Land bis zur Oder, welches er die Neumark nannte, beide Marken gemeinschaftlich Markgrafschaft Brandenburg. Er zog nun fleißige und betriebsame Kolonisten aus Holland und Friesland in diese Länder und gründete die Städte: Berlin, Spandau, Bernau, Stendal, Pritzwalk u. s. w. Unter seinen Nachfolgern, den Anhaltinern, sind Otto IV. und Waldemar die ausgezeichnetsten, jener seines Streites mit Magdeburg halber (siehe im Kinderfreund Seite 241. u. ff.) dieser seines glänzenden Sieges gegen 12 Feinde und seiner guten Einrichtungen wegen. Er war der letzte Anhaltiner. Unter diesen Fürsten wurden die Städte Frankfurt a. O., Landsberg a. W. und andere gegründet, Lebus gekauft, die Ukermark, Priegnitz, Mittelmark und Theile von Sachsen

und Pommern hinzugethan, und das Land blühte. — Kaiser Lothar starb 1137. Keiner der deutschen Fürsten hegte bei dem Ableben Lothar's solche ehrgeizige Wünsche wie Heinrich der Stolze; dennoch aber ward er, vielleicht nur aus Furcht vor seiner Macht, bei der Wahl übergangen, und gerade das Geschlecht auf den Thron erhoben, in welchem er den Erbfeind seines Hauses sah, nämlich das Geschlecht der Hohenstaufen.

15. Mit Konrad dem Dritten von Schwaben beginnen die Hohenstaufen ihre glänzende Laufbahn. Unter diesem Konrad spielt die schöne Geschichte der treuen Weiber von Weinsberg, welche ihre Männer, als ihre beste Habe, auf den Schultern aus der Stadt trugen. Friedrich I. Rothbart ist der mächtigste Hohenstaufe; er demüthigte den aufrührerischen Heinrich den Löwen, den mächtigsten Fürsten Deutschlands, und die lombardischen Städte, zerstörte Mailand, wurde aber bei Lignano geschlagen, verglich sich mit dem Papste und den Lombarden und starb auf einem Kreuzzuge beim Baden. Heinrich VI. schändete den Kaiserthron durch Geldgier und durch Verrath an dem ritterlichen König Richard Löwenherz von England, der im gelobten Lande gegen Sultan Saladin viel Ruhm erworben hatte. Friedrich II., der an Geist und Eigenschaften größte Hohenstaufe, kam auf den Thron, nachdem Philipp von Schwaben, der während seiner Minderjährigkeit mit Otto IV. von Braunschweig zugleich Kaiser gewesen, von Otto von Wittelsbach, einem Fürsten des noch jetzt in Bayern herrschenden Hauses der Wittelsbacher, ermordet worden war. Trotz seiner großen Eigenschaften hat Friedrich II. für Deutschland wenig Gutes gethan, da seine beste Kraft im Kampf gegen die Päpste, die dem Hause Hohenstaufen durchaus feindselig waren, zerstört wurde. Unter ihm fielen sogar die Mongolen ins Land und verwüsteten ganze Provinzen, z. B. Schlesien. Doch sind seitdem die slavischen Bewohner dieser Landestheile den deutschen gewichen. Unter ihnen kam auch das Christenthum durch die Schwerdtritter und die deutschen Ritter zu den Preußen, Liefländern und Kurländern, und wir können von hier aus einen Blick auf die ältere preußische Geschichte werfen.

16. Die alten Preußen waren Heiden und verehrten viele Götter, deren Bildnisse in einem Walde aufgestellt waren. Ihre Lebensart war einfach, ihre Bildung gering. Ihre Sprache hatte mit der lithauischen viele Aehnlichkeit. Das Land war mit großen Wäldern, in denen Bären, Wölfe und Auerochsen hausten, und vielen Seen bedeckt. Es bestand aus 12 Gauen: Kulm, Pomesanien, Pogesanien, Warmien oder Ermeland, Natangen, Samland, Nadrauen, Schalauen, Sudauen, Barten und Galinden, deren jeder sein eigenes Oberhaupt hatte. Doch verehrten sie den Kriwe zu Womowe als ihren gemeinsamen Oberpriester und wählten sich im Kriege einen Anführer. Adalbert, Bischof von Prag, versuchte die Ausbreitung der christlichen Religion in Preußen. Es gelang ihm nicht, und er wurde bei Tenkitten den 23. April 997 erschlagen. Bruno, Erzbischof von Merseburg, hatte im Jahre 1008 ein gleiches Schicksal. Darauf versuchten es die Polen, das Christenthum auszubreiten und führten deshalb blutige Kriege, bis endlich Herzog Konrad von Masovien, durch die heidnischen Preußen in die Enge getrieben, den Deutschen Orden zu seiner Hülfe herbeirief, 1226. Der Deutsche Ritterorden war zur Zeit der Kreuzzüge im Jahre 1190 bei der Belagerung von Akkon oder Ptolemais gestiftet. Das Oberhaupt des Ordens war der Hochmeister. Armuth, Ehelosigkeit und Gehorsam gegen den Papst waren ihre Gelübde. Ihre Tracht war ein weißer Mantel

mit einem schwarzen Kreuze. Der Hochmeister Hermann von Salza, welcher in Venedig residirte, sandte 28 Ritter und 100 Ordenskrieger unter Anführung des Landmeisters Hermann Balk im Jahre 1230 nach Preußen. Innerhalb 8 Jahren wurden 6 Gaue erobert, das Christenthum ausgebreitet und Burgen und Städte angelegt, unter andern Thorn, Kulm, Marienwerder und Elbing. Hermann Balk wußte bis zu seinem Tode im Jahre 1249 die Preußen gut zu regieren. Als er aber gestorben war, entstand ein Krieg; König Ottokar von Böhmen und viele andere Fürsten und Herren kamen zur Unterstützung des Deutschen Ordens und eroberten Samland. Auf dem Bergwalde Twangste wurde eine Burg gegründet, die ihrem königlichen Erbauer zu Ehren den Namen Königsberg erhielt. Von da an ist die Geschichte der Preußen ein fast beständiger Krieg mit den benachbarten Völkern, namentlich der Polen, denen es eine Zeit lang unterworfen war, bis wir später das Land an die Markgrafen von Brandenburg kommen sehen werden.

17. Nachdem der Papst, der den Kaiser in den Bann gethan, Friedrich dem II. noch zwei Gegenkaiser eingesetzt und dann ein fast 10jähriges Interregnum (d. h. Zeit ohne Kaiser und Herrschaft) stattgefunden, kam in Konradin der letzte Hohenstaufe auf den Thron und zugleich der Unglücklichste. Er gerieth in dem unglücklichen Italien in die Gewalt seiner Feinde, die ihn enthaupten ließen, 1268. Beim Rückblick auf dieses Zeitalter der Hohenstaufen finden wir die Entstehung mancher Einrichtungen und Verhältnisse, welche theils von sehr verderblicher, theils von segensreicher Wirkung für Deutschland gewesen sind. Zuerst war es der aufblühende Handel, der damals seinen Hauptweg von den italienischen Seestädten aus über Deutschland nach dem Norden nahm. In Folge dessen entstand die Hansa oder der Städtebund der hauptsächlichsten Handels- und Seestädte, von dem Hamburg, Bremen und Lübeck das Haupt waren. Außerdem entstanden andere Städtebündnisse. In den Städten bildeten sich wieder Vereine, z. B. die der Handwerker oder der Zünfte, ein Wehrmittel gegen die Anmaßungen und Räubereien des Adels. Die Baukunst, die Malerkunst und die Dichtkunst entfalteten sich um diese Zeit aufs reichste. Aber freilich dem gegenüber bildete sich auch das Faustrecht aus, d. h. das Recht des Stärkeren, und das heimliche Gericht oder die Vehme.

18. Nach dem Fall der Hohenstaufen wurde die Unordnung je länger je größer. Die Päpste boten die Krone Deutschlands wie eine Waare feil, die Fürsten — hier sehen wir die unselige Uneinigkeit unter ihnen — begingen einen Raub nach dem andern an dem Kaiserthron, statt ihn zu schützen, und so gerieth das arme Deutschland in einen überaus traurigen Zustand, der erst mit der Wahl Rudolf's von Habsburg zum deutschen Kaiser (1273) endet. Ihn erhoben seine geringe Hausmacht, denn er war nur ein schweizerischer Graf, sein ritterlicher Sinn, sowie der weitverbreitete Ruf seiner Rechtlichkeit auf den Thron, dessen er sich im höchsten Grade würdig zeigte. Ihm lag Deutschlands Wohl ebenso am Herzen wie einst Heinrich I., und deshalb mischte er sich nicht in die italienischen Angelegenheiten, sondern befestigte sein Ansehen in Deutschland und schuf mit starker Hand Ruhe und Ordnung im Lande, indem er die Raubritter hinrichten und die Raubburgen zerstören ließ, auch den übermüthigen Böhmenkönig Ottokar, der den Kaiser nicht anerkennen wollte, bis zum Fußfall demüthigte (1278). Dadurch brachte er Oestreich, Steiermark und Krain an sein Haus, in deren

Besitz es sich bis zu dieser Stunde befindet. Jene genannten drei Länder gab Rudolf mit Bewilligung der Churfürsten seinen Söhnen Rudolf und Albrecht als Lehn. Unaufhörlich bemüht, den Landfrieden zu sichern, ging er vielleicht mit dem Plane um, die Krone als ein Erbgut an seine Familie zu bringen; aber es gelang ihm nicht einmal, seinem herrsch- und habsüchtigen Sohne Albrecht die Nachfolge zu verschaffen. Rudolf starb 1291, und durch die Wahl der Fürsten kam das Reich in die Hände des wankelmüthigen Adolf von Nassau, der, dem Beispiele Rudolf's folgend, ebenfalls seine Hausmacht vergrößern wollte, sich dabei aber so ungebührlicher Mittel bediente, daß er von den Fürsten verlassen, in der Person Albrecht's von Oestreich, des Sohnes Rudolf's, einen Gegenkaiser erhielt, der ihm 1298 Krone und Leben raubte.

19. Nun ward also der gefürchtete Albrecht Kaiser, ein Fürst voll herrschsüchtiger Pläne, die er, nachdem er sich vor dem apostolischen Stuhle gedehmüthigt und des Papstes Anerkennung erlangt, vielleicht ausgeführt haben würde, hätte er nicht durch Ungerechtigkeit gegen seinen Neffen Johann von Schwaben in diesem einen tiefen Haß erweckt. Unter ihm ereignete sich in der Schweiz, die Albrecht knechten wollte, die Geschichte mit dem Tell, der den Vogt Geßler erschoß und dadurch die Schweiz frei machte. Die Schweizer bildeten nun den Bund der Eidgenossen (1307), vertrieben die Oestreicher, und als Albrecht kam, dies zu rächen, erschlug ihn jener Johann von Schwaben. Die Schweizer befestigten die errungene Freiheit durch die Siege bei Morgarten und Sempach, 1315 und 1338. Da die deutschen Fürsten fest entschlossen waren, keinen Mächtigen fortan auf den Thron zu erheben, so ward der Graf Heinrich von Luxemburg gewählt, und durch diese Wahl das Haus Habsburg verdrängt. Als Heinrich von Luxemburg in der Fürstenversammlung zum Oberhaupte des Reichs vorgeschlagen wurde, gab es Keinen, der nicht seine Ritterlichkeit und Gerechtigkeitsliebe gepriesen hätte; ja man versicherte, in seinem kleinen Lande wären die Straßen so sicher, wie anderswo die Kirchen. Als Heinrich VII. bestieg er demnach den Thron. Seine Macht vergrößerten günstige Umstände, er erwarb sich die eiserne Krone des Lombardenreichs, ward in Rom als Kaiser gekrönt, und eben wollte er gegen Neapel kräftig auftreten, als er 1313 plötzlich starb.

20. Bei seinem Ableben herrschten durch ganz Deutschland die gräßlichsten Unruhen, und statt diesen durch die Wahl eines kräftigen Oberhauptes Schranken zu setzen, wurden sie noch vermehrt durch den Streit zwischen Friedrich von Oestreich, dem Sohne des ermordeten Albrecht, und Ludwig von Baiern um die deutsche Krone. Dieser unselige Kampf, der über Deutschland eine große Verwirrung brachte, endete scheinbar mit der Schlacht bei Mühldorf (1322), in welcher Ludwig der Baier über Friedrich von Oestreich den Sieg davon trug. Dadurch aber gelangte Ludwig durchaus nicht zum ruhigen Besitz des Thrones, und obgleich er seine Hausmacht durch die Mark Brandenburg, durch Holland, Friesland, Seeland und Hennegau außerordentlich vermehrte, so hatte er doch mit dem Erbfeinde seines Geschlechts, dem Hause Luxemburg und dem päpstlichen Stuhle, vor dem er sich fast ebenso wie einst der Salier Heinrich IV. demüthigen mußte, während seiner ganzen Regierung zu kämpfen. Mit unerbittlicher Strenge verfolgte der Papst den Kaiser, der durch seine verfehlten Unternehmungen auf Italien, sowie durch seinen Kleinmuth von den deutschen Fürsten gering geachtet wurde.

21. Dennoch bildeten die letzten, um den Anmaßungen des Papstes zu begegnen, 1338 den ersten Kurverein, bei welcher Gelegenheit sie sich verpflichteten, die Ehre und Rechte des Reichs gegen jede Gewalt treu und standhaft zu schützen. Diesen Ausspruch der Fürsten erhob der Kaiser zum Reichsgesetz; dennoch konnte er die Wahl eines Gegenkaisers nicht verhindern, der ihm in Karl von Luxemburg, welcher ihm hernach als Karl IV. folgte, entgegengestellt wurde. Aber auch dessen Lage war nicht beneidenswerth, denn fast nur unter päpstlichem Einflusse zum Thron erhoben, mußte er sich von dem Volke den „Pfaffenkönig" schimpfen lassen; auch stellten ihm die Anhänger des bairischen Hauses in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg einen Gegenkaiser entgegen, den Karl mehr durch Hinterlist als Gewalt bekämpfte und wahrscheinlich dessen frühen Tod (1349) veranlaßte. Freilich machte ihm nun Keiner den Besitz der Krone streitig, aber dennoch befand sich Deutschland in der traurigsten Lage. Eine höhere denn menschliche Gewalt hatte die Ordnung der Dinge auf das schrecklichste zerrüttet; gewaltige Erdbeben, andere grauenhafte Naturereignisse, zuletzt eine wüthende Pest, bekannt unter dem Namen „schwarzer Tod", hatten die in Aberglauben befangenen Gemüther mit Furcht und Schrecken erfüllt und alle Theilnahme an den Reichsangelegenheiten zerstört. Diese Gleichgültigkeit ging auch auf den Kaiser selbst über; er sorgte nur für sein Stammland Böhmen. Indessen ging doch ein für das gesammte Deutschland wichtiges Ereigniß von Karl aus, das zunächst auf die Fürsten, mittelbar aber auf die Völker einwirkte. Er gab nämlich im Jahre 1350 das unter dem Namen „goldene Bulle" bekannte Reichsgrundgesetz. Nach diesem Gesetz wurde die Zahl der Kurfürsten auf sieben und zwar so festgestellt, daß fortan drei geistliche (Trier, Mainz und Köln) und vier weltliche Kurfürsten (der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Sachsen) die Erz- oder Kurämter verwalteten. Bei dieser Gelegenheit demüthigte der Kaiser Karl den Erbfeind seines Hauses, den Herzog von Baiern, indem er ihm die Kurwürde nahm und diese an Böhmen brachte, welches vorher gar nicht zu Deutschland gerechnet ward. Karl gewann die Mark Brandenburg durch Kauf, sowie er es durch Bestechungen dahin zu bringen wußte, daß die Kurfürsten seinen noch unmündigen Sohn Wenzel zum deutschen Könige erwählten.

22. In dieser Zeit entstand eine große Spaltung der Kirche dadurch, daß es Päpste zu Rom und zu Avignon in Frankreich gab, und es entspann sich nun ein Kampf, an dem alle Fürsten und Völker der Christenheit, geschieden in zwei Parteien, Theil nahmen. Wenzel war nicht der Mann, in einer solchen in Kirche und Reich verwirrten Zeit Ordnung herzustellen. Weder sein Stammland Böhmen, noch das deutsche Reich flößten dem schwachen, dem Trunke ergebenen Wenzel Theilnahme ein, und schon als Kind daran gewöhnt, mit Kronen zu spielen, erschienen sie ihm als Mann gleichgültig und werthlos, daher wuchs unter ihm die Macht der Reichsfürsten außerordentlich. Endlich setzten ihn 1400 die Kurfürsten ab und wählten den Pfalzgrafen Ruprecht zum Könige, der bei seiner Thronbesteigung Abstellung aller Unordnungen gelobte. Indeß, da Siegmund, des abgesetzten Wenzel's Bruder, ebenfalls nach der deutschen Krone strebte, so war ein Bürgerkrieg kaum zu vermeiden. Dennoch wurde er durch den Tod Ruprecht's (1410) unterdrückt, und nachdem sich Jodocus oder Jobst von Mähren gegen seinen Vetter Sieg-

mund kurze Zeit als Nebenbuhler erhoben, gelangte der Letzte endlich zu dem Besitz der deutschen Krone, die er bis gegen Ende des Jahres 1437 trug. Während seiner Regierung sank das päpstliche Ansehen tiefer denn je; drei Päpste feindeten sich zu gleicher Zeit an und wurden durch das berühmte Concilium zu Kostnitz (1414—1418) entsetzt, auf welchem auch die von dem Böhmen Johann Huß angeregten Religionsstreitigkeiten, zur Sprache kamen. Johann Huß wurde, trotz des zugesicherten Geleits des Kaisers, 1415 verbrannt, ein Schicksal, welches auch ein Jahr darauf seinen Freund Hieronymus von Prag traf. Dadurch ward die Veranlassung zu den grausamen Hussitenkriegen gegeben, welche theils durch die Nachgiebigkeit einer zu Basel gehaltenen Kirchenversammlung, theils durch die Uneinigkeit unter den Hussiten selbst beendet wurden. Damals sind die Hussiten auch verheerend in die Mark eingefallen und erst bei Bernau siegreich zurückgeschlagen worden. Nächst diesem Religionskampfe, dem Vorläufer der Reformation, ist die Erhebung des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern zum Kurfürsten von Brandenburg von Wichtigkeit. Hier wird es also am geeignetsten sein, wieder auf die Brandenburgische Geschichte zu kommen.

23. Nachdem der Fürstenstamm der Anhaltiner oder Askanier (auch die Fürsten aus dem Hause Ballenstädt genannt) mit Waldemar 1320 ausgestorben war, kam bis 1470 das Haus der Baiern oder Wittelsbacher in Brandenburg zur Regierung. Nachdem man sich Jahre lang um die erledigte Markgrafschaft gestritten, nahm sie nämlich Kaiser Ludwig der Baier, wie wir schon oben gehört haben, für seinen Sohn gleichen Namens in Besitz. Aber nie ist das Land unglücklicher gewesen, als unter ihm. Die Nachbarn nahmen, was sie kriegen konnten, die Polen und Litthauer fielen ins Land und verheerten 140 Dörfer, eine schreckliche Krankheit, der schwarze Tod, herrschte im Lande, und zu dem Allem kam die Erscheinung eines Pilgers, der durch Siegelring, Aehnlichkeit und Hülfe des Kaisers sich für den angeblich nicht verstorbenen, sondern aus dem gelobten Lande heimkehrenden, von dem Volke sehr geliebten Waldemar ausgeben konnte. Viele Städte und Provinzen fielen ihm zu (Brietzen nicht, darum Treuenbrietzen) und erst später entdeckte sich unter der Maske ein von den Feinden des Markgrafen angestifteter Betrug. Ludwig legte die Regierung nun nieder. Erst erhielt sie Ludwig II. der Römer, dann Otto der Faule oder der Finner. Jener erhielt zuerst unter den Markgrafen den Titel Churfürst. Dieser führte ein schwelgerisches, lasterhaftes Leben und war selbst im Stande, sein eigen Land dem Kaiser Karl IV. zu verkaufen. Nun also ist der Kaiser selbst Churfürst von Brandenburg, und in ihm das Haus Luxemburg. Er thut viel für das Land, das unter ihm wieder aufblüht, aber unter seinem Sohne Siegesmund tritt die alte Noth wieder ein, ja noch ärger. Der Churfürst, immer in Schulden, verpfändet jetzt das Land an seinen Vetter Jobst von Mähren, unter dem das arme Land in die entsetzlichste Lage geräth. Dies ist die Zeit der Raubritter, der Quitzows, Putlitze, Itzenplitze u. s. w. Da geschah es, daß, als das Land nach Jobstes Tode an den inzwischen Kaiser gewordenen Siegesmund zurückfiel, der Kaiser, in Geldnoth, die Mark aufs neue an einen Mann verpfändete, der im Stande war, das Land zu retten; das war Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, aus dem alten Geschlecht des Tassilo, aus Schwaben stammend, ausgezeichnet durch Vereinigung von Weisheit und Tapferkeit. Damals kam die erste Kanone, die faule

Grete, ins Land, mit welcher der neue Churfürst die Burgen der Raubritter zerstören und so Ordnung und Sicherheit schaffen mußte. 1417 wird dieser Friedrich als I. mit der Mark Brandenburg förmlich belehnt. Es folgen nun also hier die Hohenzollernschen Fürsten, unser gegenwärtig wie damals geehrtes und geliebtes Herrschergeschlecht. Friedrich I. fügt viele verloren gegangene Landestheile wieder zu. Ihm folgt Friedrich mit den eisernen Zähnen (wegen seiner Beharrlichkeit so genannt), der das Land ebenfalls vergrößert. Sein Nachfolger ist der durch seine Tapferkeit bekannte Albrecht Achilles, der jedoch wenig für das Land gethan hat. Viel mehr sein Sohn Johann Cicero (seiner Beredsamkeit wegen so genannt). Sein Sohn Joachim I. Nestor (wegen seiner Weisheit so genannt), strafte mit unnachsichtlicher Strenge die raubsüchtigen Edelleute, die ihm dafür an die Thür schrieben: Jochimken, Jochimken, hüte di, wenn wi di kriegen, hängen wi di. Um Gerechtigkeit handhaben zu können, richtete er in Berlin das Kammergericht ein. Für die Wissenschaften gründete er die Universität Frankfurt a. O. Unter ihm drang die Reformation nach Brandenburg und fand viele Anhänger, selbst die Churfürstin Elisabeth war ihr zugethan und mußte deshalb landesflüchtig werden, denn der Churfürst war der neuen Lehre abhold.

24. Mit Albrecht II. von Oestreich, den die Deutschen Fürsten nach Kaiser Siegmunds Tode erwählten, beginnt die ununterbrochene Reihenfolge der römisch-deutschen Kaiser aus dem alten habsburgischen Hause. Er regierte nur 2 Jahre (1437 — 1439), und ihm folgte auf dem Throne sein Vetter, Friedrich III., dessen langes Regiment (1439 bis 1493) für Deutschland von großem Segen hätte sein können, wenn er die großen Erscheinungen seiner Zeit, die Erfindung des Schießpulvers (Berthold Schwarz), die Erfindung der Buchdruckerkunst (1440 von Johann Guttenberg), die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) und das Wiedererwachen der Wissenschaften, welche die aus Konstantinopel vertriebenen Griechen nach Deutschland brachten, zu beachten und zu benutzen verstanden hätte. Mit dem folgenden Kaiser Maximilian I., einem vortrefflichen Herrn, endet das Mittelalter auf eine würdige Weise. Der ewige Landfriede und das Reichskammergericht gaben dem Lande Sicherheit und Gerechtigkeit. Die völlige Veränderung des Kriegswesens durch die Benutzung des Schießpulvers, die ganz neue Richtung, welche Handel und Schifffahrt bekamen durch die 1492 durch Christoph Kolumbus gemachte Entdeckung Amerikas, sowie die Auffindung eines Seeweges um Amerika herum nach Indien, endlich die Erfindung des Lumpenpapiers, welches die schon berichtete Erfindung der Buchdruckerkunst erst nutzbar und möglich machte, Gedanken und Erkenntnisse aufs schnellste zu verbreiten: dies Alles führte unaufhaltsam eine neue Zeit herbei.

III. Neuere Geschichte.

25. Das wichtige Ereigniß, welches den Anfang der neueren Geschichte bezeichnet, ist die Kirchenverbesserung oder Reformation. Wir brauchen hier von Luthers Person und Lehren nicht zu sprechen, denn von beiden ist im Kinderfreund selbst schon gesprochen (siehe S. 288 und S. 298). Wir knüpfen an die dort erwähnten Reichstage an. Solche Reichs- oder Fürstentage konnte der Kaiser in allgemeinen Landesangelegenheiten ausschreiben. Kaiser war damals Maximilians Enkel, Karl V., der mächtigste unter den deutschen Kaisern, weil er durch

seinen Vater Philipp, der eine spanische Prinzessin geheirathet hatte, zugleich König von Spanien, Herr der Niederlande und Kaiser in Deutschland war. Deutschland war also damals in Folge der Reformation gespalten. Da hielt nun der Kaiser zuerst den Reichstag in Worms 1521, wo Luther vor den versammelten Fürsten die furchtlosen Worte sprach: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen und klaren Gründen und Ursachen überwiesen werde, so kann ich nicht widerrufen; hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.“ Auf der Rückreise von Worms ließ ihn sein Churfürst, Friedrich der Weise, aus Besorgniß vor den heimlichen Tücken der Katholischen, nach der Wartburg bringen, wo er die Bibel übersetzte. Gleichzeitig mit Luther waren auch in der Schweiz Ulrich Zwingli und Johann Calvin in ähnlichem Sinne aufgetreten. Die Anhänger Luther's nannten sich daher: Lutheraner; die jener Beiden: Reformirte. Beide Parteien verbreiteten sich nun in kurzer Zeit in verschiedenen Ländern Europas, besonders aber in der Schweiz, in Deutschland, in den Niederlanden, in England, Dänemark u. s. w. Weil die Anhänger Luthers gegen die Bedingungen, welche ihnen auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1529 gemacht wurden, protestirten, so werden sie auch Protestanten genannt. Der letzte Reichstag in dieser Angelegenheit war der zu Augsburg 1530, wo Luther und Melanchthon das sogenannte Augsburgische Glaubensbekenntniß (Confession) vorlegten, welches die Grundlage der evangelischen oder protestantischen Kirche geworden ist. In Folge dieser Religionsstreitigkeit entspannen sich leider blutige Kriege. Zuerst der Schmalkaldische, der erst sehr unglücklich für die Protestanten ausfiel, indem die ihnen zugethanen Fürsten gefangen genommen wurden, dann aber glücklich für sie endete, indem Moritz von Sachsen den sogenannten Augsburger Religionsfrieden 1555 erzwang. Luther starb schon vor Ausbruch dieses Krieges 1546. — Von dem Kaiser Karl ist noch zu sagen, daß er lange glücklich mit Franz I. von Frankreich kämpfte, die Türken verjagte und die Raubstaaten bezwang, dann aber die Regierung freiwillig niederlegte und in ein Kloster ging, nachdem er seinem Bruder Ferdinand I. die deutsche Krone und seinem finstern, grausamen Sohne Philipp II. die von Spanien übergeben hatte.

26. In diese Zeit fällt die Stiftung eines Ordens, der viel Unheil über die Welt gebracht hat, des Ordens der Jesuiten, gestiftet von Ignatius Loyola. Nicht einmal unsern Tagen ist es gelungen, diesen gefährlichen Orden, der nach dem Grundsatz verfuhr: „der Zweck heiligt die Mittel“, ganz aus Deutschland zu vertreiben. Die Ausbreitung der protestantischen Lehre ist leider in den meisten Ländern nur unter Gräuel, Krieg und Blut geschehen. In England war es Heinrich VIII., der 6 Frauen gehabt und die meisten von ihnen hingerichtet hat, welcher die Reformation begann; vollendet ist sie eigentlich erst unter Elisabeth, einer der mächtigsten und ausgezeichnetsten Königinnen, die sich jedoch durch den Mord der Königin Maria Stuart von Schottland befleckte. In den Niederlanden riefen Philipp II. und Herzog Albas Grausamkeiten gegen die Protestanten den blutigen Abfall der Niederlande (die katholischen Theile des Landes, das jetzige Belgien blieben spanisch) hervor. In Frankreich wurden die Protestanten (dort Hugenotten genannt) durch die furchtbare Pariser Bluthochzeit 1572 fast ganz vertilgt. Heinrich IV. gestattete ihnen zwar durch das Edikt von Nantes freie Religionsausübung 1598, allein Ludwig XIV. hob dies 1635 wieder auf und vertrieb sie durch Dragoner.

27. Am schrecklichsten hat das arme Deutschland für seinen Glauben bluten müssen. Die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. waren gerecht und duldsam gegen die Protestanten; aber schon unter Rudolph II. und dessen Bruder Matthias, der die den Böhmischen Protestanten (jetzt giebt es dort keine mehr) durch den Majestätsbrief zugesicherten Rechte verletzte, begannen sich 2 große bewaffnete Partheien in Deutschland zu bilden, die katholische Liga und die protestantische Union. Den Anlaß zum Ausbruch der Streitigkeiten gab 1618 eine Kirchenbau-Angelegenheit in Böhmen. Prag war der Ort, wo die erste Gewalt verübt wurde, indem Graf Thurn die kaiserlichen Räthe zum Fenster hinausstürzte. Leider war der König der Böhmen, Friedrich V. von der Pfalz einer solchen Zeit nicht gewachsen; er versäumte das Nöthigste und wurde am weißen Berge geschlagen; Kaiser Ferdinand III., ein fanatischer Katholik, übte furchtbare Rache, die protestantischen Fürsten, darüber empört, rüsteten sich, und unbefriedigt durch Partheigänger wie Ernst von Mansfeld, Markgraf Friedrich von Baden und Christian von Braunschweig, wendeten sie sich zuerst an den König Christian IV. von Dänemark, und als dieser von dem Feldherrn der Liga, Tilly, bei Lutter am Barenberge geschlagen wurde und Friede machte, an Gustav Adolph, den berühmten König der Schweden. Dieser, das Muster eines Fürsten, Kriegers und Christen, ob er gleich den Zerstörer von Magdeburg, den mordbrennerischen Tilly bei Leipzig und den mächtigen Wallenstein bei Lützen zugleich aufs Haupt schlug, fiel doch schon 1632 in dieser letzten Schlacht, und der Krieg, der unglückselige 30jährige Krieg, durch die schlauen und treulosen Franzosen immer aufs neue angefacht, dauerte noch 16 schreckliche Jahre, ehe der Friede von Münster und Osnabrück im Jahre 1648 ihm ein Ende machte. Dieser Friede endigte zwar die Religionsstreitigkeiten in so fern, als die Protestanten anerkannt und auch die Reformirten mit in den Augsburger Religionsfrieden aufgenommen wurden (bis dahin galt er nur für Lutheraner), aber doch blieben die Protestanten in andern als protestantischen Ländern bedrückt, so daß sich in unsern Tagen die Protestanten in den freien Ländern ihrer bedrängten Brüder in den Gustav-Adolph-Vereinen anzunehmen gedrungen gefühlt haben. Ganz entschieden ungünstig fiel aber jener Frieden in anderer Beziehung aus, denn Frankreich und Schweden rissen große Theile von Deutschland an sich. Das Elsaß ist noch bei Frankreich, Schwedisch Pommern dagegen gehört uns wieder.

28. Im Allgemeinen waren durch den Osnabrücker Frieden, statt Ruhe und Ordnung, Zwietracht und Feindschaft im Innern von Deutschland hervorgerufen, und hierzu gesellten sich gleich nach dem Tode Ferdinand's III. die ehrgeizigen Bestrebungen Ludwig's XIV., eines der glänzendsten und mächtigsten, aber auch verderbtesten und gewaltthätigsten Könige Frankreichs, und die fortdauernde Gefahr vor den Türken. Von Osten und Westen her war deshalb Deutschland während der Regierung Leopold's I. bedroht. Im Westen verlor es durch den Nimweger Frieden (1679) die Grafschaft Burgund und später durch die berüchtigten Reunionskammern *) Ludwig's XIV. die zehn elsassischen Reichsstädte nebst der Stadt Straßburg, die auch seit dem Waffenstillstande zu Regensburg (1684) bei Frankreich verblieben ist. Während die Ungarn

*) d. h. es wurde eine Kommission niedergesetzt, welche alles das ermitteln und in Anspruch nehmen sollte, was jemals bei Frankreich gewesen war.

den Gewaltschritten Leopold's sich widersetzten, benutzten die Türken diese Gelegenheit und drangen so weit vor, daß Wien (1683) nur durch deutsche und polnische Hülfe gerettet werden konnte. Kaum war diese Gefahr beseitigt, so machte Frankreich bei dem Aussterben der Kurlinie in der Pfalz neue Einfälle und ließ das zuletzt genannte Land gräßlich verheeren. Es sind damals 1200 Städte und Dörfer dem Erdboden gleich gemacht worden. Diesem Kampfe machte erst der Ryswicker Frieden (1697) ein Ende, durch welchen Deutschland, mit Ausnahme von Strasburg und der übrigen elsassischen Bezirke, Alles wieder erhielt, was es durch die Reunionskammern eingebüßt hatte. Zwei Jahre darauf (1699) kam auch der Waffenstillstand mit den Türken zu Karlowitz zu Stande, demzufolge ganz Ungarn an Oestreich fiel. Indeß mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts fing der Kampf um die Erbfolge Spaniens an. An diesem spanischen Erbfolge-Kriege nahmen auch die Engländer Theil, und die Feldherrn-Namen: Prinz Eugen von Deutscher, Marlborough von Englischer, von Französischer Seite aber Condé, Türenne 2c. sind seitdem in Aller Munde. Während dieses Krieges starb Leopold. Unter seiner Regierung (1692 bis 1705) wurde Braunschweig-Hannover zur neunten Kurwürde, und der Kurfürst von Brandenburg (1701) zum Könige von Preußen erhoben. Leopold's Sohn und Nachfolger, Joseph der Erste, regierte nur sechs Jahre unter kriegerischen Unruhen; er starb 1711 und hinterließ das Reich seinem Bruder Karl VI., der durch seine Einmischungen in die Angelegenheiten Polens in einen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, in welchem das deutsche Reich ganz Lothringen einbüßte. Karl's VI. Hauptbestreben, von den europäischen Mächten die Anerkennung der sogenannten Pragmatischen Sanction zu bewirken, durch welche er auch der weiblichen Linie in Oestreich die Erbfolge verschaffen wollte, gelang ihm nicht. Der Tod rief ihn 1740 ab, und es entbrannte nun ein wüthender Krieg um die östreichische Erbfolge, aus dem zwar die große Maria Theresia als Siegerin hervorging, an Preußen aber Schlesien verlor. Von hier an ist die Geschichte des Deutschen Reiches mehr eine Geschichte Oestreichs oder Preußens, und wir können daher nun zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte zurückkehren.

29. Joachim I. war im Jahre 1539 zur evangelischen Kirche übergetreten; da wurde denn bald fast das ganze Land protestantisch, eine Kirchenordnung gegeben und das Consistorium eingesetzt. Durch kluge und glückliche Erbverträge gewann der Churfürst seinem Lande manch schönes Stück Land und zu andern die Aussicht. Obgleich das Land unter ihm blühte, hinterließ er viel Schulden. Desto sparsamer war Johann Georg, unter dem die Juden aus der Mark vertrieben wurden, dagegen Colonisten ins Land gezogen. Joachim Friedrich hob äußere und innere Wohlfahrt durch Anlegung von Hüttenwerken und Schulen. Unter seinem Nachfolger Johann Sigismund kam Preußen, welches bis dahin von den Hochmeistern des Deutschen Ordens regiert worden war, aber unter polnischer Lehnshoheit stand, 1618 für immer an Brandenburg. Unter den Hochmeistern hatte schon einmal ein Markgraf Albrecht von Brandenburg Preußen inne gehabt und z. B. die Universität Königsberg gestiftet. Nach ihm hatten für seinen unmündigen Sohn erst Joachim Friedrich, dann Johann Siegesmund die Vormundschaft und die Regierung geführt, und als dieser Sohn starb, geschah das Obige, die Belehnung der Churfürsten von Brandenburg mit Preußen, so daß jetzt beide Länder eine Geschichte haben. Da jedoch die Be-

lehnung durch Polen geschah, fehlte es noch lange an Streitigkeiten und Kämpfen deswegen nicht. Von Johann Siegesmund merken wir noch, daß unter ihm auch die Länder Cleve und Mark-Ravensberg an Brandenburg fielen, und daß auch Jülich und Berg dazu gekommen sein würden, wenn nicht der Churfürst dem Pfalzgrafen, der auch Ansprüche darauf hatte, eine Ohrfeige gegeben hätte; dafür erhielt dieser in einem Vergleich jene beiden Theile. Endlich merken wir den Uebertritt dieses Churfürsten zur reformirten Kirche (s. oben §. 25.) und sein Glaubensbekenntniß (confessio Sigismundi), wodurch Unzufriedenheit in dem durch Theurung und Pest heimgesuchten Lande entsteht, so daß der Churfürst die Regierung niederlegt.

30. Ihm folgt sein Sohn (seine Tochter Maria Eleonora war an den großen Schwedenkönig Gustav Adolph verheirathet) Georg Wilhelm, der am allerunglücklichsten unter den Hohenzollern regiert hat, denn es fehlte ihm an aller Kraft, die doch zu einer so schweren Zeit, wie der des 30jährigen Krieges, so nöthig war. 1627 drangen die wilden kaiserlichen Schaaren auch in Brandenburg ein, sengend, raubend, Sitten und Land verderbend. Da trat der große Schwedenkönig auf den Kampfplatz. Man hätte meinen sollen, die bedrängten protestantischen Fürsten würden ihn jubelnd willkommen geheißen haben; aber die Furcht vor dem Kaiser und die geringe Meinung von dieses „Schneekönigs" Macht hielten sie ab. So auch Georg Wilhelm; die Schweden mußten erst drohen; aber darüber ging Zeit verloren, und als nun auch noch der Churfürst von Sachsen ihnen den Durchgang wehrte, fiel das arme Magdeburg und mit ihm 30,000 Einwohner. Doch die Strafe folgte; leider aber traf sie das Land mit, welches entsetzlich ausgesogen wurde, verödete und verwilderte.

31. Nun bestieg zwar 1640 einer der vortrefflichsten*) Regenten, Friedrich Wilhelm, der nachherige große Kurfürst, den Thron, allein es wäre kein Wunder gewesen, wenn auch ein so großer Mann bei dem Anblick seines Landes, als er es durchreiste, verzagt geworden wäre. Sein Vater hatte schon 1635 mit dem Kaiser Frieden geschlossen; er that es mit den Schweden, half wo er konnte, zog tüchtige fremde Kolonisten (Holländer, Schweizer u. s. w.) in sein Land, und mit Gottes Hülfe fing das Land bald wieder zu blühen an. Noch einige Jahre, und der Churfürst konnte schon wieder nach außen hin wirken und z. B. die Lehnsherrschaft Polens über Preußen abwerfen, das er von 1647 an unabhängig besaß. Mit ihm zugleich saß der herrschsüchtigste aller Könige, Ludwig XIV. auf dem französischen Throne. Als dieser das kleine Holland angriff, zog diesem der Churfürst, schon seiner nahe gelegenen Provinzen am Rhein und der Weser willen, zu Hülfe. Da hetzten ihm die Franzosen die Schweden ins Land, die sengend und mordend bis an die Elbe vordrangen, ehe der Churfürst kommen und sie bei Fehrbellin 1675 gänzlich schlagen konnte. Pommern, dessen größter Theil im Westphälischen Frieden den Schweden zugefallen war, fiel nun in seine Hände; doch die Franzosen, als sie mit dem Kaiser den Nimweger Frieden schlossen, entrissen es ihm wieder. Ebenso nahm ihm der Kaiser ganz willkührlich die dem Churfürsten durch Erbschaft zufallenden schlesischen Herzogthümer, und erst Friedrich der Große konnte seinen Vorfahr dafür rächen. Die Regierung Friedrich Wilhelms ist für sein Land äußerst segensreich gewesen. (Friedrich Wilhelms-Kanal, Einführung der Posten, die aus Frankreich vertriebenen betriebsamen

*) Siehe von ihm im Kinderfreund, S. 243 u. ff.

Protestanten aufgenommen). 1688 hinterließ er 1930 □Meilen mit 1,500,000 Einwohnern und dem ersten stehenden Heere von 30,000 Mann.

32. Unter dem folgenden Churfürsten Friedrich III., der sich am 18. Januar 1701 in Königsberg zum König Friedrich I. krönen ließ, wurden wieder manche Länderstrecken gewonnen am Rhein, am Harz und in der Schweiz, aber das Land ging in seinem Wohlstand rückwärts, da der König prachtliebend und verschwenderisch war. Er hat die Universität Halle gegründet, und einer ihrer Lehrer, ein Bild wahrer Frömmigkeit, August Hermann Franke, das berühmte hallesche Waisenhaus. Dieser König nahm Theil an dem schon genannten spanischen Erbfolgekriege, in welchem sich der Fürst Leopold von Dessau (der alte Dessauer) auszeichnete.

33. Friedrich Wilhelm I., der Sohn des vorigen, und seine Regierung sind im Kinderfreund selbst S. 244. u. ff. näher beschrieben. Hier sei nur noch erwähnt, daß der erste Theil seiner Regierung noch in den großen nordischen Krieg fiel, in dem namentlich Peter der Große, Czar von Rußland, dem dies Land seine Größe und Petersburg seine Gründung verdankt, und Karl XII. von Schweden, einer der kriegerischsten und abentheuerlichsten Fürsten einander gegenübertraten. Dieser Krieg verschaffte unserm Lande Vorpommern. Da der Kaiser Karl VI. in dieser Zeit einen Krieg mit Frankreich der Polnischen Königswahl wegen führen mußte (Polen war damals noch ein Wahlreich und hatte August III. von Sachsen zum Könige gewählt, Frankreich aber unterstützte den Stanislaus Lesczinsky), so nahm auch Brandenburg eine Zeit lang an diesem Kriege Theil, in welchem Deutschland ganz Lothringen verlor, welches jener Stanislaus erhielt. Friedrich Wilhelm starb 1740. Das Land verdankt diesem sonst tyrannischen und launischen Fürsten viel.

34. Ihm folgte sein von seinem Vater oft mißhandelter, später aber in Rheinsberg ruhig den Künsten und Wissenschaften lebender Sohn Friedrich II., der Große. Auch von ihm ist im Buche S. 247 u. ff. bereits das Wichtigste gesagt. Folgendes wird hier noch hinzuzufügen sein. Der Tod des Kaisers Karl VI., am 20. Oktober 1740, gab Friedrich Gelegenheit, die gerechten Ansprüche des großen Churfürsten auf Schlesien, von denen wir oben geredet, gegen Maria Theresia geltend zu machen. Er erklärte sich dafür bereit, sie im Besitze ihrer Länder zu schützen, ihren Gemahl, den Großherzog Franz von Toscana, als Kaiser anzuerkennen und sie mit Geld zu unterstützen. Als aber die Königin sein Anerbieten verwarf, kam es zu den schlesischen Kriegen. Am 11. Juni wurde zu Breslau der erste schlesische Krieg beendigt. Preußen behielt fast ganz Schlesien nebst der Grafschaft Glatz. Kaiser Karl VII., früher Churfürst von Baiern, den Friedrich und Frankreich gegen Franz aufgestellt hatten, der aber nur ein kurzes und unglückliches Kaiserthum genoß, lebte als französischer Flüchtling in Frankfurt von französischem Gelde. Friedrich II. hielt es für seine Pflicht, ihn zu schützen und machte der Königin Maria Theresia deshalb Vorstellungen. Diese aber hatte bereits mit England und Sachsen ein Bündniß geschlossen, um Schlesien zu erobern. So kam es zum zweiten schlesischen Kriege, den 1745 der Friede zu Dresden beendete, Sachsen zahlte die Kriegskosten, der König behielt Schlesien und erkannte Franz II. als deutschen Kaiser an. Das Wohl des Landes war jetzt Friedrich's Hauptsache. Ein neues Gesetzbuch wurde geschrieben, der plauensche Kanal gezogen. Das mit England geschlossene Bündniß (1756) und die Feindschaft mit Sachsens und Rußlands Herrschern

hatten die Folge, daß der dritte schlesische Krieg ausbrach. Man hatte eine allgemeine Zerstückelung Preußens beschlossen. Der sächsische Geheimschreiber Menzel unterrichtete Friedrich davon, und dieser kam seinen Feinden zuvor, und so kam es zum siebenjährigen Kriege. Der Tod der russischen Kaiserin Elisabeth am 5. Januar 1762 befreite den König aus aller Noth, in welche ihn dieser Krieg so oft brachte, und in welcher er am meisten seinen Heldenmuth und seine anderen große Eigenschaften zeigen konnte. Peter III. war nämlich ein großer Bewunderer des Königs, gab alle Eroberungen zurück, schloß Frieden und ließ 20,000 Russen für Preußen kämpfen. Alle anderen Feinde zogen sich nun ebenfalls zurück, und Maria Theresia schloß am 15. Februar 1763 den Frieden zu Hubertsburg. Preußen blieb im Besitze Schlesiens. 1772 wurde das stets unruhige Polen von Rußland, Oestreich und Preußen getheilt. Dadurch wurde Westpreußen, ohne Danzig und Thorn, ein Besitzthum Friedrich's. Der Friede zu Teschen 1779 beendigte den bairischen Erbfolgekrieg, an welchem Friedrich auch Theil nahm. Der große König war leider ein zu großer Bewunderer der Franzosen, als daß er die erst jetzt sich entwickelnde Literatur (Schriftstellerkunst) Deutschlands recht zu schätzen vermocht hätte. Unter ihm lebten Ramler, Gleim, Gellert. Friedrich der Große starb am 17. August 1786.

35. Ihm folgte sein Brudersohn Friedrich Wilhelm II. Dieser nahm im Jahre 1792 an dem Kriege gegen Frankreich Theil, wo durch das wichtigste Ereigniß der neueren Geschichte, die schreckliche aber unermeßlich folgenreiche französische Revolution, die Regierungsformen, die bis dahin in ganz Europa gegolten hatten, für immer erschüttert wurden. Die Franzosen ließen ihren damaligen König Ludwig XVI. entgelten, was seine Vorgänger verschuldet hatten; sie enthaupteten ihn. Dies brachte fast das ganze übrige Europa gegen sie in Waffen, aber, trotz vieler Siege, im Ganzen unglücklich. Im Jahre 1795 schließt Preußen den Baseler Frieden und verliert seine Besitzungen jenseit des Rheins. In der zweiten und dritten Theilung Polens, 1793 und 1795, erhielt Friedrich Wilhelm II. Danzig und Thorn.

36. Friedrich Wilhelm III. folgte seinem Vater in der Regierung (1797). Die ersten 9 Jahre widmete der gute König dem Wohle seines Landes ausschließlich, während die übrigen Mächte mit Frankreich Krieg führten. In dieser Zeit verwendete er 25 Millionen auf Bauten, Schulen, Urbarmachung u. s. w. und tilgte außerdem noch 23 Millionen Schulden. Inzwischen hatten sich die Dinge in Frankreich wieder umgewendet. Aus der Republik (Volksherrschaft) war erst ein Direktorium, dann ein Konsulat, endlich 1804 wieder ein Kaiserreich geworden. Volksherrschaften pflegen die wildesten Kräfte aufzurufen. Diese hatten in Frankreich gewüthet und in Blut förmlich gewatet. Napoleon, nach Friedrich II. der größte Feldherr der ganzen neueren Geschichte, bezwang die Revolution durch Kanonen und Ruhm, denn er siegte in so vielen Schlachten, unternahm so kühne Züge, dehnte Frankreich so ungeheuer aus, daß so viel Glück und Geschick ihn von selbst an die Spitze stellten. Seine Absicht war, alle Staaten Europas unter Frankreich und unter ihm als Kaiser zu einem großen Reiche zu vereinigen und England, welches er zur See nicht besiegen konnte, so unschädlich zu machen.

37. Am heldenmüthigsten kämpfte Oestreich gegen diesen Riesenplan, theils in Italien, theils am Rhein, theils im eigenen Lande. Es schloß drei Mal Frieden (zu Campoformio 1797, zu Lüneville

1801, zu Presburg 1805), und drei Mal sah es sich genöthigt, den Krieg wieder zu beginnen, da Napoleon keinen Frieden wollte und keine Verträge achtete. Der letzte Frieden hätte vermieden, und der nach der 3 Kaiserschlacht bei Austerlitz (Rußland, Oestreich, Frankreich) unentschiedene Krieg vortheilhaft fortgesetzt werden können, wenn Preußen, welches bei diesem Kriege, an dem es nicht Theil nahm, feindlich behandelt worden war, entschieden aufgetreten wäre. Dies geschahe nicht. Dafür verlor es drei Napoleon günstig gelegene Theile und erhielt dafür das England gehörige Hannover. Doch schon im nächsten Jahre bietet es Napoleon England und bildet gegen Preußen und Oestreich den unter seinem Schutz stehenden Rheinbund der kleineren deutschen Fürsten, mit welchem die ganze alte deutsche Reichsverfassung aufhört, und Oestreich der deutschen Kaiserwürde entsagt. So sah sich Friedrich Wilhelm III. genöthigt, Frankreich 1806 den Krieg zu erklären. Mit diesem beginnt die unglücklichste Zeit unseres Vaterlandes. Prinz Ludwig von Preußen ward bei Saalfeld geschlagen, und am 14. Oktober siegte Napoleon bei Jena und Auerstädt. Darauf fielen die meisten Festungen in Folge einer Feigheit und Verrätherei unserer Generale, die es zeigten, wie nothwendig eine blutige Reinigung unseres Volkes war, in die Hände der Franzosen, und schon am 27. Oktober zog Napoleon in Berlin ein. Der König war nach Königsberg in Ostpreußen geflohen. Der preußische Feldherr Lestocq vereinigte sich mit dem Russen Benningsen zum Schutze Preußens; im Anfange des Jahres 1807 wurde bei Eylau unentschieden gekämpft, und am 24. Mai mußte sich Danzig, trotz der Vertheidigung Kalkreuths, den Franzosen übergeben. Nachdem die Verbündeten bei Friedland am 14. Juni geschlagen waren, beendigte endlich der 9. Juli durch den Frieden zu Tilsit den unglücklichen Krieg. Preußen verlor das Land jenseits der Elbe und Alles, was die zweite und dritte Theilung Polens eingebracht hatten.

38. Schlimmer noch als der Krieg war der Friede mit den unerhörten Geldsummen, die die Franzosen erpreßten, mit dem Druck der Besatzung, und als diese abzog und der König wieder nach Berlin zurückkehrte, wurde das Maß der Leiden voll durch den Tod der vielgeliebten Königin Luise, 1809. Doch es war nun Friede, und der König benutzte ihn treu, um Land und Heer zu bessern. Der Bauerstand wurde frei gegeben, die Städteordnung eingeführt. Inzwischen versuchte es Oestreich noch einmal, das verhaßte Joch, das auf Deutschland ruhte, abzuschütteln. Es focht die glänzenden aber unglücklichen Schlachten bei Aspern und Wagram; die Tyroler, an ihrer Spitze der edle Andreas Hofer, standen vergeblich auf. Der Frieden von Wien 1809 schwächte Oestreich gänzlich. Napoleon war nun auf der Höhe seiner Macht, und in der Verblendung derselben unternahm er im Sommer 1812 seinen großen Kriegszug gegen Rußland; eine preußische Hülfsschaar unter York zog mit. Napoleon zog siegreich am 14. September in Moskau ein. Nach dem Brande Moskaus sah er sich, von allen Mitteln entblößt, den Rückzug anzutreten genöthigt. Hunger, Kälte und das Schwert der verfolgenden Russen rieben den größten Theil des französischen Heeres auf. Unterdessen sagte sich York, zwar ohne Einwilligung seines Königs, aber in voller Uebereinstimmung mit der Meinung des ganzen Volkes, von Napoleon los und gestattete den Russen ungehinderten Eingang in Preußen. Der König Friedrich Wilhelm erließ nun am 3. Februar 1813 den berühmten, im Kinderfreund S. 274 zu lesenden Aufruf an

sein Volk, und am 17. März die Kriegserklärung gegen Napoleon. Hohe Begeisterung bemächtigte sich Aller. Jeder gab sein Letztes willig hin; das Volk war durch die langen Leiden ein anderes geworden. Am 5. April wurde Eugen, Unterkönig von Italien, bei Möckern zurückgeschlagen. Am 2. Mai wurde unentschieden bei Lützen und Groß-Görschen gegen Napoleon gefochten, wobei Scharnhorst und Blücher verwundet wurden. Am 4. Juni wurde ein Waffenstillstand auf sechs Wochen geschlossen. Während desselben, am 17. Juni, überfielen die Franzosen die Lützow'sche Freischaar und tödteten Viele, unter andern den jungen Dichter Theodor Körner. Scharnhorst, der in Gemeinschaft mit Männern wie Stein, Hardenberg, Arndt und Andere den Aufstand des Volkes und dessen Begeisterung vorbereitet hatte, starb in Prag, und Oestreich trat mit 200,000 Kriegern auf die Seite der Verbündeten. Bülow schlug Oudinot bei Groß-Beeren am 23. August, und Blücher den Marschall Macdonald an der Katzbach am 26. August. An demselben Tage wurde aber auch Schwarzenberg bei Dresden geschlagen. Am 30. August siegte Kleist bei Kulm, und Vandamme wurde gefangen genommen. Bülow und Tauenzien schlugen am 6. September bei Dennewitz den Marschall Ney, und bei Wartenberg siegte York über Bertrand. Am 16., 18. und 19. Oktober wurde die Völkerschlacht bei Leipzig*) geschlagen, durch welche Deutschland seine Befreiung vom französischen Joche erkämpfte. Noch im Jahre 1813 ging die Hälfte der in Deutschland und Polen von den Franzosen besetzten Festungen über, unter diesen auch Danzig, worin Rapp befehligte, und das während der Belagerung entsetzlich viel zu leiden hatte.

39. Im Anfange des Jahres 1814 drangen die Verbündeten in Frankreich ein. Bei Brienne wurde Blücher von Napoleon am 29. Januar, bei La Rothière aber Napoleon von Blücher am 1. Februar überwunden. Am 9. und 10. März siegte dieser bei Laon über Napoleon. Die Verbündeten gingen auf Paris los. Nach einem siegreichen aber hartnäckigen Kampfe vor Paris am 30. März, mußte diese große Stadt am 31. März ihre Thore den Verbündeten öffnen. Mit Napoleon wollte man nicht unterhandeln, und es wurde deshalb Ludwig XVIII., der Bruder Ludwig's XVI., auf den Königsthron gerufen. Napoleon wurde nach Elba verwiesen, und am 30. Mai schloß Europa seinen ersten Frieden mit Frankreich zu Paris. Napoleon kehrte indessen am 1. März 1815 nach Frankreich zurück. Das von Ludwig XVIII. ausgesandte Heer ging zu ihm über, und Ludwig selbst mußte fliehen. Die Rüstungen nahmen in Europa wieder ihren Anfang. Blücher wurde bei Ligny am 16. Juni geschlagen. Bei Waterloo erlitt Napoleon am 18. Juni eine gänzliche Niederlage durch Wellington und Blücher. Gneisenau verfolgte die Franzosen und erbeutete den Wagen Napoleon's, der ohne Hut und Degen entfloh. (La belle Alliance.) Am 10. Juli ergab sich Napoleon den Engländern und wurde nach St.-Helena gebracht, wo er am 5. Mai 1821 starb. Am 20. November 1815 schloß Europa den zweiten Frieden mit Frankreich zu Paris. Frankreich behielt Alles, was es vor Beginn der Revolution gehabt hatte, mußte aber große Summen zahlen, das Heer der Verbündeten lange Zeit unterhalten, die geraubten Kunstschätze herausgeben und Ludwig XVIII. als König anerkennen. Preußen erhielt Alles bis auf Anspach und Baireuth zurück.

---

*) Siehe im Kinderfreund S. 268.

Am Rhein wurden seine Besitzungen vermehrt und ein Theil Sachsens wurde hinzugefügt; ferner Posen, Danzig und Schwedisch-Pommern.

40. Von da an bildete Deutschland einen Staatenbund (seit dem Kongreß oder der Zusammenkunft der deutschen Fürsten in Wien) der durch den Bundestag in Frankfurt a. M. vertreten und geleitet wurde. Ohne daß für das Ganze eine eigentliche Verfassung bestand, erhielt oder behielt jeder Staat seine ihm eigenthümliche Verfassung, denn mit dem Staatenbund war es nur darauf abgesehen, den Frieden nach außen und die Ruhe nach innen zu erhalten und zu sichern. So bestanden denn der Verfassungen viele in Deutschland. Würtemberg, Baden, Hessen, Sachsen u. s. w. hatten oder erhielten eine konstitutionelle Verfassung, das ist eine solche, in welcher die Abgeordneten des Volkes in einer oder zwei Kammern neben der Regierung stehen, die Minister zwar vom Fürsten gewählt, aber dem Volke verantwortlich sind und Gesetze und Abgaben nur mit Zustimmung jener beiden Kammern auferlegt werden können. Andre Staaten, z. B. Meklenburg, hatten eine ständische Verfassung, d. h. gewisse Stände im Staat (Adel, Grundbesitzer u. s. w.) hatten das Recht gehört zu werden, wenn Gesetze oder Auflagen gemacht werden sollten. Andere endlich, wie Preußen, hatten eine rein monarchische Verfassung, das ist eine solche, in welcher Alles von dem Monarchen (Fürsten, Herzoge, Könige) allein ausgeht. Preußen fühlte sich bei einer solchen Verfassung glücklich und war dabei unter vielen vortrefflichen Fürsten groß und mächtig geworden. Namentlich der Regierung Friedrich Wilhelms III., der in jedem Sinne ein Vater seines Volkes genannt zu werden verdient, verdankt Preußen den mächtigen innern Aufschwung, den er der äußern Größe und Macht hinzufügte, welche ihm Friedrich der Große vorgezeichnet und gegeben hatte. Heerwesen, Finanzen (Verwaltung der Staatseinkünfte) und Postwesen, wurden trefflich unter Friedrich Wilhelm III. geordnet, Handel und Gewerbe blühten, Religion, Kunst und Wissenschaft wurden beschützt und gefördert, und unter dem Segen eines fast dreißigjährigen Friedens gelangte Preußen zu einer Macht und einem Ansehn, welche es, obgleich verhältnißmäßig klein an Umfang, den übrigen Großmächten Europas gleichstellte.

41. Mit der Thronbesteigung seines Sohnes Friedrich Wilhelm IV., eines der wohlwollendsten und begabtesten Fürsten Preußens, beginnt für Preußen eine neue Zeit. Es war schon seit dem Befreiungskriege der Wunsch vieler Staatsmänner, ja eine Zeit lang selbst die Absicht des verstorbenen Königs gewesen, in Preußen die oben beschriebene konstitutionelle Regierungsform einzuführen. Oestreichs Einfluß und die Furcht vor den Gefahren und vor der Aufregung, welche eine solche Veränderung mit sich bringen müßte, hatten den für die Ruhe seines Landes besorgten Fürsten davon abgehalten. Nun aber nahm sein Nachfolger die früheren Wünsche und Absichten wieder auf, sprach dies bei seinem Regierungsantritt in Worten aus — wie er denn überhaupt einer der beredtesten Monarchen unserer Zeiten, ja, vielleicht aller Zeiten ist — und erregte dadurch soviel theils falsche, theils übertriebene Erwartungen, daß wir uns daraus erklären müssen, was hernach geschah. Denn er wollte das Volk zum Gebrauch einer größeren Freiheit allmählich heranbilden, das Volk aber nahm sie sich urplötzlich durch einen Gewaltschritt, den man die Revolution des Jahres 1848 nennt. Vorbereitet wurde dieselbe durch eine zweite oder eigentlich dritte Revolution in Frankreich. Denn nach derjenigen ersten, welche wir im Jahre 1792 kennen gelernt haben,

hatte eine zweite im Jahre 1830 stattgefunden, wo die Franzosen den König Karl X. entthronten (man nennt die Königsfamilie aus welcher er stammt die Bourbons) und einen Fürsten aus dem Hause Orleans, einer andern Königsfamilie, unter dem Namen Ludwig Philipp erwählten, nachdem sie schon früher die bereits oft genannte konstitutionelle Regierungsform eingeführt hatten. Nun aber jagten die Franzosen im Jahr 1848 auch diesen, einen der klügsten, aber gewissermaßen zu klugen nämlich schlauen Monarchen fort, und führten die republikanische Regierungsform ein, das ist diejenige, bei welcher Alles vom Volke ausgeht, Gesetzgebung und Regiment, und nicht ein Fürst, sondern ein auf 3 oder 4 Jahre gewählter Präsident an der Spitze steht; der jetzige heißt Ludwig Bonaparte und ist ein Neffe des berühmten obengenannten Kaisers (36). Frankreich, welches das Mißgeschick hat, immer mit bösem Beispiel der übrigen Europäischen Welt voranzugehen, that dies nun auch im Jahre 1848 bei seiner dritten Revolution, denn diese war das Zeichen zur Auflehnung und Empörung fast aller Völker Europas (mit Ausnahme Englands, Rußlands, Schwedens und Norwegens und Belgiens). In Italien mußte der Papst aus Rom nach Neapel fliehen und später sich durch die Franzosen wieder in sein Reich einsetzen lassen; Sicilien riß sich von Neapel los, Ungarn und Oberitalien von Oestreich, Schleswig-Holstein von Dänemark, Neufchatell von Preußen *). In Oestreich stand Wien, in Preußen Berlin, in Sachsen Dresden, in Baden das ganze Land gegen seine Regierung auf, und wie auf ein verabredetes Zeichen loderte der Brand des Aufruhrs und das Feuer des Bürgerkrieges in halb Europa empor. Wie man den Sand der Mark unempfänglich für Erdbeben gehalten hatte, so das deutsche Volk unfähig für Empörung gegen seine Fürsten; aber überall floß Blut, ereigneten sich entsetzliche Auftritte und zeigte sich das Volk, das für das sittlichste und christlichste in Europa gehalten wurde, in einer Rohheit und Entartung, die ein trauriges Zeugniß geben von dem sittlichen Zustande unseres Volkes. Freilich darf man zur Entschuldigung sagen, daß von der einen Seite Vieles versehen und versäumt worden, und z. B. die Noth der arbeitenden Stände bei der Vertheilung der Steuern nicht hinreichend berücksichtigt war, so daß im Winter des Jahres 1846 eine förmliche Hungerseuche ausbrechen konnte. Und von der andern Seite muß man bedenken, daß das Volk offenbar in den Händen von meistens fremden Verführern war, immer aber muß aufs Bestimmteste ausgesprochen worden, daß jede gewaltsame Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit wider Gottes Gebot ist.

42. Zur Ehre des deutschen Volkes sei es jedoch gesagt, daß sich bald die Bessern dieser wilden Bewegung bemächtigten, daß das Volk selbst einsah, an welchen Abgrund es geführt worden war und das Unsittliche und Gemeine von selbst auswarf. So gelang es denn der Regierung innerhalb etwa eines Jahres — die Minister Camphausen, Auerswald und Schwerin sind hier mit Ehren, und Brandenburg und Manteuffel mit Dankbarkeit zu nennen — die Zügel des Staates wieder mit fester Hand zu ergreifen und Gesetz und Ordnung wieder zurückzuführen. Und auch dies ist ein Zeugniß von dem besseren Geiste, der sich bei dieser Gelegenheit im deutschen Volke geltend machte, daß es vor Allem

*) Ein schweizerischer Kanton, der nach dem Pariser Frieden an Preußen gekommen war.

diese Zeit und Gelegenheit dazu benutzen wollte, die lang ersehnte und so nöthige Einheit aller deutschen Völker herzustellen, um sowohl alle die kleinlichen und trennenden Unterschiede im Zoll- und Grenz-, Paß- und Münzwesen aufzuheben, als auch sich stark und mächtig allen Feinden seiner Ruhe, Ehre und Macht gegenüberzustellen. Wie nöthig das war, das zeigte sich noch in demselben Jahre 1848, als Dänemark, welches, wie wir in der Geographie gesehen haben, seinen deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein nicht gestatten wollte, sich fester an Deutschland anzuschließen, Preußen den Krieg erklärte, das im Namen und Auftrage des deutschen Bundes es zwingen wollte, gegen diese seine Provinzen, ohne sie jedoch ganz von Dänemark losreißen zu wollen, gerecht zu sein. In Folge jenes Mangels an Einheit hatte Deutschland keine Flotte (Seeschiffe, Kriegsschiffe) und konnte es, trotz aller Siege zu Lande, nicht hindern, daß das kleine Dänemark dem großen Deutschland alle Häfen und damit allen Handel versperrte, so daß es, zumal als es sah, daß auch Rußland sich auf Seiten Dänemarks stellte, gute Miene zum bösen Spiel machte und Frieden schloß. Nun also wurden Abgeordnete aus allen deutschen Landen nach Frankfurt a. M. gesandt, um in einer National- oder Reichsversammlung dem ganzen Deutschland eine gemeinschaftliche Verfassung zu entwerfen und dann über eine solche sich mit den deutschen Fürsten zu verständigen. Preußens König ging hier wieder Allen mit gutem Willen und gutem Beispiel voran und man sang damals überall fröhlich E. M. Arndts Lied vom „ganzen Deutschland" und die Farben desselben, schwarz, roth und gold flatterten lustig überall. Allein den armen Deutschen ist diese Freude gar bald theils übel verdorben worden, theils haben sie sich selbst darum gebracht.

43. Inzwischen hatten auch in den einzelnen deutschen Staaten, welche noch nicht konstitutionelle Verfassungen hatten, die Fürsten im Verein mit den Besonnenern und Bessern ihres Landes National-Versammlungen und Kammern berufen, um mit ihnen sich über die neue Verfassung zu berathen und zu vereinigen. Allein aller Orten wollte das gut gemeinte Werk nicht gelingen: hier verlangte man den Fürsten zu viel, dort muthete man ihnen wirklich zu viel zu; hier wurde die Verfassung zwar eingeführt, aber nicht durchgeführt, dort bereute man schnell, was man scheinbar willig gethan hatte, und überall zeigte sich ein trauriger Zwiespalt unter den Fürsten Deutschlands, wie innerhalb der verschiedenen Völkerstämme. Auch in Preußen wurde die konstitutionelle Staatsverfassung im Anfange des Jahre 1850 nach langen Kämpfen, und nachdem die Volksvertretung zu wiederholten Malen aufgelöst worden war, endlich eingeführt und beschworen, ohne jedoch bis jetzt die Parteien versöhnen und alle Wünsche befriedigen zu können. Was von den andern deutschen Staaten zu erzählen ist, ist in der Geographie bei den einzelnen mitgetheilt worden, und soll hier nur das nachgeholt werden, daß in Sachsen und in Baden, wo die Regierungen zu schwach dazu waren, der Aufruhr durch Preußens Krieger, welche sich überhaupt während dieser ganzen Revolutionszeit einen hohen Ruhm durch Tapferkeit, Mannszucht und Bildung erworben haben, im Jahre 1849 kräftig zu Boden geschlagen worden ist, daß dagegen in Hessen durch die Willkühr der dortigen Regierung und namentlich des Ministers Hassenpflug die traurigsten Zustände herbeigeführt worden sind, indem ein ganzes Volk, das nichts wollte, als die von Fürst und Volk beschworene Verfassung halten, mit Hülfe der Deutschen Bundestruppen, namentlich Oestreichs und

Bayerns, ohne daß Preußen es hindern konnte, mit Gewalt seiner Verfassung beraubt und unter das frühere Regiment zurückgezwungen wurde. Gleich Schleswig-Holstein, von welchem wir dies bereits in der Geographie erzählt haben, erwarten die Angelegenheiten Hessens ihre Entscheidung und Anordnung von dem Deutschen Bunde; bis jetzt jedoch vergeblich, und in beiden Ländern, (namentlich aber in Schleswig) hausen dort die von dem Deutschen Bunde, nicht durch eigne Macht, wieder eingesetzten Landesbehörden, hier die Feinde Deutschlands auf eine mit Schmerz und Unwillen erfüllende Weise.

44. Was in Preußen wenigstens zum Theil, wiewohl nur äußerlich, gelungen ist: Regierung und Volk mit einander zu versöhnen und Gesetz, Ordnung und Ruhe wieder in das erschütterte und beunruhigte Land einzuführen, das ist leider im gesammten Deutschland nicht gelungen. Ruhe und Ordnung sind zwar überall, wenn auch mit Gewalt, hergestellt worden, allein die Einheit Deutschlands ist bis jetzt nicht zu Stande gekommen. Die Nationalversammlung in Frankfurt a. M., nachdem sie den Erzherzog Johann von Oestreich während der Dauer ihrer Verhandlungen zum Reichsverweser erwählt hatte, bot endlich nach vielen Kämpfen und schrecklichen Scenen in Frankfurt unserm Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone an. Er konnte sie nicht annehmen, da die deutschen Fürsten dazu ihre Zustimmung nicht gegeben hatten. Bald überschritt nun die Versammlung ihre Aufgabe soweit, daß sie aufgelöst werden mußte, und die Fürsten nun in ihre Hände nahmen und versuchten, was den Völkern nicht gelungen war. Bis jetzt haben leider diese Versuche keinen bessern Erfolg gehabt. Zuerst schlossen Preußen, Sachsen und Hannover das sogenannte Dreikönigs-Bündniß, um vom Norden Deutschlands aus eine Einigung herzustellen. Als dies Bündniß durch den Einfluß Oestreichs getrennt wurde, stellte sich unser König sodann an die Spitze der sogenannten deutschen Union, ebenfalls einem Bündniß der Fürsten Nord- und Mittel-Deutschlands. Allein der Süden, theils durch die natürliche Eifersucht Oestreichs auf Preußens Einfluß, theils durch die Trennung zwischen Katholiken und Protestanten schwer mit dem Norden zu einigen, hat auch dieses mit größter Theilnahme der Einsichtigern und Bessern unter den Völkern aufgenommene Werk zerstört, und der überwiegende Einfluß Oestreichs, den es mit Hülfe Rußlands in Deutschland wieder erlangt hat, hat es durchgesetzt, daß die deutschen Fürsten und selbst Preußen sich dazu verstanden haben, auf den alten Zustand, den Staatenbund, wieder zurückzugehen. Oestreich, welches diese alte Ordnung der Dinge nie ganz aufgegeben und sie mit großer Klugheit und Festigkeit zu seinem eigenen Nutzen zu gebrauchen verstanden hatte, hat daher die Fürsten aufs neue, hier in Dresden, dort in Frankfurt a. M. versammelt, um den Versuch zu machen, Deutschland nach seinen Plänen und Absichten zu vereinen. Ob es ihm gelingen wird, steht noch dahin, ist aber keineswegs zu wünschen.

Berlin, gedruckt in der Deckerschen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.

Bild.

Wilmsen